

ABSCHLUSSBERICHT

Was brauchen wohnungslose Frauen? Alltagsbewältigung, Raumerfahrung und Versorgungsangebote aus Sicht Wohnungsloser Frauen.

Eine qualitative Erhebung in Verbindung
mit einer wissenschaftlichen Begleitung
eines neu eingerichteten frauenspezifischen Versorgungsangebotes
in Freiburg i. Br.

Gefördert
aus dem Förderprogramm Frauenforschung
Baden-Württemberg
4/1999 – 6/2000

Prof. Dr. Cornelia Helfferich
Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut
der Kontaktstelle Forschung der Ev. Fachhochschule Freiburg, SoFFI K.
Wilhelmstr. 15
79098 Freiburg
Tel. 0761 – 276624, Fax: 276625,
E-Mail: Soffi.K@swol.de

Mitarbeiterinnen:
Angelika Hägele, Dipl. Soz.Päd.
Anneliese Hendel-Kramer, M.A. soz.
Alexandra Heneka, M.A. soz.

Freiburg, September 2000

2 Was brauchen wohnungslose Frauen?

INHALTSVERZEICHNIS

VORBEMERKUNG	4
1 EINLEITUNG	6
1.1 DIE VERORTUNG DES FORSCHUNGSPROJEKTES: WOHNUNGSLOSIGKEIT VON FRAUEN IN DER SOZIALEN PRAXIS, IN DER STADTZOLOGIE UND IN DER FRAUENFORSCHUNG	6
1.2 FORSCHUNGSDESIGN, FORSCHUNGSMETHODEN UND FORSCHUNGSERFAHRUNGEN	14
1.3 AUFBAU DES BERICHTS	16
1.4 FORSCHUNGSSTAND ZUR SITUATION WOHNUNGSLOSER FRAUEN	18
2 DIE ANLAUF- UND FACHBERATUNGSSTELLE	22
2.1 DIE GESCHICHTE DER STELLE	22
2.2 KONZEPTION UND ANGEBOTE DER STELLE	23
2.3 DER ARBEITSKREIS ‚FRAUENLEBEN-FRAUENWOHNEN‘	27
2.4 DAS NETZ VON ANGEBOTEN FÜR WOHNUNGSLOSE FRAUEN IN FREIBURG	28
3 NETZWERKE VON HILFEN AUS SUBJEKTIVER SICHT	31
3.1 METHODIK UND INSTRUMENTE	32
3.2 DIE INFORMELLEN UND FORMELLEN ‚KNOTEN‘ IM NETZ DER SUBJEKTIVEN HILFEN	33
3.3 KONFIGURATIONEN UND PROZESSE	42
3.4 FAZIT	46
4 ERGEBNISSE DER WISSENSCHAFTLICHEN BEGLEITUNG	50
4.1 ÜBERSICHT ÜBER DIE EINGESETZTEN INSTRUMENTE	52
4.2 ERREICHEN DER ZIELGRUPPE: WELCHE FRAUEN NAHMEN KONTAKT MIT DER FACHBERATUNGSSTELLE AUF?	57
4.2.1 <i>Frauen, die persönlich in die Fachberatungsstelle kamen: Wege in die Fachberatungsstelle</i>	58
4.2.2 <i>Telefonische Kontakte</i>	65
4.3 KONTAKTVERLÄUFE UND ERFOLGSEINSCHÄTZUNG	66
4.3.1 <i>Was heißt hier Erfolg? Und wie läßt er sich bewerten?</i>	66
4.3.2 <i>Muster 1: Kurze, erfolgreiche Kontakte</i>	68
4.3.3 <i>Muster 2: Beziehungsaufbau im offenen Bereich und/oder über praktische Unterstützung als Voraussetzung für Beratung bei komplexen Bedarfslagen</i>	78
4.3.4 <i>Muster 3: Lange Kontakte und stets neuer Bedarf bei komplexen Bedarfslagen</i>	82
4.3.5 <i>Muster 4: Der Kontakt läßt sich nicht halten</i>	89
4.3.6 <i>Fazit - zur Bedeutung von Gewalterfahrungen, psychischen Belastungen und Substanzabhängigkeit für die Kontaktverläufe</i>	95
4.4 VERNETZUNG DER FACHBERATUNGSSTELLE MIT ANDEREN EINRICHTUNGEN AM ORT	103
4.4.1 <i>Ausmaß der Vernetzung (Kontaktdokumentation) und ihre Bewertung aus der Sicht der Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle (Mitarbeiterinnenbefragung)</i>	104
4.4.2 <i>Telefonkontakte der Fachberatungsstelle mit anderen Einrichtungen</i>	108
4.4.3 <i>Vernetzung aus Sicht der in dem Arbeitskreis ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘ zusammengeschlossenen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe</i>	108
4.4.4 <i>Zusammenfassung</i>	110
4.5 BEWERTUNG DER FACHBERATUNGSSTELLE	110
4.5.1 <i>Bewertung aus der Sicht der Klientinnen (Klientinnenfragebogen)</i>	111
4.5.2 <i>Bewertung aus der Sicht des Arbeitskreises ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ (Kooperationsbefragung)</i>	116
4.5.3 <i>Bewertung aus der Sicht der Mitarbeiterinnen (Mitarbeiterinnenbefragung)</i>	118
4.5.4 <i>Zusammenfassung</i>	120
4.6 ZUSAMMENFASSENDE DISKUSSION: EVALUATION DER FACHBERATUNGSSTELLE	121

5	SUBJEKTIVE RAUMWAHRNEHMUNG UND TAKTIKEN, WOHNEN HERZUSTELLEN – ERGEBNISSE DER STADTDISKUSSIONEN.....	129
5.1	KOMBINATION VON GRUPPENDISKUSSION UND MENTAL MAP: BEGRÜNDUNG UND BESCHREIBUNG DER EMPIRISCHEN METHODE	129
5.1.1	<i>Gruppendiskussionen als qualitatives Verfahren.....</i>	131
5.1.2	<i>„Mental Map“ – Konzept und Konzeptualisierung</i>	133
5.1.3	<i>Die spezifische Verfahrenskombination und das konkrete Vorgehen.....</i>	135
5.1.4	<i>Erfahrungen mit der Methode</i>	137
5.2	DER THEORETISCHE RAHMEN	139
5.2.1	<i>Wohnen als Wohnung.....</i>	140
5.2.2	<i>Konzeptualisierungen zur Räumlichkeit der Stadt</i>	141
5.2.3	<i>Die soziale Aneignung des Raumes und Regionalisierungsweisen</i>	143
5.2.4	<i>Taktiken und Überlebensstrategien.....</i>	147
5.2.5	<i>Geschlechteraspekte.....</i>	150
5.3	KONSTRUKTION SEMANTISCHER KATEGORIEN: RÄUMLICHE KONFIGURATIONEN UND TAKTIKEN DER ALLTAGSORGANISATION	153
5.3.1	<i>Parallelität von sozialer und räumlicher Strukturierung: Grenzen und Durchlässigkeit.....</i>	154
5.3.2	<i>Kein Ort, auf den Verlaß ist</i>	170
5.3.3	<i>Nutzen und Taktiken</i>	175
5.4	GRUPPENSPEZIFISCHE RAUMWAHRNEHMUNG, ANEIGNUNGSSTRATEGIEN UND WOHNTAKTIKEN.....	191
5.4.1	<i>Alternativorientierte (Wagenburg, Hardcore-Punk; Gruppe 3).....</i>	191
5.4.2	<i>Substituierte (Gruppe 2).....</i>	197
5.4.3	<i>Substituierte und früher heroinabhängige Prostituierte (Gruppe 1).....</i>	204
5.4.4	<i>Junge Mütter mit Distanz zu Wohnungslosigkeit in ihrer Vorgeschichte (Gruppe 5)....</i>	211
5.4.5	<i>Junge wohnungslose Frauen (Gruppe 7).....</i>	219
5.4.6	<i>Einzelgängerin: Starke gesundheitliche Probleme (Gruppe 8).....</i>	225
5.4.7	<i>Einzelgängerin: Psychische Erkrankung (Gruppe 4).....</i>	233
5.4.8	<i>Wagenburg als feste Wohnung (Gruppe 6)</i>	239
6	ZUSAMMENFASSUNG: WAS BRAUCHEN WOHNUNGSLOSE FRAUEN?	250
	LITERATURVERZEICHNIS	265
	ANHANG ZUM ABSCHLUSSBERICHT.....	271

Vorbemerkung

Das Projekt ‚Was brauchen wohnungslose Frauen‘ wurde aus dem Förderprogramm Frauenforschung des Sozialministeriums Baden-Württemberg finanziert. Dem Ministerium sei an allererster Stelle gedankt, dass es diese Arbeit ermöglicht hat. Wir hoffen, dass wir den Erwartungen der Förderkommission, zur Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung beizutragen, gerecht werden. Auch ohne das Diakonische Werk wäre das Projekt nicht möglich gewesen: Das Diakonische Werk ist Träger der Fachberatungsstelle¹, die im Zentrum der Forschung steht als eine zu evaluierende Einrichtung und als Ort des Kontaktes zu wohnungslosen Frauen. Wir danken an dieser Stelle für das Engagement, das zur Gründung der Fachberatungsstelle führte, für den Mut, sich auf unser Vorhaben einzulassen und sich ‚beforschen‘ zu lassen, und für die gute Kooperation.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen die wohnungslosen Frauen. Wir bedanken uns bei denen, die uns Rückmeldungen gegeben haben, wie sie die Angebote der Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen bewerten, die uns ihre Sichtweisen anvertrauten haben und die bereit waren, uns, die wir doch im Gegensatz zu ihnen eine Wohnung haben und sozial ‚drinnen‘ in der Gesellschaft sind, einen Einblick in ihre Welt zu geben. Wir hoffen, dass unsere Arbeit dazu beiträgt, dass diese Frauen sichtbar werden, dass Stigmatisierungen, Diskriminierungen und sozialer Ausschluss einem Verständnis weichen und dass mehr Anstrengungen unternommen werden, frauenangemessene Hilfen zu entwickeln.

Danken möchten wir auch den in dem Arbeitskreis ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ zusammengeschlossenen Vertreterinnen von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und von Einrichtungen, die wohnungslose Frauen unterstützen, sowie den Ehrenamtlichen in der Fachberatungsstelle für ihre Kooperation und ihren beharrlichen Einsatz für wohnungslose Frauen. Die Mitarbeiterinnen in der Fachberatungsstelle Bettina Deuschle, Simone Hahn, Silke Keck und Katrin Pache haben geduldig die zusätzliche Arbeit, die die Forschung auch für sie mitbrachte, getragen und uns vielfach unterstützt. Auch an sie geht unser Dank. Und nicht zuletzt sei den im Hintergrund Wirkenden, die für den reibungslosen Ablauf unser ganzes Vorhaben gesorgt haben, gedankt: Kerstin Andreae, Brigitte Gutmann und Ina Helsper von der Kontaktstelle.

Die Evangelische Fachhochschule hat uns direkt und indirekt über die Kontaktstelle praxisorientierte Forschung, zu der das Sozialwissenschaftliche FrauenForschungsInstitut gehört, einen produktiven Rahmen für die Forschung bereit gestellt. Mit dem Dank ist die Hoffnung verbunden, dass viele weitere Forschungsprojekte folgen werden.

¹ Verkürzt wird von der ‚Fachberatungsstelle‘ gesprochen. Es handelt sich aber, wie der eigentliche Name auch besagt, um eine ‚Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot‘ und gerade dem offenen und niedrighschwelligem Anlaufbereich kommt eine große Bedeutung für die Arbeit zu.

In unserem Team sind Kompetenzen im sozialpädagogisch-praktischen Bereich, im Bereich der theoretischen Grundlagendiskussion und im empirischen Bereich – und hier wiederum sowohl bezogen auf den Einsatz standardisierter, als auch qualitativer Verfahren - zusammengekommen. Es ist gelungen, die besonderen Fähigkeiten zu nutzen und dabei eine Durchlässigkeit und eine ‚forschungs-demokratische‘ Verständigung herzustellen, so dass alle wechselseitig von einander profitieren konnten.

Freiburg, Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsinstitut SoFFI.K - Juli 2000

Cornelia Helfferich, Angelika Hägele, Anneliese Hendel-Kramer, Alex Heneka

1 Einleitung

„Es gehört zu den Grundbedürfnissen des Menschen, eine Wohnung oder in bestimmten Situationen doch mindestens ‚ein Dach über dem Kopf‘ zu haben. Keine Wohnung zu haben, signalisiert eine besondere Form von Ort- und Heimatlosigkeit. (...) Indem wir wohnen, grenzen wir aus der unendlichen Weite der Welt einen uns bekannten, überschaubaren Raum ab. In unserer Wohnung treffen wir auf unsere eigene Welt, auf das, was uns vertraut ist, was uns keine Angst einflößt. Wände und Dächer signalisieren Grenzen. Sie schützen uns vor dem Unbekannten und Fremden, das ‚draußen‘ liegt“ (Stoffels/Kruse 1996, 14). Ohne Nahrung und Schlaf kann ein Mensch nicht existieren, aber er/sie kann leben, ohne dass - auch auf Dauer - das Grundbedürfnis nach Wohnung erfüllt ist. Aber was bedeutet das, wie wird diese Situation gelebt? Was bedeutet es, keinen überschaubaren, vertrauten Raum, keinen Schutz zu haben? Und was bedeutet es für Frauen? Und was bedeutet dies für die Soziale Arbeit mit wohnungslosen Frauen, insbesondere für die Angemessenheit von Beratungsangeboten?

Das Forschungsprojekt, das mit einer Laufzeit vom 1.4.1999 bis zum 30.6.2000 vom Förderprogramm Frauenforschung Baden-Württemberg gefördert wurde, verknüpft die Fragen,

- wie Frauen in Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit leben, und
- wie angemessene Hilfen für diese Frauen aussehen sollten, bzw. konkreter: ob die im März 1999 in Freiburg in Trägerschaft der Diakonischen Werkes eröffnete Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen ein solches angemessenes Angebot darstellt.

Mit dem Thema Wohnungslosigkeit ist dabei ein vielschichtiges Phänomen aufgegriffen, das neben der ‚Platte‘ (offene Wohnungslosigkeit) das Leben in Notunterkünften, das vorübergehende und ungesicherte Mitwohnen bei Bekannten und auch den drohenden Wohnungsverlust umfasst. Auch in anderer Hinsicht sind wohnungslose Frauen eine heterogene Gruppe vom Alter, vom Familienstand und von der Ausbildung, aber auch von Orientierungsmustern und vom Ausmaß besonderer weiterer Belastungen im gesundheitlichen (psychische Erkrankungen, Substanzabhängigkeiten) und ökonomischen Bereich (Armut) her. Diese Differenzierungen werden beachtet, es findet vorab keine Eingrenzung auf eine bestimmte Untergruppe statt.

1.1 Die Verortung des Forschungsprojektes: Wohnungslosigkeit von Frauen in der Sozialen Praxis, in der Stadtsoziologie und in der Frauenforschung

Die doppelte Fragestellung des Projektes wird zunächst als praxisbezogene Verortung und dann mit ihren theoretischen Bezugspunkten dargestellt, und es werden die Schnittpunkte und wechselseitigen Verweise beider Aspekte verdeutlicht.

Die praxisbezogene Verortung: Das Hilfesystem nach §72 BSHG- Zielgruppen und Hilfen

Eine erste Aufgabe des Forschungsprojektes ist die Evaluation der Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen als spezialisierte Einrichtung mit einem niedrigschwelligen offenen Bereich und einem Beratungsangebot (s. Kap. 2.2). Im Vordergrund dieses Projektteils steht die Erhebung und Bewertung des Handelns der Professionellen: Was sind die Rahmenbedingungen und rechtlichen Grundlagen des Handelns? Erreicht das Angebot die Zielgruppe (Inanspruchnahme)? Wie zufrieden sind die Klientinnen mit diesem frauenspezifischen Angebot in der männerdominierten Wohnungslosenhilfe? Wie bewerten Mitarbeiterinnen und die Kooperationspartnerinnen die Arbeit und die Konzeption? Lassen sich Aussagen machen über den Kontaktverlauf und über den Erfolg der Interventionen? Wie sieht es mit der Vernetzung aus?

Die Fachberatungsstelle ist das erste ambulante Beratungsangebot in der Wohnungslosenhilfe in Freiburg, das sich ausschließlich an Frauen wendet. Die Stelle ist Teil des lokalen Systems der Wohnungslosenhilfe und die Arbeit der Beraterinnen unterliegt den gesetzlichen Bedingungen und der professionellen Handlungslogik – in beiden Bereichen wurden bislang wohnungslose Frauen nur unzureichend als eigene Gruppe wahrgenommen. Der besondere Bedarf wohnungsloser Frauen wird erst seit den 80er Jahre diskutiert und die Öffnung der Wohnungslosenhilfe für Formen von Wohnungslosigkeit jenseits des ‚Landfahrers‘, ‚Nichtsesshaften‘ und ‚Obdachlosen‘ ist erst neueren Datums. Die Erweiterung des Blicks über die ‚Obdachlosen‘ hinaus ist im fachlichen Bereich verbunden mit der Reflexion der Geschichte von Begrifflichkeiten wie ‚Nichtsesshafte‘, ‚Obdachlose‘, ‚Wohnungslose‘ und ‚Wohnungsnotfälle‘ als ordnungsrechtliche Konstruktionen im Zusammenhang mit der Geschichte der Wohnungslosenhilfe (Holtmannspötter 1996) und mit der Diskussion der Formen von Wohnungslosigkeit bei Frauen.

Die Öffnung der Wohnungslosenhilfe für wohnungslose Frauen lässt sich an der Diskussion um die Neufassung der rechtlichen Grundlage - der Durchführungsverordnungen (§72-VO) zum §72 BSHG - ablesen. Der §72 BSHG definiert die Personengruppen, für die ein spezifischer Hilfebedarf anerkannt wird. Anspruch auf Hilfen haben demnach „Personen, bei denen besondere Lebensverhältnisse mit sozialen Schwierigkeiten verbunden sind“ – §1 der Durchführungsverordnung von 1993: „so dass eine Teilnahme am Leben in der Gemeinschaft nicht möglich ist oder erheblich beeinträchtigt ist“ - unter den Voraussetzungen, dass diese Personen die Schwierigkeiten nicht aus eigener Kraft überwinden können und dass kein Anspruch auf andere Leistungen besteht, die vorrangig wären. Dieses Prinzip der Nachrangigkeit hat im übrigen die Konsequenz, dass die Wohnungslosenhilfe erst zuständig wird, wenn die Menschen durch alle anderen Hilfesysteme hindurchgefallen sind.

Die bislang gültige Formulierung der VO zu §72 BSGH nimmt „besondere Lebensverhältnisse“ an bei „Personen ohne ausreichende Unterkunft“ (definiert als „in Obdachlosen- oder sonstigen Behelfsunterkünften oder in vergleichbaren Unterkünften“ Lebende), bei „Landfahrern“ und „Nichtsesshaften“ (definiert als Personen, die ohne gesicherte wirtschaftliche Lebensgrundlage umherziehen oder die sich in einer Einrichtung für Nichtsesshafte aufhalten). An diesen Bestimmungen wird – neben der Unklarheit - kriti-

siert, dass sie Lebensverhältnisse charakterisieren, die eher für Männer und weniger für Frauen zutreffen. „Da es in der Wohnungslosenhilfe aber kaum Unterkünfte für Frauen gibt und Frauen aus verschiedenen Gründen nicht die vorwiegend von Männern frequentierten Unterkünfte aufsuchen, können sie diese Voraussetzung für das Einsetzen der Hilfe nach §72 BSHG selten erfüllen. Ebenso sind sie kaum ‚Landfahrerinnen‘ oder ‚Nichtsesshafte‘ (...)“ (Enders-Drägässer et al. 1999, 37). Gefordert wurde seit Mitte der 80er Jahre, die Definition von besonderen Lebensverhältnissen und besonderen sozialen Schwierigkeiten um solche Formen zu erweitern, die vor allem bei Frauen anzutreffen sind, d.h. vor allem um ‚verdeckte Wohnungslosigkeit‘ (Frauen, die Unterschlupf und ‚private Lösungen‘ finden, bilden neben den offen wohnungslosen die größte Gruppe wohnungsloser Frauen: Enders-Drägässer et al. 1999, 95; Riege 1993, 61; Neusser 2000) und um ‚latente Wohnungslosigkeit‘ (Frauen, die von kurzfristiger Wohnungslosigkeit bedroht sind, etwa durch Gewalttätigkeit des Partners). Die offen wohnungslosen Frauen sind eine Minderheit.

Der Referentenentwurf zur Neufassung der §72-VO vom 12.01.2000² ersetzt in Absatz 2 die Aufzählung der Personengruppen durch den Passus: „Besondere Lebensverhältnisse bestehen bei fehlender oder nicht ausreichender Wohnung, bei ungesicherter wirtschaftlicher Lebensgrundlage, bei gewaltgeprägten Lebensumständen, bei Entlassung aus einer geschlossenen Einrichtung oder bei vergleichbaren nachteiligen Umständen.“ Absatz 3 sieht „soziale Schwierigkeiten“ als gegeben an, „wenn ein Leben in Gemeinschaft durch ausgrenzendes Verhalten wesentlich eingeschränkt ist, insbesondere im Zusammenhang mit der Erhaltung oder Beschaffung einer Wohnung (...), mit familiären oder anderen sozialen Beziehungen (...)“. Die „Bearbeitungshinweise: Ambulante Hilfen für Personen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten nach §72 BSHG“ des Landeswohlfahrtsverbandes Baden³ vom 16.12.1999 führen bei der Bestimmung der Zielgruppe ebenfalls „fehlender oder nicht ausreichender Wohnraum“ und „gewaltgeprägte Lebensumstände“ als besondere Lebensverhältnisse und „Schwierigkeiten bei der Erhaltung oder Beschaffung einer Wohnung“ als soziale Schwierigkeiten nach §72 BSHG auf. Auch die Definition von Wohnungslosigkeit, die die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe erarbeitet hat (vgl. Enders-Drägässer et al. 1999, 90), umfasst im sozialhilferechtlichen Sektor neben denjenigen, die ohne jegliche Unterkunft sind und ‚Platte machen‘, auch diejenigen, die sich in Frauenhäusern⁴ aufhalten, die bei Verwandten, Freunden und Bekannten vorübergehend unterkommen oder die als Selbstzahler in Billigpensionen leben. Alle diese neuen Präzisierungen sind der Situation der Frauen angemessener, weil Gewalt als Lebensbedingung und latente und verdeckte Wohnungslosigkeit einbezogen werden und weil die besondere Bedeutung der familiären und sozialen zwischenmenschlichen Beziehungen aufgegriffen wird. Im übrigen

² Der Referentenentwurf wurde bisher noch nicht verabschiedet. Dennoch kann er als Leitlinie für die Entwicklung der Hilfen nach §72 BSHG gesehen werden.

³ Der Landeswohlfahrtsverband Baden ist seit 01.01.2000 als überörtlicher Träger der Sozialhilfe für die Hilfen nach §72 zuständig.

⁴ Der Referentenentwurf erwähnt ebenfalls Frauenhäuser, die demzufolge auch den Hilfen nach §72 zugerechnet würden. Für sie gilt allerdings nicht die Auflage, dass Hilfe nur befristet gewährt wird und nur dann, wenn eine verfügbare ambulante Hilfe nicht geeignet und die stationäre Hilfe Teil eines Gesamtplans ist (§2 Abs.5).

deckt die Definition auch den drohenden Wohnungsverlust ab und Hilfen beziehen sich auf den Erhalt einer Wohnung ebenso wie auf deren Beschaffung.

Der Referentenentwurf zum §72 BSHG legt in §2 auch „Art und Umfang der Maßnahmen“ fest. Generelles Ziel ist es, „die Hilfesuchenden zur Selbsthilfe zu befähigen, die Teilnahme am Leben in der Gemeinschaft zu ermöglichen und die Führung eines menschenwürdigen Lebens zu sichern (...) sollen sie in die Lage versetzt werden, ihr Leben entsprechend ihren Bedürfnissen, Wünschen und Fähigkeiten zu organisieren und selbstverantwortlich zu gestalten.“ Es wird auf die Pflicht hingewiesen, „nach eigenen Kräften an der Überwindung der besonderen sozialen Schwierigkeiten mitzuwirken.“ Ausdrücklich wird gefordert: „Bei der Hilfe sind geschlechts- und altersbedingte Besonderheiten sowie besondere Fähigkeiten und Neigungen zu berücksichtigen“. 1995 bis 1998 hat das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in dem Modellprojekt „Hilfen für allein stehende wohnungslose Frauen“ Hilfekonzepte für diese Zielgruppe erarbeitet (Enders-Drägässer et al. 1999).

Dennoch bestehen Widerstände gegen Fraueneinrichtungen, da die öffentliche Wahrnehmung bestimmt ist von der Dominanz sichtbar wohnungsloser Männer. Ein Teilaspekt der Evaluation ist es, die Betreuungsverläufe so nachzuzeichnen, dass grundsätzliche Aussagen über Wege und Barrieren, über Effekte und Begrenzungen der Arbeit mit wohnungslosen Frauen möglich sind. Dies ist hilfreich dabei, die „geschlechtsspezifischen Besonderheiten“, die in §2 des Referentenentwurfs erwähnt werden, für die in sich heterogene Gruppe wohnungsloser Frauen genauer zu fassen und so zu bestimmen, was ‚frauenangemessene Angebote‘ überhaupt sind. Die Standardaufgaben der Evaluation (Bewertung des Angebots, Erhebung und Bewertung der Vernetzung etc.) liefern eine eigenständige Einschätzung der Qualität der Beratungsarbeit, und sind zugleich an dem zentralen Interesse ausgerichtet, die Weiterentwicklung von Hilfemöglichkeiten für wohnungslose Frauen zu fördern.

Die theoretische Verortung: Raum ist mehr als physischer Raum und Wohnen mehr als Wohnung

Was bedeutet Wohnungslosigkeit für Frauen? Einige Hinweise können aus dem im Zuge der Evaluation erarbeiteten Material gewonnen werden, die Frage steht aber auch im Zentrum eines zweiten, eigenständigen Projektteils: Mit Frauen wurden Stadtbegehungen und Diskussionen durchgeführt, um ihre ‚subjektive Landkarte‘, ihre Raumwahrnehmung und ihr Verhältnis zum ‚Wohnen‘ zu rekonstruieren. Dieser Projektteil greift theoretische Konzepte auf, die an dieser Stelle nur angerissen werden sollen (eine ausführliche Darstellung findet sich in Kap. 5.2).

Es gibt viele Hinweise, dass Wohnen, Wohnung, das Haus, Häuslichkeit und damit auch Wohnungslosigkeit und Wohnungsnot für Frauen eine besondere Rolle spielen und eine besondere Bedeutung haben. Die Polarisierung von Haus versus Unbekanntes und Fremdes, das ‚draußen‘ liegt entspricht der Polarisierung der Geschlechtsrollen im 19. Jahrhundert; Frauen vor Gefahren der Welt zu schützen, ist Teilaspekt von Männlichkeitskonzepten. Es gibt Hinweise auf unterschiedliche räumliche Aneignungsstrategien bei beiden Geschlechtern (z.B. Nissen 1997; Schön 1999). Diese Frage, was Wohnungslosigkeit für Frauen bedeutet, als Negation der Feststellung herzuleiten, was

Wohnung für Frauen bedeutet, schien uns wichtig, aber zu kurz greifend. Unsere Frage war nicht (nur), was Frauen in Wohnungsnot nicht haben, sondern was sie haben. Auch wohnungslose Frauen haben eine Alltagswirklichkeit, nur hat diese nicht als Selbstverständlichkeit den Bezugspunkt Wohnung. Wir schließen an die Forschung und Theorieentwicklung der Stadtsoziologie und verschiedener interdisziplinären Ansätze an, bei denen die Kategorie des konkreten Raumes und seiner gesellschaftlichen Aneignung von Bedeutung ist, und fragen, wie wohnungslose Frauen den Raum als physisch und sozial gegliedert wahrnehmen und wie Identität und soziale Verortung mit Wohnungslosigkeit verbunden sind. Welche ‚Landkarten‘ der Welt (in Kleinen: der Stadt) haben Frauen ohne Wohnung oder in Wohnungsnot? Was bedeuten für sie Privatheit, Schutz oder Sichtbarkeit? Auf der Ebene des Handelns fragen wir nach den Strategien der Alltagsbewältigung und der Aneignung von Räumen. Hier bot sich der Bezug zu dem Konzept der „Taktik“ (de Certeau 1988) an: Für wohnungslose Frauen ist Wohnen eine Tätigkeit, mit der etwas flüchtig und immer neu hergestellt wird.

Unser theoretischer Rahmen setzt sich zusammen aus neueren stadtsoziologischen und kulturgeographischen Ansätzen, die einen Raumbegriff erarbeiten, der diesen nicht als absolute Einheit und objektorientiert wie ein Behälter konzipiert, sondern als relationalen Raum von konkret physischen wie sozialen Lokalisierungen und Positionierungen (Soja 1996, 1989; Giddens 1995; Foucault 1991; Bourdieu 1991; Wolch/Dear 1991; im deutschsprachigen Raum z.B.: Prigge 1996; Läßle 1991; Dangschat 1996; 1994, Scheller 1995). Ein Ort wird also nicht auf seine Materialität reduziert, sondern in vor allem als sozial bestimmter Handlungskontext aufgefasst. Daher interessiert nicht ein Verständnis von Raum, wie er an sich ist, sondern wie er von den darin lebenden Menschen allgemein, und für uns im Speziellen von Frauen ohne Wohnung, interpretiert und analog zu anderen Strukturen als Mittel zur Organisation des Alltags benutzt und rekonstruiert wird. Die alltägliche soziale Praxis, welche ein Geographie-Machen impliziert, legt dann ein Verständnis von Macht offen, mit dem wir die Wahrnehmung, die Erfahrungen und das Handeln der wohnungslosen Frauen verknüpfen können. Subjektiv räumliche Repräsentationen der Frauen als ihre subjektiven ‚Stadtpläne‘ und der konkrete Bewegungs- und Handlungsraum eines Menschen als sein individuelles Raum-Zeit-Muster berühren dabei viele verschiedene Disziplinen, wozu auf jeden Fall die Felder der Kognitionspsychologie, Wahrnehmungsgeographie, Soziologie, Kulturökologie wie –anthropologie gehören (z.B. Downs/Stea 1982; Weichhart 1990; Greverius 1997; Ploch 1994; Tzschaschel 1986).

Das Grundbedürfnis ‚Wohnung‘, das im Eingangszitat angesprochen wurde, erhält seine besondere Ausgestaltung in einem größeren Zusammenhang. Wohnung als Vorstellung ist Teil einer Wahrnehmung der Welt als in Sphären gegliedert. Dem Zitat folgend ist sie Teil einer Konstruktion von ‚Drinnen‘ und ‚Draußen‘ mit den entsprechenden dazugehörigen Grenzen zwischen beiden, wobei das Draußen mit Unbekanntem und Fremdem verbunden wird. Diese Topografie mit einer spezifischen Art und Bedeutung der verzeichneten Sphären und mit einer spezifischen Durchlässigkeit der Grenzen ist ein historisches, kulturelles Produkt, verbunden mit der Geschichte des privaten Lebens (Jansen/Klie 1999). Als geschichtliche Konstruktion ist die Einteilung der Welt in ein ‚Drinnen und Draußen‘ daher auch verbunden mit einer Strukturierung der Welt in Zonen des Persönlichen, des Privaten, des Halböffentlichen und des Öffentlichen, in Be-

reiche von Heimlichkeit-Unsichtbarkeit und (öffentlicher) Sichtbarkeit, in Sphären des Intimen und des Formal-Funktionalen. Wohnung, Drinnen, Privatheit haben als soziale und geschichtliche Konstruktionen keine ein für alle Mal festgelegte Bedeutung, die über verschiedene Epochen oder über verschiedene soziale Gruppen hinweg Gültigkeit besitzt. Die Konstruktionen sind Teile einer so selbstverständlichen Alltagsorientierung, dass sie – so wie die Luft, die man atmet – nicht reflektiert, sondern die Struktur der Welt als objektiv gegeben und als ‚natürlich‘ genommen werden.

Diese Konstruktionen des sozialen Raumes von Menschen steht in Wechselbeziehung mit dem konkret gebauten, physischen Raum, in dem die täglichen Routen abgesritten werden, in dem Begegnungen und Interaktionen stattfinden. Der soziale Raum, in dem Menschen ihre soziale Position als ihren ‚Ort‘ haben, ist, so Bourdieu, in die physisch-räumliche Struktur eingeschrieben (s. Kap. 5.2). Dabei ist für uns von besonderem Interesse, inwieweit die Lokalisierung einer Frau an einem bestimmten Punkt des physischen Raums ihre Vorstellung von der eigenen Stellung im sozialen Raum, und damit auch das eigene Handeln beeinflusst. Die Wohnung als die private Adresse ist eine solche Lokalisierung bzw. Position in dem physischen Raum. Was bedeutet die Lokalisierung in einem Nirgendwo, am Rand, an einem Nicht-Ort oder in einer Obdachlosen-Unterkunft für die Vorstellung vom eigenen sozialen Ort bei Frauen? Was bedeutet der eigene Ort – gekennzeichnet als eine prekäre Position aufgrund von Geschlecht und Ressourcenlosigkeit – für die (objektive) Zugänglichkeit von Räumen? Wie sind sozialer Ausschluss und physischer Ausschluss, d.h. Unzugänglichkeit und Unerreichbarkeit von Räumen, miteinander verbunden?

Die Bedeutung des Wohnens wurde auch in den anthropologischen Traditionen in der Psychiatrie und Pflege diskutiert, wo Wohnungsverlust durch stationäre Unterbringung entsteht. Dort wird Wohnen auch als „dritte Haut“ bezeichnet, eine Hülle, die sich um die Haut im eigentlichen Sinn und um die zweite Haut, die Kleidung, legt (Jansen/Klie 1999, mit einem Hinweis auf die Ethymologie des Begriffs Haus, die auf die indogermanische Wurzel ‚bedecken, umhüllen‘ verweist; Birgit Hoppe bezeichnet den Körper einerseits als „Haus der Sinne“, andererseits die häusliche Lebenswelt als „zweite Haut“: Hoppe 1998, 59). Damit wird eine Parallelität konstruiert zwischen den Kategorien der räumlichen Topografie und Kategorien der Beschreibung des Ichs. Dem ‚Drinnen und Draußen‘ entspricht z.B. ein Dualismus von ‚Ich und Gesellschaft‘; den Wänden entspricht die Abgrenzung der Person. Auch in der Alltagstheorie gibt es Vorstellungen, es könne etwas von Außen auf das Innen des Menschen übergreifen oder eindringen genau wie in eine Wohnung. Das Haus/die Wohnung ebenso wie Identität kann als Ort der (relativen) Stabilität (‚Vertrautheit‘) gedacht werden, von dem aus die Welt erobert werden kann. Dies ist ein Modell mit konzentrischen Kreisen: in der Mitte das Ich, dann die Wohnung, dann der Nahraum und schließlich die (Um-)Welt, mit einer Bewegung, sich vom sicheren Ort des Innen aus das Aussen anzueignen. Wie sieht eine entsprechende Struktur aus, wenn der Bezugspunkt des geschützten Innen nicht vorhanden ist, d.h. wie sieht die räumliche Anordnung von Segmenten für wohnungslose Frauen aus? Wie hängen für eine Frau die individuelle Beschaffenheit ihrer ersten Haut (Schutz des Körperinnen) und die Beschaffenheit ihrer zweiten bzw. dritten Haut (Schutz in der Wohnung) zusammen? Wie eignen sich Frauen Welt an ohne den sicheren Ausgangsort?

So wie der Raum mehr ist als nur physischer Raum, ist auch Wohnen mehr als Wohnung. Jansen/Klie gehen der Bedeutung des Tätigkeitswortes ‚Wohnen‘ nach und stellen in der Bedeutungsgeschichte eine Verengung auf ‚Wohnsitz‘ als festem Ort fest. „Wohnen hieß also zunächst ‚sich behaglich fühlen, verweilen, sich befinden‘ und bedeutet erst heute das Sein an einem bleibenden Ort“ (Jansen/Klie 1999, 530). Nun haben die Frauen in Wohnungsnot keinen festen Wohnsitz; ihre Aneignung eines Raumes als Wohnung kann nicht die feste In-Besitznahme sein. Zur Beschreibung ihres Lebens in der Stadt ist es daher sinnvoller, auf die alte Bedeutungswurzel zurück zu greifen und Wohnen nicht als Wohnsitz, sondern als „Taktik“ (de Certeau 1988) zu verstehen, als verdeckte, flüchtige und rein situative Praktiken, mit denen ein momentaner und eben kein fester ‚Wohn-Sitz‘ - ein Schutz, eine dritte Haut, Privatheit, Intimität, Ruhe, Abgrenzung gegen Öffentlichkeit – hergestellt werden und auf diese Weise der Raum angeeignet wird. Durch die ständige Wiederholung und Routinisierung wird versucht, eine gewisse Dauerhaftigkeit des Zustandes zu erreichen. Die entsprechenden theoretischen Anschlussstellen und Ideen bieten Untersuchungen vor allem aus US-amerikanischen Städten (Ruddick 1996; Wolch 1989; Passaro 1996, internationale Beispiele: Blum 1996). Die Überlebensstrategien der Frauen umfassen auch Bedeutungsverschiebungen in der subjektiven Topografie von Welt: Öffentlich und Privat, dauerhaft-stabil und in Bewegung – mit den Grenzen dazwischen in ihrer spezifischen Lage und Durchlässigkeit - bilden besondere Muster bei wohnungslosen Frauen, von denen zu zeigen wird, inwieweit sie den Mustern von wohnenden Frauen entsprechen.

Die Rekonstruktion der Bedeutung der Wohnungslosigkeit meint hier die Analyse der räumlichen Wahrnehmung, der Identität, der sozialen Verortung und des Handelns unter den Bedingungen von Wohnungslosigkeit. Raumwahrnehmung bzw. –konzepte (Raum ist mehr als physischer Raum) und Alltagsbewältigung bzw. Wohnen als Taktik (Wohnen ist mehr als fester Wohnsitz) sind die zentralen theoretischen Bezugspunkte des Forschungsprojektes. Diese Subjekt- und Handlungsorientierung der Forschung blendet dabei nicht aus, dass die strukturellen sozialen Bedingungen konstitutiv für diese Formen der Subjektivität sind: Wohnungsnot ist bei Frauen (wie auch bei Männern) zentral ein Armutproblem, Erfahrungen von Gewalt spielen im Leben der Frauen eine immense Rolle, Drogenabhängigkeit diktiert die Alltagsaufgaben und eine psychische Erkrankung ist nicht nur Bewältigung, sondern auch zu bewältigendes Ereignis. Die Ordnungspolitik in den Städten mit ihren Vertreibungsprozeduren, die Regelungen der Wohnbaugesellschaften und Obdachlosenunterkünften, die Praktiken der Sozialämter, von der Form der Tagesgeldauszahlung bis zum Sorgerechtsentzug, und selbst kleine Fakten wie der für den Besuch der öffentlichen Toilette zu entrichtende stolze Preis von 1,50 DM werden als ‚harte‘ Fakten in den Erzählungen der Frauen immer wieder mit einer Mischung von Wut und Ohnmachtsgefühlen berichtet.

Der Bezug zwischen der praxisbezogenen und der theoretischen Verortung

Einige der Fragen, die die Evaluation an die Professionellen stellt, lassen sich beantworten, ohne dass auf die grundlegenden subjektiven Orientierungen der wohnungslosen Frauen Bezug genommen werden muss, ebenso wie die Rekonstruktion der Orientierungen und Taktiken in einem gesonderten Erhebungsschritt beispielsweise nicht den

Bezug auf die Vernetzungsaktivitäten der Fachberatungsstelle bedarf. Dennoch besteht der Gewinn bei der Verbindung von Evaluation und stadtsoziologischer Geschlechterforschung darin, beides aufeinander beziehen zu können. Bei der Bewertung der – niedrighschwellig – Beratungsarbeit kann der Kontext der Klientinnen, das Wissen über das Leben der Klientinnen außerhalb der Beratungskontakte, über ihre Wahrnehmungsmuster und Handlungslogik⁵, einbezogen werden. Umgekehrt liefert die Kenntnis der typischen Muster von Hilfesuche Aufschlüsse für die Interpretation der Raumwahrnehmung. Diese wechselseitige Anreicherung ist möglich und nahe liegend, weil die an den ‚Stadtdiskussionen‘ – so wird die Methode genannt, die mit einer Kombination subjektiver Landkarten und Gruppendiskussionsverfahren in dem zweiten stadtsoziologischen ausgerichteten Teil die Raumwahrnehmung und die Aneignungstaktiken erhebt – beteiligten Frauen gleichzeitig Klientinnen der Fachberatungsstelle sind. Erst der Kontakt zu der Beraterin der Fachberatungsstelle ermöglichte es, diese Frauen zu einer Teilnahme an der Untersuchung zu bewegen.

Die sozialräumliche Perspektive und das Konzept der Raumwahrnehmung liefert eine Anschlussstelle an Netzwerkanalysen, die hier speziell für die Bedingung von Wohnungslosigkeit rezipiert werden. Netzwerkanalysen beschreiben Sphären und Orte als soziale Beziehungen. Demzufolge ist der soziale Nahraum zugleich Ort der familiären oder nachbarschaftlichen, auf die individuelle Person gerichteten Unterstützung und der Wertschätzung; in der öffentlichen Sphäre gelten andere Regeln der Hilfeleistungen. Wie sehen die Netzwerke für wohnungslose Frauen aus? Bezogen auf die subjektive Topografie als Produkt der sozialräumlichen Wahrnehmung, wie sie in der zweiten Fragestellung der Arbeit Thema ist, lässt sie sich speziell als Landkarte von mehr oder weniger verfügbaren und mehr oder weniger hilfreichen Unterstützungssegmenten lesen. Die Freunde sind darauf ebenso verzeichnet wie Ämter und professionelle Angebote und auch die Fachberatungsstelle hat ihren Ort auf dem subjektiven Stadtplan. Der Unterstützungsbedarf bestimmt sich danach, dass es angesichts des fehlenden Ruhe- und Stützpunktes Wohnung eine permanente Anstrengung darstellt, das alltägliche Überleben, das in der Organisation von Lebens-Mitteln zur Erfüllung der Bedürfnisse nach Nahrung, Schlaf, Hygiene, Erholung und Geselligkeit besteht, zu sichern. Die Segmente des Netzwerks leisten unterschiedliche Beiträge zu dieser Aufgabe und in diesem Sinn kann auch die Hilfesuche eine Taktik, eine Aneignung, ein Herstellen von Wohnen, von Behaglichkeit sein. Hilfe und Hilfesuche sind damit Ort und (Bezugspunkt von) Taktik in einem.

Die Fachberatungstelle ist aus Sicht der Frauen selbst ein Raum unter anderen auf ihrer subjektiven Landkarte und eine Option unter anderen im Spektrum ihrer Taktiken. Die Arbeit der Fachberatungsstelle muss sich daran messen lassen, ob die Stelle als positiv besetzter Raum wahrgenommen wird und ob die Inanspruchnahme von Hilfe eine nutzbare und nützliche Option ist.

⁵ Heute wird häufig die Forderung erhoben, die Lebenswelt der Klienten und Klientinnen zu erkunden, um dann Angebote der Sozialen Arbeit auf Erreichbarkeit und Bedarf der Zielgruppe zuschneiden zu können. Bei unserer Forschung ging die theoretische Fragestellung von Raumaueignung, Identität und sozialem Ort von Frauen unter den Bedingungen von Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit über eine praxisbezogene Begründung angemessener Angebote hinaus und hatte einen eigenen Stellenwert.

Hilfesuche und Beziehungsgestaltung stellen als Thema eine Schnittstelle der Erhebungsteile dar. Sie haben sowohl einen Aspekt, der die professionelle Praxis der Fachberatungsstelle berührt, als auch einen sozial-räumlichen Aspekt, z.B. die Aneignung von Stadt, der die stadtsoziologische Fragestellung tangiert. Daher können die in der Evaluation dokumentierten Kontaktmuster der wohnungslosen Klientinnen als Muster der Hilfesuche einerseits, die im zweiten Erhebungsteil rekonstruierten Muster der Raumwahrnehmung und der Handlungslogik der Raumaneignung andererseits an der Schnittstelle von Hilfe und Hilfesuche wechselseitig aufeinander bezogen werden; sie können sich gegenseitig ergänzen, überprüfen und anreichern. Bei Evaluationsfragestellungen wird die Hilfe als professionelle Praxis der Fachberatungsstelle unter spezifischen professionellen Bedingungen untersucht (wird sie wahrgenommen, was ermöglicht sie, was bewirkt sie?), bei der Frage nach grundlegenden Wahrnehmungsmustern wird die Hilfebeziehung als Ausschnitt aus dem Gesamt der grundsätzlichen Orientierungen und Taktiken begriffen.

Da die Gruppen von Frauen bei den Stadtbegehungen und Gruppendiskussionen homogen waren und Frauen mit den gleichen Merkmalen zusammengeführt haben (s.u. Instrumente und ausführlich Kap. 5.4; z.B. die Gruppe der Substituierten mit Prostitutionserfahrung oder die Gruppe der ‚alternativ Orientierten‘), lassen sich insbesondere die gruppenbezogenen kollektiven Strategien der Stadtaneignung und der Herstellung von Wohnen in der Stadt einerseits und das Agieren im Hilfesystem unter diesen speziellen Bedingungen (Drogenabhängigkeit, alternative Orientierung etc.) andererseits im Zusammenhang diskutieren.

Die Evaluation der Verlaufsmuster liefert aber noch eine zusätzliche Erkenntnis: Es kommt dort zusätzlich als begleitendes, intervenierendes oder vermittelndes Element das professionelle Handeln der Beraterinnen zum Tragen. Sie können Konstellationen verändern – z.B. eine Wohnung vermitteln - und neue Optionen für Alltagsstrategien eröffnen. Der Kontaktverlauf beschreibt zugleich die Entwicklung der Klientin beim Übergang von Wohnungslosigkeit in Wohnen.

1.2 Forschungsdesign, Forschungsmethoden und Forschungserfahrungen

Das Forschungsdesign umfasst zwei Fragekomplexe: Fragen zur Arbeit der Fachberatungsstelle und Fragen zu Wahrnehmungs- und Handlungsmustern wohnungsloser Frauen. Im Evaluationsbereich werden standardisierte und qualitative Verfahren eingesetzt; bei der Rekonstruktion der Orientierungsmuster der wohnungslosen Frauen ist eine dreistufige Gruppendiskussion mit Stadtbegehung (‚Stadtdiskussion‘) die Methode der Wahl. Aufgrund der rekonstruktiven Fragestellung überwiegen qualitative Verfahren (in der Übersicht kursiv markiert). Die Methoden und Instrumente der Evaluation werden ausführlich in Kap. 4.1 vorgestellt, die Methoden und das ‚Stadt(-Gruppen)-diskussionsverfahren‘ in Kap. 5.1.

Das Design des Forschungsprojektes

<p style="text-align: center;">Aussagebereich Evaluation</p> <p>Projektteil Evaluation Evaluation der Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen (Diakonisches Werk)</p>	<p style="text-align: center;">Aussagebereich Wahrnehmungs- und Handlungsmuster</p> <p>Projektteil Stadtdiskussionen Rekonstruktion von Raumwahrnehmung und Handlungsstrategien wohnungsloser Frauen</p>
<p style="text-align: center;">Aussagebereich Hilfen aus subjektiver Sicht</p> <p style="text-align: center;">Wie nehmen die Klientinnen Unterstützung und Hilfe wahr? Qualitative Interviews mit ausgewählten Klientinnen der Fachberatungsstelle(n=4), inhaltsanalytische Auswertung Instrument ausführlich dargestellt: Kap.3.1</p>	
<p>Wen erreicht die Fachberatungsstelle? (Zielgruppe, Wege in die Stelle) Standardisierte Bögen zu Angaben über die Klientinnen (n=79), ausgefüllt von Beraterinnen Dokumentation der Telefonkontakte über einen exemplarischen Zeitraum (n=14), ausgefüllt von Beraterin</p> <p>Wie entwickelte sich der Beratungskontakt? War er hilfreich? <i>Kontinuierliche Fortschreibung von Kontaktprotokollen zu Fallberichten (Verlaufsprotokolle)</i> (n=61), ausgefüllt von Beraterinnen, aufbereitet in Bilanzierungsrunden und gruppiert</p> <p>(a) Wie sind Konzeption, Angebote und Arbeit der Fachberatungsstelle zu bewerten? (b) Wie ist die Kooperation zu bewerten? Schriftl. Fragebogen an Klientinnen (nur a, u.a. Zufriedenheit) (n=23) Schriftl. Befragung der Mitarbeiterinnen (n=7) Schriftl. Befragung kooperierender Einrichtungen (n=19) Instrumente ausführlich dargestellt: Kap.4.1</p>	<p>Wie leben wohnungslose Frauen in ihrer Wohnungslosigkeit? Wie nehmen sie Stadt wahr, welche Taktiken entwickeln sie im Alltag?</p> <p><i>Verfahren, angelehnt an Methoden der Gruppendiskussionen mit Gruppen, die in Bezug auf ihre soziale Situation homogen sind</i> (Gruppen: u.a. alternativ Orientierte, substituiert/Substanzabhängige, psychisch Erkrankte, junge Frauen) (n=8 Gruppen) Kontakt über Aushang in der Fachberatungsstelle und anderen Einrichtungen des Hilfesystems</p> <p>Dreistufiges Vorgehen</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Treffen: Zeichnen und Kommentieren von subjektiven Stadtplänen 2. Treffen: Aufsuchen der relevanten Orte in der Stadt, Kommentierung vor Ort 3. Treffen: Nachbesprechung und eigene Utopien zur Stadtentwicklung <p>Aufnahme aller Schritte auf Tonband, Transkription, hermeneutische Auswertung</p> <p>Instrument ausführlich dargestellt: Kap.5.1</p>

Forschungserfahrungen

Forschung zur Situation wohnungsloser Frauen (und Männer) unterliegt besonderen Bedingungen, über die auch wir uns zu Beginn des Projektes nicht vollständig im Klaren waren. Wir rechneten vorab mit der schwierigen Erreichbarkeit wohnungsloser Frauen und trafen entsprechende Vorkehrungen: Eine Mitarbeiterin des Forschungsteams arbeitete je zur Hälfte ihrer Arbeitszeit in der Fachberatungsstelle und in dem Projektteil ‚Stadtdiskussionen‘. Aus ihren langjährigen Kontakten hatte sie einen ‚guten Ruf‘ und genoss das Vertrauen auch wohnungsloser Frauen, die sie nicht selbst kannten. Von dieser Vertrauensbasis zusammen mit der Anlage der Stadtdiskussionen nicht als Erhebung individueller Problemlagen, sondern als Einbezug der wohnungslosen Frauen als Expertinnen für Stadtwahrnehmung, erhofften wir uns eine rege Teilnahme von ihnen an den Diskussionstreffen und an der Stadtbegehung. Als Zeichen der Anerkennung des Expertinnen-Status erhielten Frauen, die an den drei Treffen, die Teil der Stadtdiskussionen waren, teilgenommen hatten, eine finanzielle Aufwandsentschädigung in Höhe von 120,- DM.

Doch blieben die wohnungslosen Frauen auch für uns eine schwer erreichbare und ‚flüchtige‘ Gruppe. Auf eine Teilnahme angesprochen, reagierten alle Frauen positiv bis begeistert und sagten Verabredungen zu. Die Verabredungen hielten sie aber nicht immer ein – auch nicht der finanzielle Anreiz schien die Bedeutung zu haben, die wir ihm zugeschrieben hatten. Dieses Muster von Zusage und Wegbleiben zeigten insbesondere aktuell offen wohnungslose Frauen, so dass sie in nur einer Stadtdiskussionsgruppe vertreten sind. Später wird in unserer Auswertung erkennbar, dass die ‚Unverlässlichkeit‘ der Frauen hergeleitet werden kann aus der ‚Unverlässlichkeit‘ der räumlichen und sozialen Lebensbezüge (s. Kap. 5) und dass das, was im sozialen Umfeld negativ vermerkt wird, subjektiv eine wichtige Strategie der ausweichenden Flexibilität darstellt.

Diese Schwierigkeiten selbst unter optimalen Bedingungen führten dazu, dass die Projektlaufzeit verlängert und das Forschungsdesign gegenüber dem Forschungsantrag in einzelnen Punkten abgeändert werden musste (s. Kap. 4.1 und Kap. 5.1)

1.3 Aufbau des Berichts

Der Aufbau des Berichts orientiert sich an der Systematik der Forschungsfragen und an dem Bezug der beiden Forschungszugänge – Evaluation und Grundlagenforschung – zueinander.

Kapitel 2 liefert die notwendigen Hintergrundinformationen: Es wird auf die Geschichte und Konzeption der Fachberatungsstelle an dieser Stelle und auf die Einbettung in den Arbeitskreis ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ einerseits, in das Netz der Angebote für wohnungslose Frauen in Freiburg andererseits eingegangen.

Wie Frauen Netzwerke von Hilfen aus ihrer Sicht wahrnehmen, wie ihre ‚Landkarte hilfreicher Orte‘ – die mehr verzeichnet als nur professionelle Angebote – aussieht, wird in *Kapitel 3* beschrieben. Dieser Abschnitt speist sich aus der Auswertung der qualitativen Einzelinterviews und aus einer themenbezogenen Auswertung der Stadtdiskus-

sionen; Letztere werden als Methode aber erst in Kapitel 5 vorgestellt. Dennoch stehen die Ergebnisse hier am Anfang des Berichts, weil sie einen ersten Zugang zu der subjektiven Sichtweise von Frauen eröffnen, die sowohl für die Diskussion der Bewertung der Fachberatungsstelle, als auch für die Rekonstruktion der subjektiven Stadtpläne wichtig ist. Die ‚Knoten‘ im Netz der Hilfen sind vor allem Freunde und Bekannte, die Ämter und andere soziale Einrichtungen. Diese Knoten bilden unter bestimmten strukturierenden Ansprüchen (Versorgungswissen, Sicherheit und Schutz, Solidarität in der Not, als Mensch geachtet werden) in einer Situation, die durch das Fehlen einer sicheren Unterkunft und damit durch eine große Verletzbarkeit gekennzeichnet ist, eine spezifische Konfiguration. Hier kann auch die Fachberatungsstelle eingeordnet werden.

Kapitel 4 enthält die Ergebnisse der Evaluation. Nach einer Übersicht über die Instrumente (4.1) werden die Auswertungen der Dokumentationen aller persönlichen und telefonischen Kontakte vorgestellt und berichtet, welche Frauen bei der Fachberatungsstelle Unterstützung suchten (4.2). Wie die Kontakte mit den Klientinnen verliefen, wie ‚erfolgreich‘ sie waren und welcher Bedarf weiterhin besteht, kann der Auswertung der Verlaufsprotokolle (Fallberichte) entnommen werden. Vier Muster werden im einzelnen dargestellt (kurze, klar definierte und erfolgreiche Kontakte, Beratungsprozesse nach einem längeren Aufbau von Vertrauen im offenen Bereich, intensive Begleitung über einen langen Zeitraum mit stets neuen Aufgaben und abgebrochene Kontakte) und die Möglichkeiten und Grenzen der Beratung und Begleitung bei psychischen Belastungen, bei Substanzabhängigkeit und bei Gewalterfahrungen diskutiert (4.3). Die Vernetzung ist ein weiteres wichtiges Aufgabengebiet der Fachberatungsstelle (4.4). Die Bewertung der Arbeit der Fachberatungsstelle wurde aus Sicht der Klientinnen, der Mitarbeiterinnen und der Einrichtungen erhoben, die mit der Fachberatungsstelle zusammen arbeiten (4.5). In dem abschließenden Abschnitt (4.6) wird die besondere Verortung der Fachberatungsstelle an der Schnittstelle zwischen ‚Dinnen‘ und ‚Draußen‘ und bei der Vermittlung von Prozessen ‚in die Gesellschaft/in Wohnen hinein‘ und bei der Verhinderung von Prozessen ‚aus der Gesellschaft heraus/aus dem Wohnen herausfallend‘ zusammen gefasst und die besondere Bedeutung des Übergangs vom offenen Bereich in praktische Unterstützung und psychosoziale Beratung – verbunden mit spezifischen Anforderungen an die Beraterinnen – heraus gearbeitet.

Aussagen zur subjektiven Stadtwahrnehmung und zur Entwicklung von Strategien und Wohnen -Taktiken sind Inhalt von *Kapitel 5*. Nach der Vorstellung des methodischen Vorgehens (5.1) und des theoretischen Bezugsrahmens (Stadtraum, raumbezogene Wahrnehmung und Identität, wohnbezogene Taktiken, Geschlechteraspekte: 5.2) werden zunächst räumliche Konfigurationen als wahrgenommene Raummuster aus dem gesamten Textmaterial rekonstruiert und insbesondere die Parallelität zwischen räumlicher Struktur und sozialer Ordnung anhand einzelner Themenfelder verfolgt. Taktiken, die heraus gearbeitet werden, sind unter anderem die Herstellung einer dritten Haut, Bedeutungsgenerierung an Rändern, Nischen und Lücken und Herstellung von Sichtbarkeit bzw. Nutzung von Unsichtbarkeit. Anschließend werden – mit der bei Gruppendiskussionen üblichen Kontrastierung – die zentrale Dynamik und die thematische Fokuse der einzelnen Gruppen einander gegenübergestellt.

In *Kapitel 6* werden die Ergebnisse zusammengeführt und die Frage der Frauenspezifika diskutiert. Der Bezug auf die Fachberatungsstelle als Ort der Hilfe und als Medium von

Taktiken schließt an Kapitel 3 an. Der so aufgespannte inhaltliche Bogen verbindet die beiden Aussagebereiche der Evaluation und der stadtsoziologischen Rekonstruktion von Raumwahrnehmung und Überlebensstrategien.

1.4 Forschungsstand zur Situation wohnungsloser Frauen

Zum Ausmaß der Wohnungslosigkeit liegen nur Schätzungen vor, die regelmäßig von der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. veröffentlicht werden. Insbesondere das große Dunkelfeld erschwert valide Angaben: Zahlen liegen für die Personen vor, die Kontakt mit Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe hatten, aber nicht alle, auf die die Definition von Wohnungslosigkeit zutrifft, nehmen Kontakt mit Einrichtungen auf – und dies trifft insbesondere auf Frauen zu. Einigkeit besteht bei allen Angaben aber dahingehend, dass der Anteil wohnungsloser Frauen in den letzten Jahren gewachsen ist und derzeit ca. 30% der Wohnungslosen insgesamt ausmacht (vgl. die Zusammenstellung bei Enders-Drägässer et al. 1999, 91), wenn Bezugsgröße nicht nur die sichtbar Wohnungslosen und die Nutzer von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe sind. Denn – auch hier besteht Einigkeit – verdeckte Wohnungslosigkeit ist insbesondere bei Frauen anzutreffen (Hesse-Lorenz/Moog 1996, vgl. Enders-Drägässer et al. 1999, 94f.); der Anteil der Frauen an den Wohnungslosen wird daher umso höher angegeben, je weiter die Definition über offen sichtbare Wohnungslosigkeit (offenes Leben auf der Straße) hinausgeht. Die Gruppe der wohnungslosen Frauen ist heterogen, was Alter, Schul- und Berufsausbildung (BAG Wohnungslosenhilfe e.V. 1997, 1; Geiger/Steinert 1991) betrifft, auch wenn niedrige und fehlende Schul- und Ausbildungsabschlüsse deutlich häufiger als in der weiblichen Bevölkerung zu finden sind (Neusser 2000).

Die als wohnungslos registrierten Frauen sind verglichen mit den wohnungslosen Männern jünger, häufiger verheiratet und haben häufiger Kinder: Zwei Drittel sind jünger als 40 Jahre, bei Männern sind dies nur 46%. Die Hälfte der Frauen ist ledig; bei Männern sind es zwei Drittel. Während fast alle als wohnungslos registrierten Männer alleinstehend ohne Kind sind, trifft dies auf nur 61% der Frauen zu. Frauen ‚wohnen‘ häufiger bei Bekannten und Verwandten ‚mit‘ ohne eine eigenständige Absicherung eines Wohnrechts, als dies bei Männern der Fall ist (Angaben der BAG Wohnungslosenhilfe für Frauen mit institutionellen Kontakten: Rosenke 1996, 78; Röhrig 1996a; lokale Studien bestätigen allesamt diese Aussagen).

Immer wieder wird auf besondere Risiken wohnungsloser Frauen hingewiesen (vgl. Hesse-Lorenz/Moog 1996, Armutsrisiken von Frauen: Enders-Drägässer et al. 1999). Es scheinen hier aber auch Schutzfaktoren bei Frauen wirksam zu sein, die sie vor (offener) Wohnungslosigkeit bewahren; andererseits ist die Lage der Frauen, wenn sie (offen) wohnungslos geworden sind, deutlich schwieriger als die von Männern und Hilfsangebote fehlen. Alle Untersuchungen zeigen gleichermaßen die Bedeutung frauenspezifischer Wege in Wohnungslosigkeit und aus Wohnungslosigkeit heraus.

Im Hinblick auf den Grund des Wohnungsverlustes gab nach Angaben der BAG Wohnungslosenhilfe (BAG Informationen 1997; Angaben für Frauen mit institutionellen Kontakten, Daten für 1997) die größte Gruppe von Frauen (37,5%) eine Trennung oder Scheidung an. Zusammen mit 10%, die Gewalt des Partners/Ehemannes angeben, sind

dies knapp die Hälfte, bei denen der Grund für die Wohnungslosigkeit im privaten Beziehungsbereich liegt. Die Bedeutung der Gewalterfahrungen für den Wohnungsverlust ist mit bestimmt durch eine problematische Handhabung der Wohnungszuweisung bei häuslicher Gewalt. Jährlich suchen nach Schätzungen 40.000 Frauen Zuflucht in den über 300 in Deutschland existierenden Frauenhäusern (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 1998) und sind somit ohne eine eigene Wohnung. (Frauenhausbewohnerinnen tauchen nicht in der BAG-Statistik auf). Mietschulden spielten mit 15% eine geringere Rolle. In dem Modellprojekt ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ konnten 1995-1997 Daten von 450 Frauen aus fünf Einrichtungen für wohnungslose Frauen zusammengetragen werden. Bei 56% derjenigen, für die Angaben vorlagen, waren Konflikte in Familie und Partnerschaft der Grund für den letzten Wohnungsverlust. Auch wenn Verschuldung nur eine geringe Rolle beim Wohnungsverlust spielt, macht der hohe Anteil von Bezieherinnen von Hilfe zum Lebensunterhalt und von erwerbslos gemeldeten Frauen (z.B. Enders-Drägässer et al. 1999, 135 und 153f.) unter den wohnungslosen Frauen klar, dass Wohnungslosigkeit in erster Linie eine Armutsfrage ist.

Trotz des gestiegenen Anteils der Frauen unter den Wohnungslosen insgesamt (verdeckte Wohnungslosigkeit und wohnungslose Frauen außerhalb der Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe einbezogen), wird das Thema nach wie vor als ‚Männerthema‘ behandelt und als Problem der Verwahrlosung und der unzureichenden Wohnraumversorgung gedacht. Eine an der Situation von männlichen Wohnungslosen orientierten Wohnungslosenhilfe und die Unsichtbarkeit von wohnungslosen Frauen bedingen sich wechselseitig: In den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe tauchen wohnungslose Frauen kaum auf, weil die Angebote ihre Bedürfnisse nicht aufgreifen und ‚männlich dominiert‘ sind. Und da die Frauen in den Angeboten nicht auftauchen, werden ihre Situation und ihr Bedarf auch nicht sichtbar. Hilfsangebote, die auf den Bedarf, die Probleme und die Kompetenzen von Frauen zugeschnitten sind, erscheinen nicht als notwendig und werden nicht eingefordert. Der Abschlussbericht des Modellprojektes ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ führt in seinem Anhang 96 ambulante, teilstationäre oder stationäre Einrichtungen für wohnungslose Frauen im gesamten Bundesgebiet auf; bei einem Frauenanteil von 30% der Wohnungslosen dürfte dies den Bedarf bei weitem nicht decken (Enders-Drägässer et al. 1999, 397ff). In mehreren Orten wurden Bedarfserhebungen durchgeführt, bei ein breites Spektrum von Einrichtungen einbezogen (z.B. Drogenberatungsstellen, Sozialdienst etc.), die außerhalb der klassischen Wohnungslosenhilfe nach §72 BSHG angesiedelt sind, bei denen aber dennoch wohnungslose Frauen als Klientinnen betreut werden. Die Angaben bestätigen, dass der größte Anteil von Frauen über ‚Mitwohnen‘ in Zeiten ohne Wohnung dem Leben auf der Straße entgeht und nur ein kleinerer Teil Platte macht oder in einer Obdachlosenunterkunft lebt (Neusser 2000 für Bielefeld, also für eine Stadt in einer ähnlichen Größe wie Freiburg).

Mit dem Hilfesystem v.a. in Großstädten haben sich einige Untersuchungen beschäftigt, so z.B. eine Untersuchung des Bundesministeriums für Frauen und Jugend (Geiger/Steinert 1991) oder eine Untersuchung in Berlin (Röhrig 1996a, b). Aus der Praxis einer Fachberatungsstelle berichtet unter Frauenaspekten Riege (1993). In dem Modellprojekte ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ (Enders-Drägässer et al.

1999) wurden vier Einrichtungen für wohnungslose Frauen evaluiert: ein Treff- und Tagesangebot mit angeschlossenem Wohnen, ein Frauen-Info-Laden mit Frauenpension, ein Wohnangebot und ein Tagestreff. Auf die veränderten gesetzlichen Grundlagen des §72 BSHG, deren Neuformulierung die Situation wohnungsloser Frauen besser erfasst, wurde bereits hingewiesen.

Aufmerksamkeit haben in letzter Zeit gesonderte Gruppen wohnungsloser Frauen erfahren, v.a. psychisch kranke Wohnungslose (Greifenhagen/Fichter 1995, Greifenhagen/Fichter 1997, Wessel 1996). Der Zusammenhang von Substanzabhängigkeit und Wohnungslosigkeit wurde nur für Jugendliche unter dem Stichwort ‚Trebegängerinnen‘ aufgegriffen, aber nicht mit dem Thema Wohnungslosigkeit in Verbindung gebracht und nicht für erwachsene Frauen diskutiert. Auf Forschungsergebnisse zu psychischen Erkrankungen, Substanzabhängigkeiten und Gewalterfahrungen wird detaillierter in Kap. 4.3.6 eingegangen.

Eine Untersuchung, ebenfalls bei alleinstehenden wohnungslosen Frauen, liegt aus München vor (Bremer/Romaus 1990). Eine Untersuchung zur Wohnungsnot von Frauen in Berlin (Röhrig 1996a, b) zeigt eine verhängnisvolle Dynamik, bei der Frauen zunächst versuchen, in Krisensituationen ohne Hilfe von Institutionen zurecht zu kommen und auf ihre privaten sozialen Netzwerke zurückzugreifen, was aber bedeuten kann, dass sie sich in labile persönliche Abhängigkeitsverhältnisse und verdeckte Wohnungslosigkeit begeben. Die Abstinenz, was institutionelle Hilfen angeht, hängt u.a. damit zusammen, dass die Ausrichtung der Angebote auf Bedürfnisse wohnungsloser Männer auf Frauen ‚vertreibend‘ wirkt (Röhrig 1996b, 90). Die Berliner Untersuchung weist gleichzeitig auf die großen individuellen Ressourcen hin, die den Frauen über lange Zeit ein Überleben unter widrigen Verhältnissen ermöglichen.

Es überwiegt in der Literatur eine Problem- bzw. Versorgungsperspektive. Weder gibt es Untersuchungen über Prävention von Wohnungslosigkeit bei Frauen, noch über Ressourcen der Alltagsbewältigung, noch taucht dieses Thema im Zusammenhang mit anderen nicht sozialarbeitsrelevanten Themen auf. Geiger/Steinert hatten 1990 subjektive Situationsdeutungen und –interpretationen wohnungsloser Frauen untersucht und Verhaltensmuster als Bewältigungsstrategien betrachtet (Geiger/Steinert 1991; qualitative Interviews). Es wurden unterschiedliche subjektive Orientierungen herausgearbeitet (Normalitäts-, Institutionen- und Alternativorientierung) und so verschiedene Typen von Bedarf auf Seiten wohnungsloser Frauen definiert. Hägele (1994) folgte in einer qualitativen Studie ebenfalls einem Bewältigungsansatz. Sie zeigte die Verbindung zwischen der Wohnbiographie und der Partnerbiographie bei wohnungslosen Frauen mit der Folge, dass Trennungen von Partnern oder Krisen in der Beziehung einen Wohnungsverlust mit sich brachten oder dass von einem (neuen) Partner Schutz erhofft wurde. Die Befragten berichteten Gewalterfahrungen und Erfahrungen, im Hilfesystem für Wohnungslose nicht den benötigten Schutz zu finden. Doch wollten die wohnungslosen Frauen sich selbst nicht als ‚Opfer‘ bezeichnen und entwickelten einen eigenen Umgang mit Gewalterfahrungen, der von außen betrachtet häufig als Bagatellisierung missverstanden werden kann, der aber als Weg interpretierbar ist, die eigene Würde zu bewahren. Der Außendruck einer stigmatisierenden Gesellschaft schweißt zudem Wohnungslose als Gruppe oder Paar zusammen; die reale Verlässlichkeit der Beziehungen steht in

keinem Verhältnis zu dieser beschworenen Gemeinschaft. Einige Alltagsaspekte wie beispielsweise Körperpflege, Ernährung etc. stellen sich für Frauen schwieriger dar, da sie oft auch andere Ansprüche z.B. an ein Fortbestehen einer gewissen Häuslichkeit auch ohne eigenen Wohnraum oder eine Körper- und Wäschepflege, die ihnen ein unauffälliges Leben ermöglichen, haben (Hägele 1994).

Der wissenschaftliche Mainstream-Diskurs der Raumplanung oder der ökologischen Psychologie (z.B. Weichhart 1990, Kruse et al. 1990) geht von Basiskonzepten aus, die implizit das Verfügen über eine feste Wohnung voraussetzen und nicht nach Geschlecht differenzieren. Zwar gibt es Arbeiten zu Frauen in der Stadt- oder Raumplanung, aber keine Arbeiten zu Wohnungslosen bzw. wohnungslosen Frauen und Stadtplanung, obwohl ‚die Straße‘ und der innenstädtische Bereich der Aufenthaltsort Wohnungsloser par excellence ist. Für die Entwicklung der Innenstädte, von der Wohnungslose in besonderem Maß betroffen sind, gilt eher ein Sicherheitsdiskurs, in dem die Frauenperspektive nur im Zusammenhang mit der Beseitigung von Angsträumen aufgegriffen wird. Für wohnungslose Frauen bedeutet die Sicherung der innerstädtischen Areale aber eine Vertreibung und eine Einschränkung bei der Alltagsbewältigung. Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. schlägt vor, die Perspektive von Frauen bei der Bauleitplanung durch die Beteiligung von Frauenverbänden und -vereinen als ‚Träger öffentlicher Belange‘ einzubeziehen (BAG Wohnungslosenhilfe 1997). Immer wieder wurden ungleiche Zugangs- und Nutzungsmöglichkeit für Frauen und Männer sowohl privater als auch öffentlicher Räume bzw. deren geschlechtsspezifischen Einschreibungen und Aufrechterhaltung eines ungleichen Geschlechterverhältnisses mittels der gebauten Umwelt heraus gearbeitet. Trotz unterschiedlicher Untersuchungsebenen und verschiedener Standpunkte, und vor allem einem breitem Spektrum an unterschiedlichen Lebenssituation und –bedingungen von Frauenleben in der Stadt, das es zu beachten gilt, ist ein gemeinsamer Nenner die Einschreibung von Geschlechterdifferenzen in die gebauten Strukturen und die Notwendigkeit einer veränderten Verfügungsmöglichkeit über den Raum für Frauen; eine Forderung, die ein veränderte Sicht auf den städtischen Raum wie ein verändertes Planungsvorgehen voraussetzt (Rodenstein 1993, List 1993, Frank 1997, Scheller 1995, Wilson 1993).

Die Fragestellung des Forschungsprojektes knüpft an diesen Diskussionsstand und die offenen Fragen an. Dabei wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass Frauen Kompetenzen und Ressourcen haben, um eine außerordentlich prekäre soziale Situation (Armut und Ausgrenzung) zu verarbeiten. Diese Verarbeitungsmodi sind davon geprägt, dass sie in der Wohnungslosigkeit ihre räumliche Umgebung als eine erfahren, die nur unter ständigen Anstrengungen gegen Vertreibungen anzueignen ist, und ihren sozialen Status als ausgegrenzt erfahren. Die Subjekt- und Handlungsorientierung des Projektes (Raumwahrnehmung und Handlungsstrategien im Alltag) füllt damit eine Lücke der Forschung. Die institutionelle ‚Produktion‘ von Wohnungslosigkeit durch Lücken im Versorgungsnetz, unzureichende Unterstützungsangebote der Wohnraumversorgung und ungleiche Verteilung sozialer Chancen wird einbezogen; der Kompetenzansatz bedeutet nicht, dass Frauen die individuelle Verantwortung für Wohnungslosigkeit angelastet wird. Gerade hier ist der Transfer der Ergebnisse in Überlegungen zu frauenangemessenen Angeboten der Wohnungslosenhilfe und der Hinweis auf die Lücken in den bestehenden Angeboten wichtig.

2 Die Anlauf- und Fachberatungsstelle

2.1 Die Geschichte der Stelle

Um die Entwicklung der Fachberatungsstelle in dem ersten Jahr nach ihrer Eröffnung einschätzen zu können, ist es notwendig, auf die Vorgeschichte in Freiburg einzugehen. Nachdem bundesweit das Thema Frauen in Wohnungsnot schon seit Mitte der achtziger Jahre in der Fachdiskussion war, wurden in Freiburg erst 1994 Konsequenzen gezogen: Das Ferdinand-Weiß-Haus - eine Anlauf- und Beratungsstelle für wohnungslose Menschen des örtlichen Diakonischen Werkes - richtete als erste Einrichtung ein ausschließlich Frauen vorbehaltenes Gruppenangebot in einer gemischten Einrichtung ein. Hintergrund war die Beobachtung, dass Frauen zu der sehr stark von Männern genutzten Einrichtung nur schwer Zugang fanden. Die Erfahrungen zeigten aber, dass wiederum nur Frauen, die bereits in Kontakt mit der Einrichtung standen, erreicht werden konnten. Für sie war der wöchentlich stattfindende Termin ein Freiraum, der es ihnen ermöglichte, in einem geschützten Raum ihre Körper- und Wäschepflege zu erledigen, mehr in Kontakt zu anderen betroffenen Frauen und insbesondere zu den Mitarbeiterinnen der Stelle zu kommen. Dieser Rahmen ermöglichte eine intensive und umfassende Begleitung einzelner wohnungsloser Frauen, die während der sonstigen Öffnungszeiten der Einrichtung nicht geleistet werden konnte. Im geschützten Rahmen eines Angebotes, das nur für Frauen zugänglich war, war es den Besucherinnen besser möglich, auch zu sehr belastenden Themen wie beispielsweise sexuellen Gewalterfahrungen Beratung in Anspruch zu nehmen. Frauen, die bisher keine Nutzerinnen der Anlaufstelle waren, wurden jedoch nicht erreicht.

Diese Erfahrungen zeigen zweierlei: Zum einen wurde deutlich, wie wichtig ein Freiraum für Frauen ist, um umfassende und zielgerichtete Hilfe anbieten zu können. In gemischtgeschlechtlichen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe konnte bisher dem bestehenden frauenspezifischen Beratungs- und Betreuungsbedarf, der durch die vielfach belastete Lebenssituation der Frauen entsteht, zu wenig Rechnung getragen werden. Zum anderen wurde klar, dass ein zeitlich derart begrenztes Angebot, das zudem in eine Stelle integriert war, die für ihre Männer dominierte Zielgruppe quasi schon stadtbekannt war, von Frauen außerhalb der klassischen Wohnungslosenszene nicht angenommen wird.

Die Fachdiskussion um den gesamten Themenkreis weibliche Wohnungsnot wurde in Freiburg 1996 durch die von der BAG Wohnungslosenhilfe bundesweit initiierte Aktionswoche ‚FrauenLeben-FrauenWohnen‘ intensiviert. Zur Durchführung dieser Woche fand sich in Freiburg ein breites Aktionsbündnis mit VertreterInnen aus unterschiedlichen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe zusammen, das 1997 in die Gründung eines festen Arbeitskreises ‚FrauenLeben-FrauenWohnen‘ (s. Kap. 2.3) mündete. In dem Austausch der Erfahrungen mit wohnungslosen Frauen und in einer Bedarfserhebung des Arbeitskreises wurde schnell sichtbar, dass in Freiburg ein eigenständiges Angebot für wohnungslose Frauen dringend erforderlich war. Das Diakonische Werk Freiburg entwickelte daraufhin in fachlichem Austausch mit dem Arbeitskreis eine Konzeption

für ein entsprechendes Angebot. Trotz angespannter Haushaltslage gelang es, eine Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot einzurichten. Diese Stelle konnte am 01.03.1999 ihre Arbeit aufnehmen.

2.2 Konzeption und Angebote der Stelle

Träger der Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot ist der Diakonieverein beim Diakonischen Werk Freiburg e.V.. Die Aufgaben einer zentralen Fachberatungsstelle nach §72 BSHG werden in Kooperation mit der Stadt Freiburg wahrgenommen. Die Arbeit der Einrichtung lässt sich im Wesentlichen in zwei Bereiche gliedern: Sie ist eine Beratungsstelle, in der die Aufgaben einer ambulanten Fachberatungsstelle nach §72 BSHG wahrgenommen werden und sie hat einen offenen Bereich, der als Tagesaufenthaltort für die Frauen dient und in dem sie alltägliche Dinge erledigen können.

Für eine Verbindung dieser zwei Angebote gab es mehrere Gründe. Der Wunsch, möglichst viele Frauen zu erreichen, führte zu der konzeptionellen Ausrichtung als *Anlauf- und Fachberatungsstelle*. Damit war die Absicht verbunden, Frauen, die ein reines Beratungsangebot nicht in Anspruch nehmen würden, durch den Anlaufbereich einen niederschweligen Zugang zur Einrichtung zu ermöglichen und so neben der Nutzung von Versorgung auch weitergehende Unterstützung bieten zu können. Zudem gab es in Freiburg bisher kein Versorgungsangebot nur für wohnungslose Frauen. Durch die räumliche Verbindung beider Angebote konnte ein frauenspezifische Versorgungsangebot geschaffen werden – ohne die Nutzung der durch diese Zusammenlegung entstehenden Synergieeffekte wäre die Schaffung eines niederschweligen Angebotes für Frauen unrealistisch gewesen.

Zielgruppe der Einrichtung

Zielgruppe der Einrichtung sind wohnungslose Frauen nach §72 BSHG, wobei hier die Neuformulierungen der Durchführungsverordnungen, die für das Jahr 2000 zu erwarten sind, den entsprechenden Rahmen abstecken. Zudem sollten Frauen mit allen unterschiedlichen Formen von Wohnungslosigkeit - das Spektrum reicht von sichtbarer Wohnungslosigkeit über verdeckte Wohnungslosigkeit bis hin zu akut drohendem Wohnungsverlust beispielsweise durch Gewalttätigkeit des Partners (vgl. Enders-Drägässer et al. 1999, S.94-101) – erreicht werden, für die ein Hilfsanspruch nach §72 gegeben ist, d.h. die die Schwierigkeiten nicht aus eigener Kraft überwinden können und bei denen das Ausmass der sozialen Schwierigkeiten deutlich über das hinausgeht, was „im Leben eines jeden Menschen eintreten“ kann (Bearbeitungshinweise des LWV Baden). Da sichtbar wohnungslose Frauen auch von traditionellen gemischtgeschlechtlichen Einrichtungen erreicht werden, sollten nun auch verdeckt oder latent wohnungslose Frauen Unterstützung finden, die sich selbst möglicherweise nicht als Obdachlose bezeichnen und auch nicht der Obdachlosenszene zurechnen würden, da sie noch irgendein Dach über dem Kopf haben. Die Bezeichnung der Zielgruppe als ‚Frauen in Wohnungsnot‘ im Namen der Einrichtung signalisiert, dass Frauen, die nicht auf der Straße leben, die aber sehr wohl verdeckt wohnungslos oder akut von Wohnungslosigkeit bedroht sind, sich von dem Angebot angesprochen fühlen sollen. Entsprechend ist das Ziel der Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot, wohnungslo-

se Frauen in all ihren unterschiedlichen Lebenslagen möglichst frühzeitig und umfassend zu erreichen.

Personelle und räumliche Ausstattung

Die Aufgaben der Anlauf- und Fachberatungsstelle werden grundsätzlich durch weibliches Fachpersonal wahrgenommen. Die Einrichtung ist mit einer Personalstelle für eine Sozialpädagogin/Sozialarbeiterin ausgestattet, die sich zwei Kolleginnen teilen, um auch in Urlaubszeiten die Erreichbarkeit der Stelle zu gewährleisten. Im Herbst 1999 wurde eine Praktikumsstelle für Studentinnen der Sozialarbeit/Sozialpädagogik eingerichtet, die seither regelmäßig durch Halbjahrespraktikantinnen besetzt ist. Im Rahmen eines Qualifizierungskurses leistete zudem eine Sozialarbeiterin drei Tage die Woche für 10 Monate ihren Praxiseinsatz in der Einrichtung ab. Die Arbeit wird weiterhin unterstützt durch ehrenamtlich tätige Frauen.

Die Einrichtung verfügt über einen großen Raum, der das Kernstück des offenen Bereichs darstellt und durch seinen Zuschnitt eine Abtrennung verschiedener Zonen - eher ruhiger und eher kommunikativer - ermöglicht. An diesen Bereich angegliedert ist ein kleines Büro sowie eine Küche. In dem angrenzenden Flur sind die Mitarbeiterinnen-Toilette sowie Toilette und Dusche für die Besucherinnen untergebracht. Durch einen kleinen Flur gelangt man in ein weiteres Büro, das als Beratungszimmer dient. Etwas außerhalb der Einrichtung steht ein kleiner Abstellraum zur Verfügung. Die Räumlichkeiten sind innenstadtnah und gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen.

Die Aufgaben der Anlaufstelle

In der Konzeption der Stelle sind folgende Aufgaben festgehalten:

- Schutzraum: Die Anlaufstelle soll Frauen abseits ihres stark belasteten Alltagslebens einen Ort bieten, an dem sie sich in Ruhe und geschützt aufhalten können. Der Aufenthalt ist an keinerlei Bedingungen geknüpft: jede Frau entscheidet selbst, ob sie weitere Angebote der Einrichtung wie Gruppenangebote oder Beratung für sich in Anspruch nimmt oder nicht.
- Treffpunkt: Die Anlaufstelle dient als Ort der Kommunikation zwischen den verschiedenen Besucherinnen und zwischen den Besucherinnen und den Mitarbeiterinnen der Einrichtung. In ungezwungenem Rahmen – z.B. beim gemeinsamen Kaffeetrinken - kann hier die Grundlage einer Vertrauensbeziehung sowohl zwischen den Betroffenen selbst als auch zu den Mitarbeiterinnen hergestellt werden. Der Aufbau von Beziehungen zu den Mitarbeiterinnen kann eine Basis für eine weiterführende Beratungsarbeit darstellen, während die Kontakte untereinander Selbsthilfekräfte freisetzen und Solidarität und gegenseitige Unterstützung ermöglichen können.
- Körperpflege: Zur Körperpflege steht den Frauen ein gut ausgebauter Sanitärbereich zur Verfügung. Notwendige Utensilien zur Körperpflege wie beispielsweise Duschmittel, Handtücher etc. werden kostenlos von der Einrichtung gestellt.

- Wäschepflege: Zur Wäschepflege stehen gegen eine geringe Gebühr eine Waschmaschine und ein Trockner zur Verfügung.
- Kochmöglichkeit: Die Nutzung der Küche steht allen Besucherinnen der Einrichtung offen.
- Zugang zu Arbeitsmitteln: Arbeitsmittel wie Telefon, Schreibmaschine, Computer etc. können von den Frauen kostenlos genutzt werden.
- Schließfächer: Zur Unterbringung wichtiger Dokumente, Kleidung etc. stehen für die Frauen 10 Schließfächer bereit.
- Die lokale Tageszeitung, Anzeigenblätter, verschiedene Zeitschriften und Bücher liegen aus.
- Postanschrift: Die Anschrift der Einrichtung kann von den Besucherinnen als Postanschrift genutzt werden.

Die regelmäßigen Angebote der Einrichtung im Überblick

Beratung	Montag, Mittwoch, Freitag 9:00-11:30 Uhr und nach Vereinbarung
Frauenfrühstück	Dienstag, 10:00-11:30 Uhr
Offenes Angebot	Montag, Mittwoch, Freitag 9:00-11:30 Uhr
Nähgruppe	Jeden zweiten Montag
Gemeinsames Mittagessen	Alle vier Wochen mittwochs
Offener Nachmittag	Dienstag, 14:00-16:00 Uhr
Gestaltungsnachmittag	Mittwoch, 14:00-16:00 Uhr

Die Aufgaben der Fachberatungsstelle

Die Fachberatung geht über das Angebot der Anlaufstelle hinaus. Die Beratung bezieht sich in der konkreten Fallarbeit auf folgende Aufgabengebiete:

- Existenzsicherung: Die materielle Existenz der Frauen ist durch Klärung bestehender Ansprüche zu sichern. Hierbei ist insbesondere Unterstützung bei der Verwirklichung von Ansprüchen gegenüber dem Sozialamt und dem Arbeitsamt zu gewährleisten.

- Klärung der Unterkunftssituation: Eine Klärung der Unterkunftssituation ist als Grundlage für weitergehende Unterstützung unerlässlich. Hier steht sowohl eine Klärung der aktuellen Situation als auch von mittelfristigen Wohnperspektiven im Sinne der Klientin an. Wesentlich ist die Unterstützung der Klientin bei der Beschaffung von Wohnraum.
- Persönliche Beratung und Begleitung: Das Beratungsangebot erstreckt sich auf alle Fragen, die sich für die Frauen im Zusammenhang mit ihrer Wohnproblematik ergeben. Da sich hier sehr verschiedene Frage- und Problemstellungen ergeben können, ist eine enge Zusammenarbeit mit anderen Institutionen (Suchtberatungsstellen, Sozialpsychiatrischen Diensten, Schuldnerberatungsstellen, etc.) erforderlich. Die Vermittlung in und die Motivation zur Annahme adäquater Hilfeangebote außerhalb der Einrichtung ist Bestandteil dieser Arbeit.
- Klärung der Arbeitssituation: Frauen wird bei der Suche nach geeigneten Arbeits- oder Beschäftigungsmöglichkeiten Hilfestellung geleistet. Dies umfasst sowohl die Information über bestehende Arbeitsprojekte vor Ort als auch die Unterstützung beim Erstellen von Bewerbungsunterlagen und das Vorbereiten auf Vorstellungsgespräche.
- Erstellung eines Hilfeplans.

Strukturelle Aufgaben der Fachberatungsstelle sind:

- Dokumentation und Bedarfserhebung: Die eigene Arbeit sowie Fragestellungen zur Zielgruppe (Umfang, Struktur, Erhebung der Lebenssituation und Problemlagen) werden dokumentiert. Vor dem Hintergrund dieser Dokumentation ist der Hilfebedarf der Zielgruppe festzustellen und in die örtliche Sozialplanung einzubringen.
- Vernetzung: Die Zusammenarbeit von lokalen Einrichtungen und Initiativen ist sicherzustellen.
- Öffentlichkeitsarbeit: Die Information der allgemeinen Öffentlichkeit sowie der Fachöffentlichkeit über die Situation von Frauen in Wohnungsnot und über die Angebote der Einrichtung ist Bestandteil der Arbeit.
- Ehrenamtlichenarbeit: Die Initiierung ehrenamtlicher Hilfen im Rahmen der Anlauf- und Fachberatungsstelle ist ein weiteres Aufgabengebiet. Ehrenamtlich tätige Frauen werden auf ihre Mitarbeit in diesem Arbeitsfeld vorbereitet und in der konkreten Arbeit von den Hauptamtlichen unterstützt und begleitet.

Konzeptionelle Ausrichtung der Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot

Für die Arbeit mit Frauen in Wohnungsnot ist es wichtig, die betroffenen Frauen mit ihren unterschiedlichen Lebens- und Problemlagen anzunehmen. Dies setzt voraus, die

Lebenswelt der Frauen in vollem Umfang zu respektieren und zu akzeptieren. Hier spielt beispielsweise die enge Bindung an einen Partner oder ein männlich dominiertes Milieu immer wieder eine große Rolle. Außerhalb der Öffnungszeiten ist es den Frauen deshalb möglich, Beratungstermine gemeinsam mit ihrem Partner zu vereinbaren.

Während der Öffnungszeiten ist es wichtig, die Einrichtung als einen reinen Frauenraum, zu dem Männer keinen Zutritt haben, zu gestalten. Nur so kann der Schutz der Frauen und ein ruhiger Aufenthaltsort gewährleistet werden. In der Ausgestaltung der Hilfe will die Fachberatungsstelle eine Atmosphäre der Wertschätzung schaffen, um den betroffenen Frauen den Zugang zur Einrichtung möglichst leicht zu machen und einen Gegenpol zu den häufig gemachten Diskriminierungserfahrungen zu bieten. Für die Frauen soll die Einrichtung ein Ort sein, an dem sie sich mit anderen Frauen vertrauensvoll austauschen, sich mitteilen und mit ihren Problemlagen verständlich machen können. Die Erfahrung einer solchen Kommunikation und Begegnung kann die Frauen individuell sowie gemeinschaftlich stärken.

Grundsätzlich werden die Frauen bewusst mit ihren Ressourcen und Selbsthilfemöglichkeiten wahrgenommen. Da die Frauen in ihrem oft vielfach belasteten Alltagsleben häufig jedes Zutrauen zu ihren eigenen Fähigkeiten verlieren und sich durch Hilfeinrichtung entmündigt fühlen, ist es wichtig, sie nicht über bestehende Defizite zu definieren, sondern gezielt mit ihren Stärken zu arbeiten und ihnen Verantwortung zu übertragen.

2.3 Der Arbeitskreis ‚FrauenLeben-FrauenWohnen‘

Wie schon in Kap. 2.1. kurz dargestellt, entstand der Arbeitskreis ‚FrauenLeben-FrauenWohnen‘ aus einem Aktionsbündnis, das gemeinsam eine Veranstaltungswoche vorbereitet hatte. Der Arbeitskreis setzt sich aus Mitarbeiterinnen und Vertreterinnen unterschiedlichster Einrichtungen und Gruppierungen aus Freiburg zusammen⁶. Ziel des Arbeitskreises ist die Vernetzung und Förderung der Zusammenarbeit der Gruppen vor Ort, die in ihrer Arbeit mit der Problematik weiblicher Wohnungsnot konfrontiert werden. Regelmäßige Treffen bieten die Gelegenheit zu einem Austausch auf fachübergreifender Ebene mit dem Ziel, Entwicklungen zu dokumentieren, eine Bestandsaufnahme der Angebote sowie eine Situationsanalyse für Freiburg zu ermöglichen.

Der Arbeitskreis versteht sich als Lobby für die betroffenen Frauen. Er informiert immer wieder über die Situation betroffener Frauen und setzt sich für eine Verbesserung ihrer Situation und der Freiburger Angebotsstruktur ein.

Die gute Zusammenarbeit im Arbeitskreis war in der Planung und beim Aufbau der Fachberatungsstelle von großem Vorteil. Insbesondere konnte die Einrichtung seit ihrem ersten Öffnungstag auf ein bestehendes Netz an Hilfeangeboten zurückgreifen; in vielen Fällen kommt der Fachberatungsstelle eine Lotsenfunktion für die betroffenen Frauen zu und Klientinnen werden an Einrichtungen weiter vermittelt; umgekehrt ver-

⁶ Eine Liste der Mitglieder des Arbeitskreises befindet sich im Anhang.

weisen andere Einrichtungen Unterstützung und Rat suchende Frauen an die Fachberatungsstelle (s. Kap. 4.4).

2.4 Das Netz von Angeboten für wohnungslose Frauen in Freiburg

Das Modellprojekt ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ (Enders-Drägässer et al. 1999) konnte zeigen, dass die Gründe, Hilfe bei einer Fraueneinrichtung zu suchen, und die (Vermittlungs-)wege, die in eine solche Einrichtung führen, stark von den Charakteristika des lokalen Hilfesystems bestimmt waren. Die folgende Aufstellung gibt eine Übersicht über bestehende Hilfeangebote für wohnungslose Frauen in Freiburg.

Ambulante Hilfeangebote:

Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot

Ferdinand-Weiß-Haus-Anlauf- und Beratungsstelle für wohnungslose Menschen/ Diakonisches Werk

Pflasterstub´- Fachberatung und medizinische Ambulanz/ Caritasverband

Freiburger Essenstreff/ Förderverein Essenstreff e.V.

Unterkunftsmöglichkeiten:

UNTERKUNFT A

Sozial- und Jugendamt Freiburg - Sozialdienst Obdachlosenheim: 12 vorübergehende Wohnplätze in einem Haus nur für Frauen

UNTERKUNFT B

Sozialbetreuung für Wohnungslose der Heilsarmee: 6 Wohnplätze für Frauen in 2 abgeschlossenen Wohnungen

Im Rahmen einer Einrichtung für Frauen und Männer

UNTERKUNFT C

Sozial- und Jugendamt Freiburg - Leitstelle zur Wohnungssicherung: Notunterkünfte für wohnungslose Frauen mit Kind

UNTERKUNFT D

Sozial- und Jugendamt Freiburg - Leitstelle zur Wohnungssicherung: vorübergehende Wohnmöglichkeit für Frauen, Paare und Familien bei akut bestehender oder absehbarer Wohnungslosigkeit, wenn diese in Freiburg eintritt (Kapazitäten: insgesamt 12 Wohnungen mit 4-6 Zimmern)

UNTERKUNFT E

Sozialbetreuung für Wohnungslose der Heilsarmee: 8 Doppelzimmer, die entweder von 2 Männern oder durch Frauen mit ihren Partnern belegt werden können

UNTERKUNFT F

Haus St. Gabriel/Caritasverband: Stationäre Einrichtung für Männer, Frauen und Paare (4 Einzelzimmer für Frauen)

Bis 1998 gab es ein – in den Texten der befragten Frauen auch mehrfach erwähntes – stadtbekanntes Obdachlosenheim, die ‚Klara 100‘ (Klarastr. 100), in dem in einem gesonderten Trakt sechs Übernachtungsplätze für Frauen reserviert waren.

Die Übersicht zeigt, dass es neben der Anlauf- und Fachberatungsstelle kaum eigenständige frauenspezifische Hilfeangebote gibt. Im ambulanten Bereich gibt es neben der zentralen Fachberatungsstelle für wohnungslose Männer zwar die zwei genannten Einrichtungen, die Hilfen für wohnungslose Menschen bieten (die ‚Pflasterstub‘ des Caritasverbandes und das ‚Ferdinand-Weiß-Haus‘ des Diakonischen Werkes) sowie den Essenstreff, das werktäglich Mittagessen anbietet. Alle diese Einrichtungen wenden sich an Männer und Frauen und bieten keine eigenständigen Angebote für Frauen an.

Im Unterbringungsbereich gibt es nur ein Obdachlosenheim, das ausschließlich Frauen vorbehalten ist. Die anderen aufgeführten Unterkünften bieten ebenfalls Frauenplätze im genannten Umfang an. Diese sind jedoch in sehr unterschiedlicher Qualität was die räumliche Trennung vom Männerbereich und die räumliche Ausstattung anbetrifft. Besonders die Situation in der städtischen Notübernachtung ist für wohnungslose Frauen sehr problematisch.

Neben diesen in der Wohnungslosenhilfe angesiedelten Hilfeangeboten sind für Frauen in Wohnungsnot Angebote aus anderen Hilfesystemen von Bedeutung. Hier sind insbesondere die Frauenhäuser, die verschiedenen Angebote der Suchtkrankenhilfe sowie Einrichtungen für psychisch kranke Menschen zu nennen.

Für die Nutzung bestimmter Unterkunftsmöglichkeiten ist in Freiburg auch die Leitstelle für Wohnungssicherung des Sozialamtes von Bedeutung. Hier kann insbesondere in den Fällen, in denen Wohnungsverlust direkt droht und, wenn außer dem Wohnungsmangel kein oder kaum Betreuungsbedarf besteht, Abhilfe geschaffen werden. Insbesondere bei Familien und bei Frauen ist die Maxime, dass die Unterbringung in einer städtischen Notübernachtung Ultima Ratio ist und andere, möglichst dauerhaftere Unterbringungsformen vermittelt werden sollen.

3 Netzwerke von Hilfen aus subjektiver Sicht

Die Fachberatungsstelle ist Teil eines professionellen und ehrenamtlichen Hilfesystems, das zusammengefasst als Wohnungslosenhilfe bezeichnet wird und aus einer Vielzahl von Einrichtungen besteht, die Frauen (und Männer) in Wohnungsnot und Wohnungslosigkeit unterstützen. Die Begriffe Hilfe und Versorgung werden dabei aus der Funktionsbeschreibung der Einrichtungen gewonnen: Sie sollen helfen, versorgen und unterstützen. Da nicht unbedingt alles, was als Hilfe professionell angeboten wird, auch aus subjektiver Sicht als hilfreich und unterstützend erlebt wird, ist zu fragen, ob sich das objektive Hilfesystem mit dem deckt, was aus subjektiver Sicht als System von zur Verfügung stehenden Hilfen bezeichnet werden kann. Weiterhin ist anzunehmen, dass das subjektive Hilfesystem auch private Netzwerke (u.a. Freunde, Familie, Partner, Bekannte) umfasst und damit weitaus mehr als professionelle Hilfen.

Die privaten Ressourcen spielen bei Frauen eine größere Rolle als bei Männern, denn wohnungslose Frauen suchen und finden aufgrund ihrer größeren Versorgungskompetenz häufiger als Männer private Lösungen für Wohnungsnot (Enders-Drägässer et al. 1999, 146f., 187). Daher sollte die Nutzung eines professionellen Angebots in Bezug gesetzt werden zu Ressourcen und Hilfen, die im privaten Bereich zur Verfügung stehen: Der geringe Frauenanteil am Klientel in Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe lässt nicht die Folgerung zu, dass Frauen weniger und seltener unter belastenden Situationen leiden, sondern nur den Schluss, dass (unter den Bedingungen einer vorwiegend männlich dominierten Wohnungslosenhilfe) ihre Bilanz von privaten und professionellen Hilfen eher zugunsten der Nutzung privater Ressourcen ausfällt.

Innerhalb der Gruppe wohnungsloser Frauen ist zu differenzieren: Für die von Geiger/Steinert (1991, 164ff.) beschriebenen alternativorientierten wohnungslosen Frauen z.B. sind die Ressourcen der Subkultur, deren Normen und Regeln den Alltag bestimmen, wichtig. Für sie ist das professionelle Hilfesystem nur in dem Maß attraktiv, wie es an die subkulturelle Lebenswelt anschließt, wie es auf eine Mitwirkungsbereitschaft der Klientin zur Veränderung der Situation und der Persönlichkeit verzichtet und wie die Ressourcen der Subkultur nicht ausreichen. Auf der anderen Seite haben Geiger/Steinert einen Typus einer institutionenorientierten Wohnungslosen beschrieben (1994, 148ff.). Für sie „stellt das Hilfesystem nicht nur eine materielle, sondern auch eine soziale, emotionale, pädagogisch-therapeutische Ressource dar. Dem Selbst werden in diesem Fall keine adäquaten Bewältigungsstrategien zugeschrieben, die eine Lebensplanung dem Normalitätsmodell entsprechend zuließen.“ (Steinert 1990, 2). Die Untersuchung von Geiger und Steinert legt nahe, innerhalb der Gruppe wohnungsloser Frauen nicht nur auf Gemeinsamkeiten, sondern auch auf Unterschiede in den Ressourcenkonstellationen zu achten. Insgesamt werden das professionelle ebenso wie das private Hilfesystem oder beide alternativ geschickt und kompetent genutzt. Die Merkmale des spezifischen Angebots (z.B. Niedrigschwelligkeit, akzeptierende Arbeit) spielt ebenfalls eine Rolle für die Bedeutung, die einem Angebot aus subjektiver Sicht zukommt.

Aus subjektiver Sicht sind niedrigschwellige Einrichtungen wie die Fachberatungsstelle Angebote, bei denen sich die Bedeutsamkeit der Nutzung als Bilanz aus all dem, was an Unterstützung sonst fehlt oder vorhanden ist, ergibt. Wenn z.B. Freunde eine Wohnung besorgen können, braucht keine professionelle Einrichtung mit diesem Anliegen aufgesucht werden. Die Nutzung und die Bewertung der Effektivität des Angebotes der Fachberatungsstelle lässt sich nur in diesem Gesamtzusammenhang diskutieren.

Zu Beginn des Kapitels zur Nutzung der Angebote der Fachberatungsstelle wollen wir daher einen Blick auf das umfassendere subjektive Hilfenetz werfen, um später auf die Fachberatungsstelle als einen speziellen Knoten in diesem Netz einzugehen.

Es ist noch einmal zu unterstreichen: Im Folgenden werden nicht die Hilfen aus Sicht der Professionellen oder die tatsächlich vorhandenen Hilfen dargestellt, sondern die Wahrnehmung der wohnungslosen Frauen berichtet. In der Wahrnehmung steckt selbst bereits eine Verarbeitungsleistung, sodass damit zu rechnen ist, dass es spezifische Differenzen zwischen der Sichtweise der Betroffenen und der Sicht der Helfenden gibt.

3.1 Methodik und Instrumente

Das Material, das für dieses Kapitel ausgewertet wurde, stammt aus zwei Quellen: Zum einen aus vier Einzelinterviews mit ausgewählten Klientinnen der Fachberatungsstelle, zum anderen aus den Textpassagen der Stadtdiskussionen, in denen Unterstützung angesprochen wurde. Die Methode der Stadtdiskussionen wird in Kap. 5.1 dargestellt. Da sowohl die Einzelinterviews als auch die Gruppendiskussionen Merkmale der unterschiedlichen Lagen wohnungsloser Frauen oder von Frauen in Wohnungsnot systematisch variieren, kann trotz der kleinen Fallzahl ein erster Eindruck von der Art und der Bedeutung subjektiver Hilfenetze gewonnen werden.

Die Befragten (Stichprobenauswahl):

Befragt wurden Klientinnen der Fachberatungsstelle. Ursprünglich war diese Erhebung Teil der Evaluation, daher schien es sinnvoll, diejenigen zu befragen, die das Angebot der Fachberatungsstelle in Anspruch genommen haben, zumal diese Frauen besser zu erreichen waren als Frauen, die die Fachberatungsstelle nicht aufsuchen. Dennoch ist bei Verallgemeinerungen diese Einschränkung mit zu diskutieren.

Auf der Basis der Kontaktverläufe waren unterschiedliche Muster identifiziert worden, wie die Klientinnen den Kontakt zur Fachberatungsstelle gestalten und wie sie die Angebote nutzen. Die Klientinnen für die Interviews wurden so ausgewählt, dass sie diese unterschiedlichen Muster der Hilfesuche repräsentieren. Sie wurden angesprochen und erklärten sich zu einem Interview bereit. Eine Frau, die das Muster eines abgebrochenen Kontaktes repräsentiert, konnte nicht interviewt werden: Zum einen waren die Verläufe zu problematisch, zum anderen verhinderte gerade das konstituierende Merkmal, der Kontaktabbruch, ein Interview. Angaben zu den Befragten sind im Anhang zu finden.

Ursprünglich war geplant, die Klientinnen zu zwei Zeitpunkten zu interviewen. Aus Sicht der Beraterinnen und der wissenschaftlichen Begleitung hatten jedoch zu wenig Veränderungen stattgefunden, als dass eine Wiederholungsbefragung Sinn gemacht

hätte, daher wurde darauf verzichtet. Außerdem konnten ohne den Anspruch auf Wiederholungsbefragungen auch Klientinnen mit einem kurzen Kontakt zur Beratungsstelle einbezogen werden.

Zunächst war auch eine größere Zahl von Interviews vorgesehen gewesen (n=15). Doch erwiesen sich die Stadtdiskussionen als so ergiebig, was die gewünschten Aussagen angeht, dass der Erhebungsteil der Einzelinterviews gekürzt werden konnte.

Der Leitfaden

Der Inhalt der Interviews bezog sich auf die Themenbereiche private und professionelle Unterstützung, die Effektivität von Hilfen und den Widerstand dagegen, die Interaktion zwischen Professionellen und Klientinnen sowie besondere Problemlagen, die sich aus einem Alltag ohne Wohnung ergeben (Leitfaden s. Anhang).

Die Durchführung

Die vier Einzelinterviews wurden im Zeitraum vom 24.1.00 bis 15.4.00 in den Räumen der Fachberatungsstelle durchgeführt. Sie haben eine Länge von 30 bis 45 Minuten. Sie wurden auf Tonband aufgenommen und transkribiert.

Die Auswertung

Die Auswertung erfolgte inhaltsanalytisch. Zunächst wurde zusammengestellt, welche Bereiche von Unterstützung oder Belastungen überhaupt genannt wurden, dann wurden die Aussagen zu diesen Bereichen geordnet und strukturiert. Das Material aus den Stadtdiskussionen wurde ebenfalls danach zusammengestellt, welche Orte auf der subjektiven Landkarte genannt und jeweils mit spezifischen Unterstützungsbeschreibungen verbunden waren, d.h. die subjektive Landkarte wurde als Landkarte von subjektiv relevanten – positiv oder negativ bewerteten – Hilfen gelesen. Auch diese Aussagen wurden herausgeschnitten und quer durch alle Interviews den Hilfebereichen zugeordnet.

Theoretische Interpretationskategorien liefert die Netzwerkanalyse; allerdings sind deren Kategorien eher auf das Leben mit Wohnung zugeschnitten. Sie treffen daher für Frauen ohne Wohnung nicht in breitem Umfang zu (s.u.).

Die Einzelinterviews als Quelle werden mit einer einstelligen Ziffer 1 bis 4 hinter einem E (,Einzel‘) gekennzeichnet. Die Quellenmarkierung des Materials aus den Stadtdiskussionen trägt den Buchstaben G für ,Gruppe‘, die Nummer der Stadtdiskussionsgruppe (damit sind nähere Angaben zu der Gruppe der Übersicht im Anhang zu entnehmen) und die Codierung der Sprecherin ist ebenfalls mit einer Ziffer versehen (Sozialdaten der Befragten in den Einzelinterviews: s. Anhang).

3.2 Die informellen und formellen ‚Knoten‘ im Netz der subjektiven Hilfen

Die drei wichtigsten Segmente im gesamten Hilfenetz, die wiederkehrend genannt, aber mit unterschiedlichen Bedeutungen belegt wurden, sind: Freunde (auch: Kumpel, Bekannte, die Szene), Ämter und Einrichtungen von überwiegend freien Trägern, die spezielle Angebote für Wohnungslose vorhalten.

Die Herkunftsfamilie spielte selten eine Rolle. Die Familie wird nicht erwähnt oder nur in dem Zusammenhang, dass das Stigma der Wohnungslosigkeit ihnen nicht zuzumuten ist:

“Ich hätte niemals meine Familie dort (i.e. in die Obdachlosenunterkunft) reingelassen, also jetzt meine Eltern und meinen großen Sohn – um Gottes willen, da hätte ich mich viel zu arg geschämt, um denen das zu zeigen, wie ich da leb. (...) Von den normalen Leuten, die mit dem ganzen Milieu nichts zu tun haben (...), da ist jeder geschockt, wenn er das Haus nur sieht” (G5-1).

Auch der Partner spielt kaum eine Rolle, obwohl zwei Befragte in der Stadtdiskussion bei ihrem Partner mitwohnen. Z.T. scheint bei denen, die einen festen Partner haben, dessen Unterstützung zu alltäglich zu sein, um gesondert erwähnt zu werden (G2-1), und bei anderen überwiegt die Belastung, die mit einem Unterkommen beim Partner verbunden ist, insbesondere die räumliche Enge und die ökonomische Abhängigkeit vom Partner. Andere wiederum haben keinen festen Partner. In den Einzelinterviews wurde explizit nach der Bedeutung des Partners für Hilfe und Unterstützung gefragt, einmal wurde die Schutzfunktion genannt: Sind beide, die Frau und ihr Partner, ohne Wohnung, kann der Partner einen Schutz bieten, in der Szene nicht als Freiwild betrachtet zu werden (E1). Ansonsten wurde der Partner sowohl in den Einzelinterviews, als auch in der Stadtdiskussionen häufiger als Belastung denn als Unterstützung thematisiert, finanzielle Ausbeutung, Suchtprobleme, Unehrllichkeit und Gewalt eingeschlossen. Die Partner haben oder hatten selbst viele Probleme; die Erzählerinnen haben oder hatten *„den Part der Stärkeren, der wo lenkt und an den man sich anlehnen kann”* (E3). Über die Konzentration auf die Probleme des Partners bleibt *„nicht mehr genügend Zeit und Energie für meine eigentlichen Probleme”* (E3) und sie bekommen auch vom Partner *„wenig an Unterstützung für mich selber”* (E2).

Erwähnt werden sollte noch der Hund – dieser erfüllt ebenfalls Funktionen im Netzwerk von Hilfen: Er ist verlässlich an der Seite der Frau, Begleiter und vor allem für Frauen, die im Freien nächtigen, Bewacher (G7, G5, s. Kap. 5.3.3).

In der Auswertung wird für die drei großen Bereiche (Freunde, Ämter, Einrichtungen) jeweils gefragt, welche Hilfen sie für wohnungslose Frauen darstellen (können) in dem Sinn, dass sie bestimmte Funktionen mit bestimmten Qualitäten von Netzwerkbeziehungen erfüllen. Hier wird auf die im Rahmen von Netzwerkanalysen entwickelten Begrifflichkeiten Bezug genommen (z.B. Röhrle 1994⁷). Aufgegriffen wird auch, wo und wie die potentiell hilfreichen Segmente als Belastungsfaktoren angesprochen werden, denn dies ist für das Gesamtbild ebenfalls wichtig: Belastungen machen Hilfen an anderen Stellen notwendig.

Die Inanspruchnahme der Fachberatungsstelle fügt sich ein in dieses Gesamtbild, das sich als - für die einzelnen Frauen je nach ihrer Orientierung und sozialen Situation unterschiedliche - Konfiguration der ‚Knoten‘ im Hilfenetz beschreiben lässt, wobei der

⁷ Röhrle (1994) unterscheidet die Funktionen der sozialen Unterstützung und des sozialen Rückhalts, der sozialen Integration, der Kommunikation, Information und des Austauschs, der Entwicklung und Sozialisation und der sozialen Regulation und sozialen Kontrolle.

Fachberatungsstelle in dieser Konfiguration eine spezifische Position zukommt. Es muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass es sich um die Beschreibung subjektiver Konstruktionen handelt, die nicht als Tatsachenfeststellungen gesehen werden sollten (s. Kap. 3.4).

Freunde, Kumpel, Bekannte, die Szene

In den Einzelinterviews wurde explizit nach der Bedeutung der Freunde gefragt. In den Stadtdiskussionen wurde die Szene oder Gruppe dort erwähnt, wo sie mit bestimmten Orten verbunden war; die Rolle von Bekannten wurde im Zusammenhang mit Unterkunftsmöglichkeiten angesprochen. Insgesamt ist das, was unter diese Art informeller Hilfesysteme fällt, vielfältig. Es gibt unterschiedliche Szenen (z.B. die Kiffer-, die Punk-, die Drogenszene), die sich voneinander abgrenzen, Freunde als Einzelpersonen oder als Bezugsgruppe; die Befragten differenzieren zwischen positiven (freundschaftlichen) und negativen Bezügen (z.B. E2: „*Freunde*“ sind etwas anderes als „*Kumpel*“).

Einige Frauen beschreiben sich als Einzelgängerinnen (G4, G7-1, G2-2). Sie haben nur wenige Freunde und Bekannte; gleichwohl sind diese ihnen wichtig. Eine zentrale strategische Bedeutung hat die Gruppe der Gleichgesinnten für alternativ orientierte (Geiger/Steiner 1991), für drogenkonsumierende und für junge wohnungslose Frauen. Die Gleichgesinnten bilden für sie das ‚wir‘, dem die Frauen sich zurechnen, wenn sie semantisch die Welt der sozialen Beziehungen in ‚wir‘ und ‚die‘ aufteilen oder sich in ein imaginäres Kollektiv einordnen, wenn Erfahrungen mit ‚man‘ verallgemeinert werden.

Wiederkehrende Motive im Zusammenhang mit Freunden oder mit der Bezugsgruppe sind Hilfen dabei, den Alltag, die (kostenlose) Versorgung und vor allem die nächtliche Unterkunft zu sichern. Das Netzwerksegment Freunde im Sinne einer (offenen) Szene, d.h. einer mehr oder weniger festen und verbindlichen Gruppe⁸, die man aber mit hoher Wahrscheinlichkeit an bestimmten Orten treffen kann, bietet die Möglichkeit, Informationen zu bekommen bzw. auszutauschen. Die Gleichbetroffenen sind Experten für das Organisieren von Hilfe und guten Gelegenheiten. Die Subkultur hat ein spezifisches Informationsmanagement und -netz als „*Mundpropaganda von anderen Leuten auf der Straße und dann fragt man eben, also woher bekomme ich das, oder wo bekomme ich hier Hilfe und Unterstützung*“ (E1).

Jemanden kennen hat eine strategische Bedeutung für das Überleben auf der Straße (Gv1-2), denn

„*das ist das Schlimmste, was es gibt so, dass du nimmer weißt, wo du hocken kannst, und dann hast du einen Anhaltspunkt*“ (G7-1); „*Ich bin immer zu Freunden gegangen, da ich das Glück hatte, noch Leute zu kennen, und musste eigentlich nie an öffentliche Plätze gehen, um Wäsche zu waschen oder zu duschen oder so.*“ (G7-2).

⁸ Bei der Wohnungslosen-Punk-Szene sind die Zusammenhänge z.B. weniger verbindlich als bei Wagenburg-Kollektiven. In der Drogenszene läßt der Beschaffungsdruck wenig Raum und Zeit, Freundschaften zu knüpfen. „*Da warst praktisch nur am Hin und Her, Hin und Her, weißt du, von einem Druck auf den nächsten (...), ja, dann bist du schon ziemlich auf dich allein gestellt.*“ (G1-2)

Dies betrifft nicht nur eine offene Szene. Die Geschichten auch der Einzelgängerinnen sind voll von Bekannten, bei denen sie „*immer wieder mal*“ Unterschlupf fanden (z.B. G8-1: „...*wo man auch die Leute kennen lernt, die einen mal eine Nacht im Wagen pen- nen lassen oder so*“; G1-2: „... *immer wieder bei Bekannten...Schon mal wieder ein halbes Jahr mal dort gepennt und dann – gut, dann waren halt mal wieder, grad im Sommer, zwei, drei Monate, wo du draußen gepennt hast, und – aber grad im Winter oder so, da habe ich schon irgendwo – meistens irgendwo untergekommen.*“). Der Zugang zu Informationen und Gelegenheitsstrukturen, die ein akzeptables Überleben ermöglichen, kann unter Umständen völlig ausreichen: Eine Befragte beschreibt rückblickend, dass die Einbettung in einen Freundeskreis das professionelle Hilfesystem ersetzt hat: In Hamburg brauchte sie keine einzige Einrichtung: „*Ich habe das alles nicht gebraucht. ich habe noch nicht mal das Sozialamt gebraucht, ist echt wahr, weil ich Freunde hatte. Also Freunde haben bei mir alles aufgewogen.*“ (E1).

Frauen thematisieren für die Zeit, in der sie im Freien übernachtet hatten, die Frage von Schutz und Sicherheit. Für einige kommt hier der Gruppe die Funktion zu, Schutz zu bieten und dafür zu sorgen, dass die Frau nicht allein ist, andere Frauen entwickeln andere Strategien, um sich zu schützen (s. Kap. 3.2.2)

Freundschaft steht bei mehreren Frauen im Kontext einer spezifischen Solidarbeziehung. Freunde bieten eine soziale Zugehörigkeit, die insbesondere aus der Art, wie über diese Bezüge gesprochen wird, deutlich wird. Für Wagenburgfrauen haben die Bezüge eine familiäre Komponente („*Genau das, was man auf der Wagenburg früher, was mich so fasziniert hat, eben dieses Familienleben, dieses Gefühl von einer Einheit, die da ist, wenn auch die Leute ganz verschieden waren (...) Man hat Sachen zusammen gemacht, wie z.B. sich zusammen Essen machen oder kulturelle Sachen zusammen machen.*“ G3-1) Für die Wohnungslosen- oder Drogen-Szene ist die Verbindlichkeit weniger zentral. Für alle aber spielt eine Rolle, dass mit (wirklichen) Freunden besondere ethische Maßstäbe von unbedingter Hilfe verbunden sind. Das besondere Merkmal der Freundschaft ist Solidarität und bedingungslose Hilfe in Notsituationen: Freunde teilen (Essen, Schlafplätze), sie vermitteln Gelegenheiten (z.B. Jobs, E1), sie sind (immer) in der Not da, wenn man sie mal braucht: „*egal in welchen Zeiten*“. Sie sehen von den Schwächen oder von der Sucht ab, und es ist egal, „*ob man auf der Straße ist oder Geld hat oder nicht*“ (E2) und sie leisten umfassend Hilfe: „*Ich habe ihn Tag und Nacht anrufen können, der war halt immer für mich da, wo ich kein Geld mehr hatte, habe ich von ihm zu Essen gekriegt und hat mich auch seelisch aufgepäppelt.*“ (E2) Freunde (im Gegensatz zu Kumpels) nutzen nicht aus und geben eines Tages etwas zurück. Immer wieder wird die Hilfe im Zusammenhang mit der Not als etwas Besonderes thematisiert, „*weil es so toll ist, dass man in so ner Scheißsituation was bekommt, das die Dankbarkeit viel größer auch ist.*“ (E1) Mit dieser Hilfe sind die Freunde ethisch Normalbürgern überlegen:

„*Die Hilfe, die von Leuten von der Straße kommt, die selbst auf der Straße sind, die nicht nur an sich denken, sondern die sagen: Mann, da ist ja einer, dem geht es ja noch beschissener wie mir, dem helfen wir ein bisschen da, das siehst du halt normal in unserer Gesellschaft nicht mehr, weil halt jeder die Tür hinter sich zumacht und mit dem Anderen nichts zu tun haben will*“ (G3-1).

Not heisst, auf Hilfe angewiesen zu sein, sie aber nicht erwidern zu können. Es werden Vorstellungen einer Verbindlichkeit, die später einzulösen ist, damit verbunden: Zwei Frauen gaben an, dass sie, als sie selbst ein Zimmer hatten, dieses Zimmer ganz selbstverständlich auch anderen zum Übernachten zur Verfügung stellten.

Drogenkonsumierende und/oder substituierte wohnungslose Frauen berichten, dass frühere Freundschaften wegen der Wohnungslosigkeit (E3) oder *“wegen den Drogen oder so”* (G1-2) in die Brüche gegangen sind. Frau E3 und Frau E4 hatten bis zum Wohnungsverlust eine ‚Normalbiografie‘: Sie hatten Arbeit, eine Wohnung und lebten mit ihrem Kind/den Kindern zusammen. Als sie wohnungslos wurden, verloren sie ihre vorherigen Freunde bzw. beide brachen selbst Kontakte ab, als sie in ihrer Notlage abgelehnt wurden. Die Notlage war Frau E4 peinlich: *„Man mag's nicht zugeben (...) also man selber versteckt sich vor den Freunden“*, der Kontakt ist belastend: *„Das tu ich mir nicht nochmal an, mit solchen Leuten, die so eine Einstellung haben.“* (E3). *„Das andere ist, dass Freunde einen nicht verstehen, weil sie einfach mit dieser Notlage auch nicht umgehen können und dadurch den Umgang auch meiden“* (E4) - und nicht zuletzt fehlten auch die finanziellen Mittel, um die Geselligkeit aufrechtzuerhalten.

Der neue Bezugskreis von Menschen, die in der gleichen Situation sind wie die wohnungslosen Frauen selbst, ist schwierig wieder zu verlassen:

„Viele, viele Leute haben dann halt auch Vorurteile, weißt du, wenn du sagst, du warst mal drauf und du warst mal auf dem Strich und so, weißt du, das ist halt echt schwierig, dann auch andere Leute kennen zu lernen, weißt du, und mit denen auch irgendwie ne Freundschaft aufzubauen (...). Naja, da zieht's einen doch immer wieder dann zurück, irgendwie so. Weil man sitzt halt mit den Leuten echt in einem Boot, so, oder mit den meisten, sagen wir mal so, nicht mit allen, aber mit vielen. Dasselbe erlebt, dasselbe durchgemacht und so halt.“ (G1-2)

Die Bedeutung des informellen sozialen Netzwerks steht in einem Wechselverhältnis zur Ausgrenzung aus anderen Netzen und die Not *„schweißt zusammen“* (E1).

Die Gruppe der Gleichgesinnten kann zur Belastung werden und dann nicht mehr in die Kategorie Freunde gehören. Erfahrungen, jemandem Vertrauen entgegen zu bringen und dann ausgenutzt und belogen zu werden (E1, E2) oder bei Drogendeals gelinkt zu werden (G5), werden berichtet. Die Substituierten (G1) und die jungen Frauen (G7) beschreiben die Szene negativ:

„Da beklauen sie dich gegenseitig, weil sie es eh nicht mehr blicken“ (G7-1), *„Leute, die viel am Saufen sind, sind aggressiv und ziemlich laut. Und Moral haben sie auch nicht mehr und was richtig und was falsch ist, wissen sie irgendwann auch nicht mehr.“* (G7-2), *“Also ich kann halt die Augen nicht mehr davor verschließen, was da halt für Falschheiten und Hetzereien und so abgehen (..) und halt immer dasselbe Thema: Gift und Kiffen und Saufen und Abhängen und Methadon und immer dasselbe Gequatsche“* (G2-1).

Die Szene und die Kumpel sind hier nicht Freunde, sondern sie werden oft mit einer Art Sogwirkung beschrieben (s. Kap. 5.3).

“Was übrig geblieben ist, sind eben die Leute, die keine Kraft mehr haben zu kämpfen, die sich in ihre Drogen- und Alkoholprobleme zurückziehen. Und, ja, die ziehen dich

runter. Du brauchst ja Menschen, die dich aufbauen, nicht Menschen, die dich noch mit runterziehen” (G3-1).

Der soziale Bereich I: Die Ämter

Im Bereich sozialer Hilfen wird differenziert zwischen Ämtern (Sozial-, Jugend-, Wohnungs- und Arbeitsamt oder Siedlungsgesellschaft) und freien Trägern (dazu gehören u.a. die Drogenberatung und die Fachberatungsstelle für Frauen: *„Es ist ganz anders, wenn du mit nem Sozialarbeiter vom Amt sprichst (...) oder ob du mit nem Sozialarbeiter sprichst, der irgendwo angestellt ist in ner freien Trägerschaft*” (E2). Zugleich wird in vielen Aussagen differenziert, dass es ‚jene und solche‘ gibt, ganz auf die Personen ankommt, und dass es schwer ist einen gemeinsamen Nenner anzugeben.

Erfahrungen mit Ämtern wurden in den Einzelinterviews systematisch erfragt; in den Stadtdiskussionen kamen sie in einigen Diskussionen vor, wenn die Frauen auf ihrem imaginären Stadtplan die Orte dieser Behörden eingezeichnet hatten. Dies war überwiegend, aber nicht in allen Diskussionen der Fall (nicht bei G4, G6).

Ämter werden überwiegend nicht als Hilfe erfahren: *„Also Hilfe kriegt man hier überhaupt nicht, also man wird eher verarscht. Einem werden Steine in den Weg gelegt*” (G7-2); *„Das Sozialamt ist einem nicht direkt ne Hilfe*” (G2-1). Hilfe wird hier nicht (nur) im materiellen Sinne, z.B. als eine Zahlung von Sozialhilfe oder Wohngeld, verstanden, sondern eher als eine Haltung: Hilfe bekommen ist das Gegenteil von *„verarscht werden*”, *„einen Tritt in den Arsch bekommen“* (G3-1), was ja eine Behandlung oder Begegnung beschreibt.

Die zentrale Klage bezieht sich auf die Interaktion bzw. Beziehung, die als degradierend und ohnmächtig machend beschrieben wird. Die verwendeten Begrifflichkeiten variieren einen autoritären und paternalistischen Gestus: *„unfreundlich*”, *„fahrschulmäßig*”, *„abschätzig*”: *„von oben herab*”, *„Die lassen einen spüren, was man eigentlich für ein Stück Dreck ist*”, *„so, als ob du kein Mensch wärst, so ungefähr, nur weil du halt keine Wohnung hast – dann wollten sie mir mein Kleidergeld nicht auszahlen (...), weil sie der Meinung waren, ich würde es ja eh versaufen*” (G5-2); man fühlt sich *„entwürdigt*”, *„niederdrückend*” und *„wie so ein kriechender Wurm*” (G2-1). Die belastende Beziehungskomponente kann sich als wichtiger erweisen als die materielle Hilfe, wenn Frauen erwägen, auf das, was ihnen zusteht, zu verzichten (G7-2: *„Irgendwann hast du dann auch keinen Bock mehr, das zu beantragen, dann läßt du’s halt einfach (...), ist mir grad egal, sollen sie ihr Geld behalten*”). Eine andere Strategie ist es, sich von Sozialarbeitern oder Sozialarbeiterinnen von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe zu Ämtern begleiten zu lassen (G5-2, E3).

Der Umgang mit Ämtern scheint in besonderer Weise die Erfahrung von Ausgrenzung, Degradierung und Verachtung wiederzugeben (*„Und da merkst du schon, wie du im gesellschaftlichen System – wo du da stehst, wo du hingestellt wirst*”: G2-1). Das Amt erscheint als Kristallisationspunkt vorenthaltener Lebenschancen (*„rückt nix raus*”). Die Begriffe *„für jede Mark betteln*”, *„du musst für alles kämpfen*”, *„Ämter-Galama*” und die Zusammenhänge, dass man sich *„melden muss*“, um in den Genuss von Sozialhilfe zu kommen, weisen darauf hin, dass die Hilfen im Kontext eines Abhängigkeits-

verhältnisses und zugleich eines Kampfes wahrgenommen werden, bei dem man dem Amt gegen dessen Widerstand Hilfen entlocken muss: *„Also ich hab manchmal fast das Gefühl, als ob grad beim Sozialamt die damit spielen, dass man aufgibt, weil dann müssen sie ja nix mehr zahlen“* (G2-2).

Greift man auf die Begriffe der möglichen Funktionen von Netzwerken zurück, so erfüllen Ämter gerade nicht die wichtige Funktion der Information. In dem Gegensatz von den informierten Professionellen auf der einen Seite und den uninformierten wohnungslosen Frauen auf der anderen Seite werden Gefühle von Ohnmacht aktualisiert. Im Amt sind Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die *„nicht aufklären, auch nicht über das, was man eigentlich machen kann und was man für Möglichkeiten hat“* (E1),

„und erst recht, wenn man sich nicht auskennt (...) tut keiner einen aufklären, was einem überhaupt zusteht, das erfährt man durch Zufall, über einen Anwalt oder über andere Leute“ (G2-2),

„Sie wissen halt, dass man keine Ahnung hat so von den ganzen Regeln, die sie da haben, und so und deswegen wissen sie, sie können erzählen, was sie wollen. Du weißt ja sowieso nicht, ob es stimmt oder nicht“ (G7-2).

In dieser Konstellation greifen die wohnungslosen Frauen in mehreren Diskussionen unabhängig voneinander auf den Begriff zurück, dass ihnen etwas *„zusteht“* an Leistungen (G2-2, G3-1, G5-2), d.h. dass ein *„Rechtsanspruch“* (E1) besteht, was auch zu dem Gedanken führt, das Grundgesetz heranzuziehen, einen Anwalt einzuschalten oder mit dem Verwaltungsgericht zu drohen. Hinter diesem Rechtsdiskurs verbirgt sich aber wieder ein Diskurs um die ‚Behandlung‘:

„Und das ist also ganz schlimm, dass man, nur weil man keine Wohnung hat, auch keine Rechte mehr hat (...). Wo ich sag, auch da sollte man diesen Menschen einfach psychischen Beistand geben und sagen: Du bist nicht wertlos, du hast Rechte, du bist ein Mensch, du hast wohl keine Wohnung, aber das macht dich noch lange nicht zu einem Stück Dreck“ (G3-1).

Wie schon bei der Diskussion der Hilfe durch Freunde, führen auch hier mehrere Frauen den Umstand an, dass sie in ihrer Notsituation auf Hilfe angewiesen und daher auch besonders verletzlich sind.

„Was Niederdrückendes, es drückt aufs Gemüt, man selbst fühlt man sich schon Scheiße dabei, dass man überhaupt drauf angewiesen ist, wenn man in die Lage kommt, und wen man dann auch noch so behandelt wird (...) da wird man immer noch kleiner, obwohl man sich wohl schon mies bei der ganzen Sache fühlt“ (G2-2).

Möglicherweise trägt noch ein anderer Aspekt dazu bei, dass die Konnotation der Hilfen durch Ämter so negativ ausfällt. In mehreren Diskussionen werden negative Erfahrungen als Kennzeichen des Amtes generell verallgemeinert (z.B. durch Partikel wie ‚immer‘), positive Erfahrungen werden dagegen als Ausnahme markiert (*„Glück gehabt“*) und mit bestimmten Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen in Verbindung gebracht werden (*„Es kommt auf die Person an“*, *„es kommt auf den Sachbearbeiter an – inzwischen habe ich eine sehr nette Sachbearbeiterin, die echt umgänglich ist...“* (G5-1)). Möglicherweise fördert die Erfahrung der Anonymität gerade das Ohnmachtserleben, während doch gewünscht wird, dass jemand auf die Person und ihre Wünsche eingeht (E1) und zuhört (E3). Das Ohnmachtserleben bezieht sich so mehr auf den symbo-

lischen und strukturellen Aspekt der Ämter, auf ihre Funktion als Stellvertreter von „Vater Staat“, was unterschieden werden kann von dem konkreten Verhalten einzelner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.

Ähnlich negative Äußerungen gegenüber ‚Behördenpersonal‘ und Schwierigkeiten mit der Abhängigkeit von Sozialhilfe werden aus dem Modellprojekt ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ berichtet (Enders-Drägässer et al. 1999, 175f.). Dort wurden aus qualitativen Interviews mit 34 Frauen die Aspekte der Scham beim Gang ins Sozialamt und der Überforderung durch Papierkrieg herausgearbeitet. Auch dieser Bericht legt die Interpretation nahe, dass das Verhältnis zum Amt die degradierte soziale Position als Bittstellerin und die Entwürdigung, nun den Obdachlosen zugerechnet zu werden, aktualisiert.

Der soziale Bereich II: Die Einrichtungen

Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe sind z.T. in städtischer Trägerschaft (z.B. Notunterkünfte), z.T. in freier Trägerschaft (z.B. die Drogenberatungsstelle oder die Fachberatungsstelle für Frauen) angesiedelt (s. Kap. 2.4). Während in den Erzählungen der Frauen die Hilfen der Ämter einen abgrenzbaren und relativ homogenen Thematisierungskomplex darstellen – und auch gezielt in den Einzelinterviews abgefragt wurden –, sind die Aussagen über die Hilfen der sonstigen Einrichtungen gemischt. Die unterschiedlichen Angebote in diesem Bereich decken verschiedene Formen von Hilfen ab. Die Arbeit der Fachberatungsstelle wird dabei nur als die einer Einrichtung unter anderen – und das auch nicht immer – angesprochen, weil sie in der Hilfelandschaft relativ neu ist und noch nicht sehr viele Erfahrungen mit ihr vorliegen. In den Einzelinterviews und in den Stadtdiskussionen kommen verstreute Passagen dazu vor; die unterschiedlichen genannten Funktionen der Einrichtungen werden im Folgenden zusammengestellt:

- Informationen über das Hilfenetz

Hier wird insbesondere immer wieder die Bahnhofsmission genannt, die gerade in Freiburg neu ankommenden wohnungslosen Frauen Informationen über andere Hilfen an die Hand gibt. Für andere Einrichtungen ist das Informieren über zustehende Ansprüche (s.o.) eine wesentliche Funktion. Die Vermittlungsfunktion an andere Hilfen kann ein besonderes Gesicht haben: *“Und vor allen Dingen wird versucht, bei der Weitervermittlung das dann schon so zu machen, dass dann persönliche Kontakte entstehen können. Dass man dann also nicht wieder ganz von vorn anfängt”* (E4).

- Interessenvertretung, insbesondere Begleitung auf Ämter

Information über Ansprüche reicht mitunter nicht, sondern es geht auch um Hilfe bei ihrer Durchsetzung. Entsprechend ist eine Funktion der Beraterinnen der Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe für wohnungslose Frauen von besonderer Bedeutung: die Begleitung zu Ämtern und die Unterstützung dabei, *„nicht abgewimmelt zu werden“*. Die Beraterinnen bekommen dabei auch die Funktion, z.B. *„ein gutes Wort einzulegen“* oder (z.B. gegenüber Wohnungsgesellschaften) Aussagen zu bestätigen (E1).

- ‚Allererste Hilfe‘, ‚Feuerwehr‘ – Hilfe in der Not

Es werden wiederkehrend existenzielle Situationen genannt, in denen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe rasch eine Lösung für die Notlage finden sollten: Ankunft in Freiburg, Flucht aus unerträglichen Situationen, Kälte im Winter – meist geht es dabei darum, kurzfristig eine Unterkunft oder aktuell eine Entlastung zu finden.

- Praktische Unterstützung und materielle Versorgung

Eine weitere Funktion ist die konkrete praktische Unterstützung auch außerhalb aktueller Notlagen, z.B. die Unterstützung bei der Wohnungssuche oder die Hilfe bei Bewerbungen, die kommentiert wird: „*Die redet nicht nur, sondern (...) sie hilft einem schon und greift einem unter die Arme.*“ (E1)

- Versorgung nutzen, einfach nur so da sein können

Mehrere Einrichtungen haben offene, niedrigschwellige Bereiche, in denen Versorgungsangebote oder Angebote der Geselligkeit genutzt werden können. Diese Angebote werden als Hilfen eingeordnet, „*einfach so, wegen den Leuten, nicht irgendwie wegen Ämtern, sondern einfach so, weil ich halt gern hingeh.*“ (E2)

„*Auch wenn ich nur zum Wäsche waschen gekommen bin oder mal ab und zu zum Frühstück, so diese Begegnungen, das ist doch viel wert, grad wenn man eigentlich keinen sozialen Rahmen so hat (...) diese so kleinen Sachen sind für mich jetzt wichtiger geworden, also gar nicht so das große Sozialarbeitergespräch oder so, sondern einfach nur so. Ich weiß, ihr seid da und ich kann mich kurz hinsetzen, wenn's nur 5 Minuten sind. Ich weiß nicht, das gibt mir viel. Also der Austausch ist mehr, wie man eigentlich so in Worte fassen kann für mich*“ (E1).

- Zuhören, aber nicht zudringlich sein

Psychosoziale Beratungsgespräche werden selten als hilfreich erwähnt. Mehrfach geht es darum, ein offenes Ohr zu finden (E3, E4), „*irgendwie einfach nur zu reden, Austausch zu haben oder so*“ (E3) und erst dies kann die Basis für weitere Gespräche bilden. Negativ wird eine Erfahrung vermerkt mit einer Sozialarbeiterin, die „*...relativ ohne vorheriges Gespräch relativ schnell in die Privatsphäre eindringen wollte, die also: Ja, wie konnte es denn dazu kommen und: die also relativ viel versucht hat, in der Vergangenheit, ja, zu wühlen.*“ (E4). Psychische Hilfen werden eher als „*seelisch aufgepöppelt*“ oder „*halt einfach für den Geist, die tut einen immer wieder aufbauen*“ (E2) beschrieben.

Für die Wahrnehmung der Qualität dieser Hilfen spielt wie schon bei den Hilfen durch Freunde und Ämter die Komponente der menschlichen Begegnung eine Rolle (s. auch Enders-Drägässer et al. 1999, 182f.). Die zentralen Aspekte sind: Wer hilft in der Not („*Die hat mir echt schon wirklich aus der Scheiße rausgeholfen*“ G2-2) und: Werde ich wie ein Mensch behandelt, obwohl ich keine Wohnung habe? Die Einrichtungen schneiden bei allen negativen Episoden, die ebenfalls berichtet werden, insgesamt besser ab als die Ämter. Insbesondere ist der Kontakt persönlicher und mehr in Form einer

akzeptierenden Vertrauensbeziehung gestaltbar. *„Bei Frau xy, da brauche ich keine Angst haben, weil mit der bin ich per du und das ist ganz locker. Und sie hilft mir auch, wo es nur geht“* (G2-1).

Ein weiteres Spezifikum liegt darin, dass einige Einrichtungen für Wohnungslose gerade mit ihren offenen Bereichen Angebote für eine Szene sind. Die Nähe und Distanz zu diesen Angeboten bemisst sich dann nach der Nähe und Distanz zu dieser Szene, oder, anders formuliert: Für wie hilfreich die Angebote gehalten werden, hängt damit zusammen, für wie hilfreich das Zusammensein mit Gleichgesinnten geschildert wird. Möchten die Frauen sich eher aus der Szene lösen, sind diese Angebote wenig hilfreich, suchen sie aber eine Gruppe, die ihnen eine Bestärkung gibt, sind die Angebote eine wichtige Hilfe. Hier wird später zu diskutieren sein, inwieweit eine Möglichkeit des Zusammenseins nur unter Frauen eine neue Hilfe bietet und eine Lücke schließen kann.

3.3 Konfigurationen und Prozesse

In der Beschreibung der Hilfesegmente und in den impliziten und expliziten Bewertungen, warum welche Angebote hilfreich sind, kehren drei Kriterienkomplexe (Fokusse) immer wieder, die eine Art Relevanzsystem, das viele wohnungslose Frauen teilen, bilden. Sie sind somit Teilaspekt einer kollektiven Orientierung. Kollektive Vorstellungen sind auf die gemeinsame Lebenssituation der Gruppe zu beziehen, d.h. hier auf die Verarbeitung der gemeinsamen Situation, als Frau ohne Wohnung zu sein.

Der erste zentrale Fokus enthält die Aspekte der Information über und Organisation von materiellen Hilfen, der zweite zentrale Fokus die Aspekte der Sicherheit und des Schutzes und der dritte die Aspekte eines speziellen sozialen Rückhalts, nämlich die Achtung als Mensch. Damit sind von den vielen Funktionen, die soziale Netze haben können (s.o.) zwei zentral: Der Zugang zu (materiellen) Ressourcen über Information und praktische Hilfe und der soziale Rückhalt in einer besonderen Ausprägung.

Informationen und die Vermittlung von Hilfen sind – jeweils mit unterschiedlichen Inhalten - über die Bezugsgruppe und über Beratungsstellen für Wohnungslose zugänglich, Ämtern wird vorgeworfen, Informationen vorzuenthalten. Die Bedeutung von Informationen steht in Bezug zur Struktur des Alltags wohnungsloser Frauen. Frau E3, die ihre Wohnung verloren hat, verdeutlicht die besondere Qualität des Alltags mit und ohne Wohnung. Wenn man eine Wohnung hat, braucht man sich über die ganz normalen Dinge keine Gedanken zu machen, denn sie sind sehr selbstverständlich einfach da.

„Und wenn man dann keine Wohnung hat, dann werden diese Dinge - die nehmen wieder unheimlich viel Zeit in Anspruch überhaupt zu organisieren in deinem Tagesablauf. Du musst dann vielleicht - an der einen Stelle kannst du duschen, die andere Stelle, da kriegst du dann vielleicht das Geld, und damit ist der halbe Tag schon rum, ohne dass du eigentlich etwas machen konntest oder etwas unternehmen konntest, um aus dieser Grundsituation rauszukommen, nur um so einen gewissen Level zu halten, also überhaupt einigermaßen am Leben zu bleiben. (...) Nicht total ausgehungert bist oder total verdreck“ (E3).

Ähnliche Beschreibungen finden sich sowohl in den anderen Einzelinterviews zur Konstellation von Hilfen, als auch in den Stadtdiskussionen. Immer wieder wird die Situation als stressig beschrieben und damit auf die permanente Organisation des Über-

lebens ohne Geld und unter dem Vertreibungsdruck der Ordnungskräfte angespielt. Ein besonderes Versorgungswissen beinhaltet gerade die Informationen, z.B. wann welche Einrichtung offen hat, wo man umsonst etwas zu essen oder zu trinken bekommen oder zu einer Musikveranstaltung ohne Eintritt eingelassen wird. Gerade für Frauen mit Versorgungsansprüchen und -kompetenzen ist solches Versorgungswissen ein zentraler Aspekt der Alltagsorganisation; als ein in der Bezugsgruppe gemeinsam geteiltes Wissen steht es darüber hinaus im Zusammenhang mit einer kollektiven Bewältigung der Situation, ohne Wohnung zu leben.

Der zweite Fokus umfasst Sicherheit und Schutz, thematisiert vor allem im Zusammenhang mit Übernachtungen im Freien, aber auch bei negativen Begegnungen mit anderen Menschen. Schutz kann die Bezugsgruppe bieten, ebenso wie möglicherweise ein Partner oder Hunde, Schutz kann aber auch innerhalb der Bezugsgruppe notwendig sein.

Der dritte bei allen Knoten wiederkehrende ist die Achtung als Mensch und unbedingte Solidarität in der Not. Die Freunde genügen diesem Anspruch, Ämter nicht. Das semantische Feld, das diesen Fokus ausfüllt, versammelt auf der einen Seite Bilder der Erniedrigung („Abschaum“, „letzter Dreck“, „Bittsteller“, „Menschenverachtung“, „Untermensch“ etc.), auf der anderen Seite stehen Begriffe wie „Menschenrecht“, „Würde“, eine Person „nehmen, wie sie ist“, „wie ein Mensch behandelt werden“ etc. Auch dieser Aspekt – und seine besonders große Bedeutung unter der Bedingung von Not – lässt sich ebenfalls mit der Lebenssituation der wohnungslosen Frauen in Bezug setzen. Der Alltag vermittelt vielfache Erfahrungen der sozialen Ausgrenzung; in Interaktion wird soziale Inferiorität vermittelt. So ist mit dem Fokus zum einen das Motiv eines letzten, unteilbaren Anspruchs, der auch nach den Maßstäben der ausgrenzenden Gesellschaft nicht verweigert werden dürfte, angesprochen. Zum Zweiten wird die Differenz zwischen dem, was jemand ist, und dem, wie er/sie behandelt wird, aufgegriffen. Die Klage, nicht als Mensch behandelt zu werden, impliziert auch das Beharren darauf, Mensch zu sein, und die Verweigerung, sich mit dem sozialen Status ‚ganz unten‘ („der letzte Dreck“) abzufinden. In mehreren Passagen wird die Bedeutung der Verletzbarkeit aufgrund der Wohnungslosigkeit angesprochen. Man braucht mehr Schutz und Fürsorge als „normal, man bekommt aber genau das Gegenteil“. Die Leute sind „abgestoßen“, weil man sich nicht gewaschen hat. „Wenn man irgendwie außerhalb ist von dem Normalen, das wird gewittert und das ist sowieso immer schwierig“ (E1). Frau E3 stellt die Situation, wegen einfacher Informationen zum Sozialamt zu gehen, mit ihrer akuten Notlage in Zusammenhang: Unter „massivem Druck, dass ich Unterstützung brauche (...). Wenn man auch da dann nicht angenommen wird mit seinem gesamten Problem, also das drückt einen schon arg nieder. Da kann einem dann schon die Kraft ausgehen zum Weitermachen (...). Und wenn man dann halt in diese Not gerät und dann auch so behandelt wird (...), das drückt schon so auch auf das Selbstwertgefühl(...). Man verliert auch so ein bisschen die Kraft, um noch selbstbewusst oder selbstsicher überhaupt aufzutreten und seine eigenen Bedürfnisse - also das, was ich dann wollte, irgendwie, habe ich mich manchmal gar nicht mehr so getraut, so konkret vorzubringen“ (E3). Der Stress der Wohnungslosigkeit macht „empfindlich“ (G3-2), was die Behandlung der eigenen Person angeht - insbesondere unter Entzug: „Du bist zerbrechlich wie Glas, das dünnste Glas“ (G1-1). „Gerade wenn man eh in einer schweren Situation drin steckt – ich meine, das geht bestimmt nicht nur mir alleine so – ist das (i.e. die Behandlung als Bittstellerin,) noch zusätzlich etwas, was einen sehr nach unten zieht. Zu dem allen, also das

wird dann immer uferloser, hat man so das Gefühl. Man sackt immer mehr in ein Loch und weiß gar nicht wie man da rauskommt" (G2-2). Der soziale Rückhalt – und damit die Beziehungsebene – hat eine besondere Bedeutung angesichts der in den Interaktionen mit Menschen immer wieder erfahrenen Stigmatisierung und dem stets neu reproduzierten Ausschluss aus der Teilhabe an Chancen, die anderen, ‚normalen‘ Menschen offen stehen.

Mit Bezug auf diese drei zentralen Fokusse lässt sich das Netzwerk als Konfiguration von Hilfen beschreiben. Zunächst ist festzustellen, dass mit der Wohnung auch die beiden sonst für Unterstützung zentral bedeutsamen Netzwerke fehlen: die eigene Familie und die Nachbarschaft. Beide bieten Unterstützung allein aufgrund der Zugehörigkeit auch in Notsituationen, eine Funktion, die nun weggefallen ist. Die Funktionen der familiären Unterstützung, also der personengebundenen Unterstützung, die in der Not nicht auf die Einhaltung der direkten Reziprozität der Hilfen pocht, wird als allgemeine Erwartung und Ethik des Helfens formuliert, die nicht nur an die Freunde gerichtet wird.

Die Partnerschaft ist nur bedingt eine Stütze. Wenn beide wohnungslos sind, kann er die Funktion des Beschützers übernehmen. Hat er eine Wohnung und sie wohnt bei ihm mit, ist dies sowohl hilfreich wie auch belastend. Ansonsten werden eher Partnerschaftskonflikte geschildert.

Die beiden Segmente Freunde und Ämter (die Ordnungsinstanzen, die das Soziale System repräsentieren, nämlich das Sozial-, Jugend-, Wohnungs- und Arbeitsamt) stehen einander diametral gegenüber. Die Beziehungen zu und Interaktionen mit den Ämtern bilden die Negativfolie zu der Ethik der Beziehungen unter Freunden. Zu den Ämtern bestehen Beziehungen, die eher in Topoi des Kampfes (um die Durchsetzung eigener Ansprüche, gegen die Bürokratie etc.) und der persönlichen Abwertung gefasst werden. Die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe haben eine zwischengelagerte Position. Wo sie gelobt werden, geschieht dies aufgrund ihrer Nähe zu der Ethik der Hilfe in der Not und aufgrund der akzeptierenden und persönlich gestalteten Beziehungen. Mit den Sozialarbeiterinnen kann man als mit „speziellen“ Leuten über „speziellere Sachen reden“, d.h. die Tatsache, dass ein Angebot sich speziell an Wohnungslose richtet, heißt auch, dass man sich für die Notlage der Wohnungslosigkeit nicht schämen muss – die Sozialarbeiterinnen stehen dann in der Konfiguration auf der Seite der Freunde. Dies gilt umso mehr, als viele Einrichtungen auch als Treffpunkt für wohnungslose Menschen dienen. Wo die Einrichtungen getadelt werden, geschieht dies aufgrund von verächtlicher Behandlung, von dem Gefühl, mit Vorurteilen wahrgenommen und abgestempelt zu werden („Wie die mich gesehen haben: Ach, schon wieder so eine!, das muss nicht direkt in Worte gefasst sein“ E3). Soziale Hilfen setzen immer an Problemlagen an, aber hier besteht eine hohe Sensibilität, diesen Zugang als persönliche Abwertung zu erfahren und die Einrichtungen auf der Seite der Instanzen sozialer Kontrolle und des Ordnungssystems, das wohnungslose Frauen ihrer Würde beraubt, anzusiedeln.

Im Verhältnis der Hilfesegmente untereinander gilt, dass die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe im positiven Fall eine Brücke bilden, eine professionelle Unterstützung beim Transport der eigenen Anliegen in das ‚feindliche‘ Segment der Ämter. Sozialar-

beiterinnen helfen weiter, wenn man „*einfach beim Sozialamt an ,ne Grenze stößt oder beim Wohnungsamt*“ (E3), weil sie – und das unterscheidet sie von Freunden - nicht zu den Ohnmächtigen gehören. Das Zitat enthält schon ein zweites Merkmal: Es gibt eine Art persönliches Subsidiaritätsprinzip: Professionelle Hilfe wird erst dort gesucht, wo Selbsthilfe zu Ende ist, d.h. „*wenn man sie wirklich braucht, um wichtige Dinge zu regeln für die Zukunft, wo man es allein nicht schafft*“ (E1) oder „*wenn man irgendwie nicht mehr weiter weiß*“ (E3).

Diese Konfiguration ist nun nicht ein für alle Mal fest gegeben, sondern sie verändert sich im biografischen Prozess des Übergangs in Wohnungslosigkeit und aus Wohnungslosigkeit heraus. Der Weg in Wohnungslosigkeit lässt sich aus der Normalitätsperspektive als Devianzkarriere fassen. Vergleicht man diese ‚Karriere‘ mit dem Muster der Karriere abweichenden Verhaltens, wie es für Prostituierte beschrieben ist (Hess 1978), so gibt es Übereinstimmungen: Zunächst geht es um das ‚erste Mal‘, die ersten Erfahrungen mit dem Leben ohne Wohnung. Im weiteren Verlauf werden die Regeln des Milieus, die hilfreichen Tipps und Hinweise, die gut für das Überleben sind, gelernt. Alte Freundschaften und Bindungen an das Milieu der ‚Normalen‘ gehen sukzessive verloren und die sozialen Beziehungen beschränken sich zunehmend auf das Milieu. Dominierender Mechanismus wird die Verzahnung von sozialer Ausgrenzung einerseits und selbst vollzogener Subsumption der Identität unter ein Stigma andererseits. Hier entsteht die Einteilung der Welt in ‚die‘ und ‚wir‘. Dieses Wechselspiel macht wesentlich die Eigendynamik des Prozesses aus. Die Selbstzuordnung in die Kategorie der Ausgegrenzten lässt sich als Überlebensstrategie interpretieren; sie lässt sich nicht einfach umkehren. Für den Prozess aus dieser Kategorisierung hinaus sind ebenfalls langsame und viele kleine Schritte notwendig.

In den Stadtdiskussionen ließ sich feststellen, wie mit einer Rückkehr in die ‚Normalität‘ (Beginn eigenen Wohnens) die kritische Distanz zu dem Hilfesystem der Freunde auf der Straße wächst ebenso, wie eine kritische Distanz zu Freunden den Bezug einer eigenen Wohnung fördert; die bleibende Bindung an die Szene kann aber immer wieder den Erhalt der Wohnung gefährden. Hilfe wird dann eher von einem Punkt außerhalb des Milieus erwartet, der zu einer Lösung aus dem Milieu verhelfen kann.

Für die Nutzung von Hilfeangeboten wird es ausschlaggebend sein, ob sie mehr dem ‚wir‘ oder dem ‚die‘ zugeordnet werden. Die Voraussetzungen scheinen dann besonders gut zu sein, wenn die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe niedrigschwellig sind, d.h. früh in der Wohnungslosenkariere kontaktiert werden können und der weiteren Entwicklung eine Wendung geben können. Sie können ausnutzen, dass sie an der Schnittstelle zwischen den Systemen Freunde und Amt, zwischen dem Ideal der solidarischen parteilichen Unterstützung und dem Einfordern von Anpassungsleistungen angesiedelt sind, dass sie persönliche Beziehungen wie zu Freunden bieten, aber dennoch nicht Teil der Welt der Freunde sind und somit vermitteln können.

An dieser Stelle ist auch eine spezielle Gruppe von UnterstützerInnen zu nennen, die in den Interviews nur am Rande erwähnt werden: die Ehrenamtlichen. Sie werden einerseits durch ihre Einbindung und Zusammenarbeit mit Einrichtungen als Teil des Hilfesystems gesehen, eine Frau beschreibt allerdings, dass sie diese im Vergleich zu profes-

sionellen Helferinnen als freier von bürokratischen Zwängen erlebte und somit noch stärker dem Segment freundschaftlicher Unterstützung zuordnet:

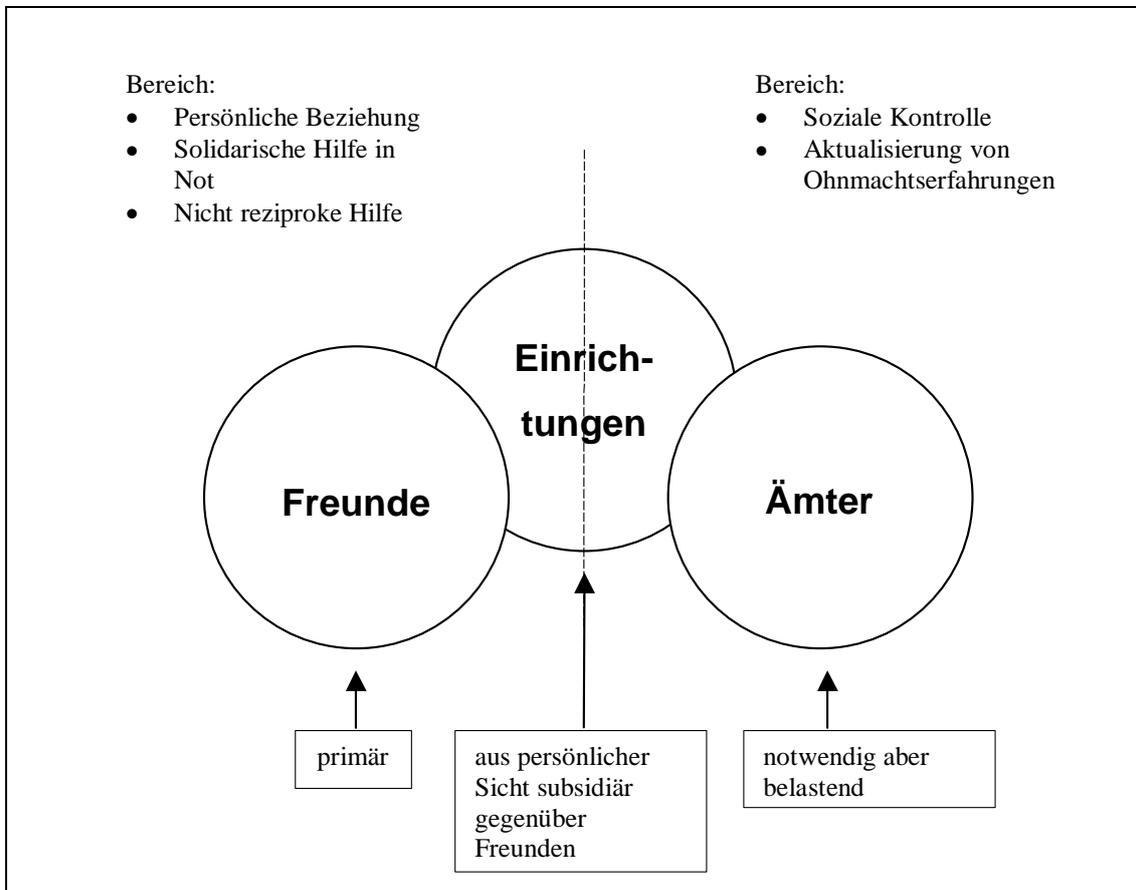
„Ich hatte das Glück, dass ich am Wochenende dort ankam, es war eine ehrenamtliche Mitarbeiterin, die einfach über den Kopf hinweg entschieden hat und gesagt hat, ich helfe jetzt einer Frau in Not, ob es nun die Zielgruppe ist oder nicht.“ (E4)

Bestimmt man die Aufgabe von Einrichtungen wie der Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen als eine Begleitung bei Wendungen der Wohnungslosenkariere von Frauen, dann werden Hilfen sowohl in dem Sinn wichtig, eine Umkehr in das Wohnen zu fördern (wenn z.B. die Bezugsgruppe zunehmend als Einengung empfunden wird, wenn ökonomische und andere Barrieren beseitigt werden können etc.), aber auch eine weitere Entwicklung der Karriere zu verlangsamen oder stillzustellen. Der Übergang in Wohnen als zentraler Wendepunkt in der Biografie wird sich als zu begleitende Veränderung erweisen.

3.4 Fazit

Die Hilfesysteme aus subjektiver Sicht bilden ein Muster, das sich grafisch festhalten lässt. Es zeigt die Konfiguration der Segmente Freunde/Szene/Bekannte, Ämter (dem Segment Freunde diametral entgegengesetzt) und Einrichtungen (dem Segment Freunde angelagert, mit Überschneidungen zum Segment Ämter). Generell bestätigt das Gesamtbild, dass die Suche privater Lösungen bei Frauen in einem persönlichen Sinn vorrangig ist insbesondere gegenüber Unterstützungsangeboten, die in irgendeiner Weise mit Ämtern assoziiert werden.

Abbildung 1: Netzwerke der Hilfe



Freunden und Bekannten kommt eine zentrale Bedeutung zu: Sie bieten Zugang zu Informationen und Gelegenheitsstrukturen, als Einzelpersonen und als Bezugsgruppe unterstützen sie individuelle und kollektive Überlebensstrategien. Dies ist umso wichtiger, als der Alltag Wohnungsloser zum großen Teil aus Organisieren besteht. Die Zugehörigkeit zur Gruppe kann zugleich einen Punkt einer sozialen Verortung, einen Anhaltspunkt. Ämter werden eher mit der Wiederholung von Ohnmachts- und Degradierungserfahrungen assoziiert, das lässt die Aspekte der materiellen Unterstützung, die vermittelt wird, in den Hintergrund treten. Die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe werden in einer Vielzahl von Funktionen wahrgenommen, wobei die Einordnung der Hilfen mehr in Richtung der Erfahrungen mit Ämtern oder mehr in Richtung der Erfahrungen von Hilfen in persönlichen Beziehungen gehen kann.

Der Bereich der Partnerschaft, Familie und Nachbarschaft, der in der Regel bei Inhabern und Inhaberinnen von Wohnungen spezifische Unterstützung gewährt – Hilfen unter Ansehen der Person und nicht unter Ansehen des sonstigen Status, Hilfe in der Not, Hilfen, die nicht im direkten zeitlichen Zusammenhang erwidert werden müssen – fehlt. Erwartungen, die sonst an Familie gerichtet wären, richten sich auf Freunde und werden in Solidaritätsnormen ausgedrückt. Fokus der Vorstellungen von Hilfe sind die Themen Information und Hilfe bei der (Alltags-)Organisation, Schutz und Sicherheit und der Bereich Behandlung (als was wird man behandelt) in sozialen Beziehungen.

Hilfe annehmen (müssen) kann aus der Perspektive der sozialen Beziehung betrachtet auch als degradierend erfahren werden. Der spezifische Unterstützungsbedarf (Bedarf an Information und Organisation, Hilfe in Krisen) und die Bewertung von Hilfen ist ableitbar aus der besonderen Situation, den Alltag als wohnungslose Frau unter praktischen und sozialen Aspekten zu leben. Eine besondere Bedeutung kommt der subjektiven Erfahrung der Notlage zu; das Angewiesensein auf (nicht reziproke) Hilfe wird als besondere Verletzbarkeit und als Empfindsamkeit gegenüber dem beschrieben, als was sie behandelt werden.

Das Muster der Hilfen ist bei einer ähnlichen Grundfiguration für einzelne Gruppen von wohnungslosen Frauen unterschiedlich. Frauen, die z.B. aus der ‚Normalität‘ herausfallend wohnungslos wurden, verlieren ihren alten Freundeskreis, möchten sich aber nicht unbedingt dem Freundeskreis der von Wohnungslosigkeit Betroffenen anschließen, da sie sich dann als Wohnungslose identifizieren müssten. Diese Zuordnung kann ähnlich beschämend sein, wie der Gang zum Sozialamt. In dieser Konstellation nimmt die Bedeutung einer intermediären und vermittelnden Beratungsstelle einen wichtigen Platz ein. Für alternativ orientierte wohnungslose Frauen hat die Subkultur dagegen die größte Bedeutung, Beratungsstellen sind streng subsidiär; ihre Bedeutung verändert sich mit der Veränderung der Bedeutung der Subkultur im Leben der Frauen.

Die Landkarte der Hilfen trägt dazu bei – dies ist wichtig für die Evaluation –, die Einordnung der Angebote der Fachberatungsstelle (und anderer Einrichtungen) in das subjektive Hilfesystem nachzuvollziehen. Die Fachberatungsstelle kann einen wichtigen Platz einnehmen, weil sie nicht den klassischen (und männerdominierten) Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe zugeordnet werden kann. Von der Atmosphäre und von den Angeboten her, hebt sie sich als Fraueneinrichtung von gemischten Angeboten deutlich ab. Auf der anderen Seite ist sie aber eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, sie signalisiert damit Akzeptanz von Wohnungslosen und kann entsprechende Hilfen anbieten. Die Fachberatungsstelle kann insbesondere der deutlichen Beziehungsorientierung der Frauen entgegenkommen.

In diesem Kapitel ging es vor allem um die Netzwerke aus subjektiver Sicht und nicht z.B. um die Art des Kontaktes oder um die Wege in die Fachberatungsstelle. Diese Ebene wird in den nächsten Kapiteln einbezogen und so lässt sich das Bild differenzieren. So wird z.B. erkennbar, dass zwar das Segment Freunde, was Unterstützung angeht, vorrangig ist und gute Freundschaftskontakte institutionelle Hilfen erübrigen. Gute Kontakte unter Freunden ebnen aber gleichzeitig den Weg in die Fachberatungsstelle, wie der hohe Anteil von Frauen zeigt, die von Freunden und Bekannten von der Fachberatungsstelle erfahren haben (zum hemmenden und begünstigenden Effekt privater sozialer Unterstützung für die Inanspruchnahme professioneller Hilfen: Herrle 1998). Diese Aspekte werden später aufgegriffen.

Die hier beschriebene Landkarte der Hilfen wird auch in Kap. 5 noch einmal in einem anderen Sinn aufgegriffen, nämlich als Lesart oder als Ausschnitt der umfassenderen subjektiven Stadtpläne mit ihrer Topografie unterschiedlich bedeutsamer Orte. Hilfen erscheinen dort in der Vermittlung von Momenten der physischen Raumaspekte und der Wahrnehmung der eigenen und der durch andere vorgenommenen sozialen Positionie-

zung. Freunde sind z.B. verbunden mit Orten auf dem subjektiven Stadtplan, die Architektur von Ämtern korrespondiert mit ihrem Effekt auf die Person etc.. Die Taktiken, im öffentlichen Raum immer wieder Wohnen herzustellen, können in Bezug gesetzt werden zu den Strategien, Hilfe zu suchen. Der Stadtplan zeigt zusätzlich Momente der Vertreibung und Ausschluss und flexible Strategien der Aneignung von Räumen in einem größeren Zusammenhang.

Gerade Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Einrichtungen und Ämtern werden sich fragen, welcher ‚Wahrheitsgehalt‘ den Aussagen der Befragten zukommt. Prinzipiell enthalten die Beschreibungen von Unterstützung selbst bereits eine Verarbeitung. Hier spielt der Interviewkontext eine Rolle: Die Einzelinterviews und auch die Stadtdiskussionen wurden von einer Beraterin der Fachberatungsstelle durchgeführt, also von einer Person, die einerseits als akzeptierend und auch als mit den Lebensbedingungen vertraut bekannt war, die aber andererseits nicht zu den ‚Gleichgesinnten‘ gehört und die ‚Normalwelt‘ repräsentiert.

Generell werden in der Gesprächssituation mit Wohnungslosen Momente der Fremdheit, der Wertschätzung oder Stigmatisierung durch die Interviewerin, wie sie die soziale Positionierung zwischen dem ‚ich‘ oder ‚wir‘ als Ausgegrenzte und dem ‚Die‘ als stigmatisierende Gesellschaft allgemein bestimmen, reproduziert. Vieles, was, und die Art, wie es gesagt wird, hat neben einem inhaltlichen Gehalt zugleich eine interaktive Bedeutung: Die Betonung der Grenze zwischen ‚wir‘ und ‚die‘ errichtet zugleich eine Grenze zwischen den befragten Frauen und der Interviewerin. Ob die ‚Wir-Gruppe‘ idealisiert, die Autarkie des informellen Hilfesystems betont wird, ob negative Erfahrungen mit den Gleichgesinnte eingeräumt werden, enthält eine Positionierung ‚Dinnen‘ oder ‚Draußen‘. Es gibt subtile Regeln, wie viel von der Welt, die der Interviewerin teilweise fremd ist, preisgegeben wird. Und die Konfrontation mit der ‚Normalwelt‘ rührt an Ausgrenzungserfahrungen und ruft spezifische Selbstdarstellungsstrategien als Verarbeitung dieser Ausgrenzungen auf den Plan. Die Klage, nicht als Mensch behandelt zu werden, lässt sich zugleich als Signal und als Wunsch verstehen, in der Interview-Interaktion respektiert zu werden.

Dieses alles in Rechnung gestellt, kann es nicht um die ‚Wahrheit‘ über Hilfesysteme gehen, sondern um Konfigurationen von Stellen, von denen bestimmte Hilfe in bestimmtem Maß erwartet wird, so wie es in bestimmten Situationen gegenüber einer bestimmten Person geäußert werden kann. Für die Nutzung der Fachberatungsstelle sind die Aussagen insofern brauchbar, als gerade die Interviewerin für die Fachberatungsstelle steht, d.h. die Selbstdarstellung im Interview kongruent ist mit der Selbstdarstellung gegenüber einer solchen Einrichtung.

4 Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung

Eine der Aufgaben der wissenschaftlichen Begleitung ist es zu überprüfen, inwieweit die Fachberatungsstelle ihre Ziele erreicht hat. Die Zielgruppe und die Ziele können nach dem §72 BSHG, der dem gesetzlichen Auftrag der Stelle zu Grunde liegt, bestimmt werden. Der bislang noch gültige §72 BSHG zählt vor allem diejenigen als Zielgruppe auf, die obdachlos bzw. offen wohnungslos sind. Dies wurde unter Frauenperspektive kritisiert: Insbesondere wird damit die latente und verdeckte Wohnungslosigkeit, die bei Frauen häufiger ist, nicht erfasst. Die Zielgruppe einer Fachberatungsstelle für Frauen sollte daher nicht an der Obdachlosigkeit nach dem (alten) §72 BSHG bestimmt werden, sondern es sollten die erweiterten Formulierungen, die in den neuen Diskussionen und Entwürfen aufgetaucht sind, herangezogen werden. Die Ziele lassen sich aus der im §72 BSHG enthaltenen Definition der notwendigen Maßnahmen, die unter die Hilfen fallen, ableiten: Es sollen die besonderen sozialen Schwierigkeiten bei den Menschen, die diese nicht aus eigenen Kräften überwinden können, abgewendet, beseitigt, gemildert werden oder ihre Verschlimmerung soll verhindert werden⁹. Aus Sicht der Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle steht die Handlungslogik der Klientinnen im Vordergrund. Ziel ist, dass die Fachberatungsstelle ein positiv besetzter Ort auf der subjektiven Landkarte der wohnungslosen Frauen und die Hilfesuche und Inanspruchnahme von Beratung eine nutzbare und produktive Option wird.

Die Fachberatungsstelle verfolgt das im §72 BSHG definierte Ziel, sie will es aber erreichen, indem sie an die Handlungslogik der wohnungslosen Frauen anknüpft. Aus dieser Sicht gibt es eine Reihe von Qualitätsmerkmalen, die als Kriterien für eine gute Arbeit gelten können. Die wichtigsten Fragebereiche, die unter Berücksichtigung der genannten Perspektiven den Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung abstecken, sind daher:

- das Erreichen der Zielgruppe: Wird die Zielgruppe - auch wohnungslose Frauen, die vorher kein Angebot der Wohnungslosenhilfe nutzten, weil sie sich nicht ‚zu den Obdachlosen‘ rechnen - erreicht? Werden außer den Frauen, die offen und sichtbar wohnungslos sind, die Frauen erreicht, die verdeckt und latent wohnungslos sind?
- das Etablieren von produktiven Hilfebeziehungen im Sinn positiver fallbezogener Kontaktverläufe: Wie gestalten die Klientinnen den Kontakt? Lässt sich eine Vertrauensbeziehung aufbauen? Können die wohnungslosen Frauen die Hilfe, die sie brauchen, einfordern und annehmen? Wie entwickeln sich die Hilfebeziehungen?

⁹ Die Hilfe bezieht sich auf alle Maßnahmen, „die notwendig sind, um die besonderen sozialen Schwierigkeiten abzuwenden, zu beseitigen, zu mildern oder ihre Verschlimmerung zu verhüten“: §72-VO, §2 Abs.1, nach dem neuen Referentenentwurf §2 Abs. 2; der neue Referentenentwurf stellt stärker die Hilfe zur Selbsthilfe in den Vordergrund.

Sind sie (fallbezogen bewertet) erfolgreich? Gibt es unterschiedliche Kontaktmuster? Was ist der weitere Bedarf nach einem abgeschlossenen Beratungsprozess?

- die Kooperation und Vernetzung: Die komplexen Problemlagen der Klientinnen erfordern ein hohes Maß an Kooperation mit anderen Einrichtungen innerhalb und außerhalb der Wohnungslosenhilfe. Konnten solche Kooperationsbeziehungen aufgebaut werden? Wie kann sich die Fachberatungsstelle in dem existierenden Netz von Hilfeeinrichtungen positionieren?

Die Bewertung der Konzeption und der Arbeit der Fachberatungsstelle wird aus der Sicht von drei Gruppen vorgenommen: der Klientinnen, der Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle und der Einrichtungen (v.a. der Wohnungslosenhilfe), die wichtige Kooperationspartner sind.

Für die konkrete Durchführung der wissenschaftlichen Begleitung war relevant, dass die Anlauf- und Fachberatungsstelle in ihrem offenen Bereich niedrigschwellig angelegt ist (zu den Kriterien s.u.) und dass auch der Zugang zur Beratung kaum Voraussetzungen auf Seiten der Klientin einfordert. Diese Konzeption hat Auswirkungen auf die Evaluation, in dem Sinn, dass bestimmte Wege, die Qualität der Arbeit zu überprüfen, aufgrund der Rahmenbedingungen nicht gangbar sind. Zentrale Merkmale niedrigschwelliger Angebote sind der voraussetzungslose Zugang, der auch beinhaltet, dass kein Arbeitsbündnis geschlossen oder Abmachungen getroffen werden müssen, dass das Setting sehr offen ist, weder die Überwindung bürokratischer Hindernisse noch Kosten noch Sanktionen ‚binden‘ die Klientin. Die Klientinnen sind es, die den Kontakt gestalten; sie können kommen, wann sie wollen - z.B. kann es sein, dass sie nur in Krisen kommen -, sie können wegbleiben, wann sie wollen, und wenn sie wegbleiben, kann ihr Verbleib mitunter nicht in Erfahrung gebracht werden. Niedrigschwellige Angebote sind in besonderem Maße darauf angewiesen, bedürfnisorientiert zu arbeiten und Bedingungen zu bieten, unter denen ein Vertrauensaufbau möglich ist (z.B. gute Erreichbarkeit, personelle Kontinuität, gute Vermittlungswege in die Stelle, Verschwiegenheit).

Daraus ergeben sich zwei Konsequenzen für die Evaluation: Zum einen sind die in dieser fragilen Weise an die Stelle gebundenen Frauen wenig bereit, sich auf umfangreiche mündliche Befragungen einzulassen, und auch bei schriftlichen Befragungen ist mit einem geringen Rücklauf zu rechnen. Entsprechend gewinnen Instrumente, die vor allem von den Mitarbeiterinnen ausgefüllt werden, an Bedeutung. Dies impliziert aber auch: Wenn nicht systematisch z.B. in Form einer Befragung der Klientinnen Daten erfasst werden, sind Dokumentationsbögen häufig unvollständig, und es ist mit zu reflektieren, dass die Angaben Einschätzungen der Beraterinnen mit ihrem besonderen professionellen Blick darstellen (zu den Instrumenten der Evaluation im Einzelnen s. Kap. 4.1).

Zum zweiten lässt sich das Ende eines Kontaktes nicht immer eindeutig festlegen. Es ist möglich, dass eine Klientin, die als ‚Kontaktabbruch‘ eingestuft wurde, wieder kommt. Zudem stellte das Ende der Untersuchungszeitraumes nicht notwendigerweise auch ein Ende der Kontakte oder Beratungen dar. In der Sprache der Statistik heisst das: Die Verläufe sind ‚rechts offen‘ (mit einer Anspielung auf eine sich nach rechts in Zukunft fortsetzende Zeitachse). Das entsprechende Instrument der Evaluation muss diese Ent-

wicklungsperspektive aufgreifen: die Dokumente, in denen die Kontaktverläufe als Fallbeschreibungen festgehalten worden waren, wurden in bestimmten zeitlichen Abständen in Bilanzierungsrunden immer wieder neu und aktuell bewertet (s. Kap. 4.3.1). Die Bewertungen der Arbeit wurden direkt in die Arbeitsprozesse zurückgegeben. Diese Form von Evaluation wird Prozessevaluation genannt, in Abgrenzung von der Produktevaluation, die einen Effekt nach Abschluss einer Intervention misst. Da die Klientinnen nach Kontaktende häufig nicht mehr erreichbar sind, kommt eine solche Produktevaluation bezogen auf die Entwicklung der Klientinnen nicht in Frage (zu den verschiedenen Evaluationsformen s. Häußler et al. 1988).

Der Evaluationsprozess - die Bestimmung von Zielen und von wichtigen zu messenden Indikatoren, deren Erhebung und eine abschließende Bewertung - lässt sich leicht in einen kontinuierlichen Prozess der Qualitätssicherung überführen. Die Zusammenschau der Erfahrungen ist wichtig, um die Angemessenheit der Angebote im Bereich der Wohnungslosenhilfe für Frauen zu diskutieren.

4.1 Übersicht über die eingesetzten Instrumente

Der Untersuchungszeitraum für die wissenschaftliche Begleitung begann am 15.04.1999 und endete am 15.02.2000. Einige Daten wurden über diesen Zeitraum hinaus erfasst bzw. erst danach erhoben. Es wurden folgende Erhebungsinstrumente eingesetzt (die Instrumente sind im Anhang einzusehen):

- Dokumentationsbögen;
- Verlaufsdocumentationen mit fallbezogenen Bilanzierungsrunden;
- schriftliche und mündliche Befragungen;

Zu einigen der Arbeitsbereiche der Fachberatungsstelle liegen für den Untersuchungszeitraum Gesamterhebungen vor. Um jedoch die Mitarbeiterinnen der Stelle durch Dokumentationsaufgaben für die wissenschaftliche Begleitung nicht übermäßig zu beanspruchen, wurden einzelne Arbeitsbereiche der Stelle nur exemplarisch - in begrenzten Zeiträumen - dokumentiert.

Die Kontaktaufnahme der Klientinnen wurde über standardisierte Bögen erhoben, die von den Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle ausgefüllt wurden (Kontaktdocumentation). Die Kategorien der Bögen waren so gebildet, dass sie Vergleiche mit dem Modellprojekt ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ (Enders-Drägässer et al. 1999) erlauben. Soziodemographische Merkmale, Wohnsituation und Wohnungswunsch sollten - jedoch nicht in Form einer Befragung der Klientin - dokumentiert werden. Es wurden nur die Angaben, die die Klientin von sich aus genannt hatten, erfasst. Auch wenn im Kontaktverlauf einige Ergänzungen vorgenommen wurden, so impliziert dieses Vorgehen doch, dass bei einigen Merkmalen Angaben fehlen. Für Klientinnen mit Beratungskontakten liegt für den Untersuchungszeitraum eine Gesamterhebung vor, die Kontakte im offenen Bereich konnten mit diesem Instrument nicht vollständig dokumentiert werden, da von einigen Frauen zu wenige der zu dokumentierenden Merkmale bekannt waren. Die Anonymität der Klientinnen wurde dadurch gewährleistet,

dass auf allen Dokumentationsbögen lediglich ein nur von den Beraterinnen zu entscheidender Code verzeichnet war.

Um die Bedeutung der Stelle für einzelne Frauen und die Effekte der Beratung auf Kompetenzerweiterung, Alltagsbewältigung und Beziehungsgestaltung zu bewerten, wurde der Kontaktverlauf und der individuelle Hilfeprozess bei den Beratungen von den Mitarbeiterinnen der Stelle in Form von Falldokumentationen belegt (Verlaufsdokumentation). Die Verlaufsdokumentation enthält - auch im Hinblick auf Überweisungen an andere Einrichtungen und klientinnenbezogene Kooperation mit diesen - umfangreichere Informationen als sie aus der Kontaktdokumentation zu entnehmen sind. Für 61 Beratungsverläufe, die zwischen dem 15.04.99 und dem 15.02.2000 begonnen hatten, liegen auswertbare Falldokumentationen vor. Diese wurden über den Untersuchungszeitraum hinaus bis zum 15.04.2000 geführt. Bei sieben Klientinnen wurden die Falldokumentationen nicht in die Auswertung einbezogen (zur Begründung s. Kap. 4.3.1).

Manche Frauen in Wohnungsnot wenden sich ausschließlich telefonisch an die Fachberatungsstelle. Um einen Eindruck von den Problemlagen dieser Klientel zu gewinnen, wurden exemplarisch für einen Zeitraum von fünf Monaten alle entsprechenden Telefonate von den Beraterinnen anhand eines standardisierten Blattes dokumentiert (Telefondokumentation - Klientinnen).

Die frauenspezifische Konzeption, die Angemessenheit und die Grenzen der Angebote, weiterer Hilfebedarf und die Kooperation und Vernetzung der Stelle mit anderen Einrichtungen wurden sowohl in einer Mitarbeiterinnen- als auch in einer Befragung der KooperationspartnerInnen der Stelle thematisiert.

Die Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle wurden mit einem standardisierten Fragebogen mit meist offenen Fragen mündlich befragt (Mitarbeiterinnenbefragung). Erfasst wurden dabei insbesondere die Erfahrungen, die im bisherigen Verlauf der Arbeit in den oben genannten Bereichen gemacht worden waren. Befragt wurden die beiden fest angestellten Mitarbeiterinnen, eine ehemalige und eine jetzige Praktikantin, eine Sozialarbeiterin, die in der Stelle über eine Qualifizierungsmaßnahme gearbeitet hatte und zwei ehrenamtliche Mitarbeiterinnen, die im offenen Bereich Angebote für die Klientinnen machen (N=7). Um ein möglichst breites Erfahrungsspektrum zu erfassen, wurde diese Befragung erst im Mai 2000 durchgeführt.

Ausgehend davon, dass die im Arbeitskreis ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ vertretenen Einrichtungen die wichtigsten KooperationspartnerInnen der Stelle sind, wurden VertreterInnen dieser Einrichtungen schriftlich standardisiert zu den oben genannten Themen befragt (Kooperationsbefragung). Es wurden alle 27 AK-Mitglieder angeschrieben, 70,4% (n=19) haben den Fragebogen beantwortet. Aufgrund der unterschiedlichen Nähe zur Arbeit mit wohnungslosen Frauen konnten nicht alle Angeschriebenen alle Fragen beantworten.

Eine wesentliche Voraussetzung für die Schaffung eines effizienten Hilfsangebotes ist die Vernetzung und Zusammenarbeit von lokalen Institutionen und Initiativen. Eine der strukturellen Aufgaben der Fachberatungsstelle besteht folglich darin, diese Kooperati-

on sicherzustellen. Neben den Befragungsdaten wurde daher als weiteres Instrument zur Erhebung von klientinnenbezogenen Kooperationsbeziehungen exemplarisch für einen Zeitraum von vier Wochen Telefonate der Mitarbeiterinnen der Stelle mit anderen Einrichtungen auf einem standardisierten Bogen dokumentiert (Telefondokumentation - Institutionen).

Um von einer möglichst großen Zahl der Klientinnen Angaben zur Bewertung der Stelle zu erhalten, wurden vom 1.11.99 bis zum 15.2.00 schriftliche Fragebögen in der Fachberatungsstelle ausgelegt, die ausgefüllt in einen vorbereiteten Karton gesteckt werden sollten (Klientinnenbefragung). Mit einem Plakat wurden die Klientinnen auf die Befragung aufmerksam gemacht. Außerdem motivierten die Mitarbeiterinnen die Frauen zur Teilnahme. Den Klientinnen war Anonymität zugesichert, es war gewährleistet, dass die Mitarbeiterinnen die Angaben in den Fragebogen nicht zu Gesicht bekamen. Die Befragung der Klientinnen hat den Charakter einer Akzeptanzerhebung (Kromrey 1998, 100-102). Im Vordergrund steht dabei die Frage, ob die Konzeption der Fachberatungsstelle und ihre Angebote bei der Zielgruppe der Einrichtung auf Zustimmung oder Ablehnung stossen. Es ist bekannt, dass bei Befragungen mit diesem methodischen Zugang eher mit einem Angebot zufriedene als unzufriedene Frauen teilnehmen. Verallgemeinerungen sind daher nur begrenzt möglich.

Es liegen 23 Fragebögen vor. Geht man von den im Untersuchungszeitraum dokumentierten Kontakten mit 79 Frauen im offenen und/oder Beratungsbereich aus, dann liegt von 29% der Klientinnen eine Bewertung der Fachberatungsstelle vor.

Änderungen im geplanten Forschungsdesign

Im Evaluationsbereich wurde gegenüber dem Projektantrag das Forschungsdesign an einigen Stellen verändert. Zur Erfassung der Kontakte wurde das standardisierte Kurzdokumentationssystem wie vorgesehen entwickelt und eingesetzt. Zusätzlich wurden Telefonkontakte mit Klientinnen dokumentiert. Als weiteres zusätzliches Instrument wurden die Betreuungsverläufe erfasst und in Bilanzierungsrunden bewertet. Diese Methodik ermöglicht es, den Prozesscharakter der Begleitung darzustellen, und sie entspricht den Rahmenbedingungen niedrigschwelliger Beratungsangebote durch die Bilanzierung in Zeitabständen (s.o.). Die Ausweitung dieses Erhebungsteils ging einher mit einer Reduzierung der Zahl der Einzelinterviews (s. Kap. 3).

Zur Vernetzung mit anderen Einrichtungen wurden für einen begrenzten Zeitraum zusätzlich Telefonkontakte mit Institutionen dokumentiert.

Zur Bewertung der Arbeit vonseiten der Klientinnen wurde wie vorgesehen ein Fragebogen entwickelt. Es wurden jedoch weniger Fragebögen ausgefüllt als erwartet. Dies liegt zum einen daran, dass im Antrag mit einer unrealistisch hohen Zahl von Nutzerinnen gerechnet wurde (250), zum andern daran, dass ein höherer Rücklauf erwartet wurde.

Die Mitarbeiterinnen und die Mitglieder des AK ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ wurden nur zu einem und nicht zu zwei Zeitpunkten befragt. Da die Fachberatungsstelle

ihre Arbeit auf einem hohen Intensitätsniveau begann, waren Veränderungen nicht in dem Maß zu beobachten, dass sich eine Wiederholungsbefragung gelohnt hätte.

Tabelle 4.2.1. - Übersicht der Erhebungsinstrumente und Datenlage:

Erhebungsinstrument	Erhebungsinhalte	Erhebungszeitraum	Datenlage
Kontaktaufnahme			
Kontaktokumentation	Vermittlung durch, Sozialdaten, Wohnsituation, Wohnungswunsch	15.04.99 - 15.02.00	N=79 davon: n=68 Beratungsbereich Gesamterhebung n=11 offener Bereich 68,8% d. Gesamtpopulation N=14 exemplarisch
Telefondokumentation – Klientinnen	Vermittlung durch, Grund des Anrufes, Wohnsituation, Verbleib	13.09.99-15.02.00	
Kontaktverläufe			
Verlaufsdokumentation	Zahl und Inhalte der Beratungsgespräche, Änderung der Situation der Klientin im Hinblick auf Wohnung und andere psychosoziale Bereiche, Kontakte zu anderen Institutionen, Bilanz des Beratungsverlaufes, Prognose für die Klientin	15.04.99 – 15.04.00	N=61 89,7% d. Gesamtpopulation
Bewertung der Kooperation und Vernetzung			
Mitarbeiterinnenbefragung (mündlich, standardisiert, teils offene Fragen)	Kooperationserfahrungen, Bewertung der Kooperation u. Vernetzung	15.05. – 18.05.00	N=7 Gesamterhebung
Telefondokumentation – Institutionen	Art der Einrichtung, Grund des Anrufes, getroffene Vereinbarung	29.11. - 10.12.99 10.01. – 21.01.00	N=37 exemplarisch
Kooperationsbefragung (schriftlich, standardisiert, teils offene Fragen)	Kooperationserfahrungen, Bewertung d. Kooperation u. Vernetzung	Dezember 1999	N=19 70,4% d. Gesamtpopulation
Bewertung der Angebote und der Arbeit			
Klientinnenbefragung (schriftlich, standardisiert, teils offene Fragen)	Vermittlung durch, Bewertung der Konzeption u. der Angebote, Wohnsituation, Sozialdaten	1.11.99 – 15.2.00	N=23 29,1% d. Gesamtpopulation
Mitarbeiterinnenbefragung (s.o.)	Bewertung der Konzeption, der Angebote, der eigenen Arbeit, Arbeitszufriedenheit, weiterer Hilfebedarf	15.05. - 18.05.00	N=7 Gesamterhebung
Kooperationsbefragung (s.o.)	Bewertung der Konzeption u. der Angebote; weiterer Hilfebedarf	Dezember 1999	N=19 70,4% d. Gesamtpopulation.

4.2 Erreichen der Zielgruppe: Welche Frauen nahmen Kontakt mit der Fachberatungsstelle auf?

Wohnungslose Frauen sind von ihrer sozialen und von ihrer Wohnungssituation her eine heterogene Gruppe. Es stellt sich daher die Frage, ob die Fachberatungsstelle für alle gleichermaßen attraktiv ist? Erreicht sie insbesondere die Frauen, die - als nicht sichtbar Wohnungslose - Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe eher distanziert gegenüberstehen und die bisher nicht das Hilfesystem nutzten, obwohl sie sich in besonderen sozialen Schwierigkeiten befinden?

Zum Vorgehen

Mit standardisierten Bögen wurden von den Mitarbeiterinnen der Stelle die soziale Situation der Klientinnen, ihre Wohnsituation und ihr Wohnungswunsch erfasst und erhoben, wie die Frauen von der Stelle erfahren bzw. wer sie dahin verwiesen hatte.

Zu den Klientinnen, die auch Beratungsgespräche in Anspruch nahmen und denen, die ausschließlich den offenen Bereich besuchten, liegen quantitativ und qualitativ unterschiedliche Informationen vor. Da die Beratung eine intensivere Beziehungsebene zwischen Klientin und Mitarbeiterin impliziert, konnten in diesen Fällen mehr Angaben in die Dokumentationsbögen eingetragen werden als bei Frauen, die ausschließlich den offenen Bereich nutzten.

Bei Klientinnen, die die Stelle ausschließlich telefonisch kontaktierten, wurden nur die Merkmale Wohnsituation, Grund des Anrufes bzw. Problemlage, Überweisung der Klientin an andere Stellen und woher die Frau von der Fachberatung erfahren hatte, dokumentiert.

Nach den Kontaktmustern lassen sich vier Gruppen von Klientinnen unterscheiden:

1. Frauen, die ausschließlich den offenen Bereich besuchten. Dies waren nach Aufzeichnungen der Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle im Untersuchungszeitraum N=16. Bei elf waren so viele Informationen bekannt, dass - wenn auch teils nicht vollständig - ein Dokumentationsbogen ausgefüllt werden konnte. Damit liegen Daten für 69% dieser Gruppe vor.
2. Frauen, die ausschließlich Beratung in Anspruch genommen haben. Dies waren im Untersuchungszeitraum 29 Klientinnen. Für alle liegen Dokumentationsbögen vor.
3. Frauen, die sowohl den offenen als auch den Beratungsbereich nutzten. Diese Gruppe umfasst im Untersuchungszeitraum 39 Klientinnen. Es liegen für alle Dokumentationsbögen vor.
4. Frauen, die ausschließlich telefonisch die Fachberatungsstelle kontaktierten. In der Zeit vom 13.09.99 bis zum 15.02.00 wurden exemplarisch für den Untersuchungszeitraum diese Telefonate dokumentiert. Es liegen 14 entsprechende Dokumentationen vor.

Bei der Auswertung der Dokumentationsbögen wird aufgrund der kleinen Fallzahlen nicht zwischen den unter 1. - 3. genannten Gruppen unterschieden (N=79). Da in den Bögen nicht alle Merkmale dokumentiert werden konnten, differieren die Gesamtzahlen, auf die sich die Prozentuierungen beziehen. Wegen der teilweise sehr kleinen Fallzahlen wurde bei einigen Merkmalen eine Zusammenfassung der sehr differenziert er-

hobenen Kategorien vorgenommen. Zum Vergleich bieten sich Daten aus der wissenschaftlichen Begleitung von vier Modellprojekten zu ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ an (Enders-Drägässer et al. 1999). Insbesondere für einen Vergleich geeignet ist die Tagesstätte für wohnungslose Frauen ‚Femmetastisch‘ in Stuttgart, da sie von ihrer Angebotsstruktur her der Fachberatungsstelle ähnlich ist. An einem größeren Datensatz lassen sich damit Hinweise darauf gewinnen für welche Frauen das Angebot eines Tagestreffs kombiniert mit Beratungsmöglichkeiten attraktiv ist.

4.2.1 Frauen, die persönlich in die Fachberatungsstelle kamen: Wege in die Fachberatungsstelle

Insgesamt haben 84 Frauen in einem Zeitraum von 11 Monaten - beginnend einen Monat nach der Eröffnung - die Stelle aufgesucht. Davon haben 68 Frauen (auch) das Beratungsangebot beansprucht, 16 haben ausschließlich den offenen Bereich genutzt. Diese Zahlen liegen über vergleichbaren Angaben z.B. für das Stuttgarter Tagesangebot. Auch wenn Einrichtungen nie im strengen Sinn vergleichbar sind, ist doch festzustellen, dass die Bekanntheit der Stelle und ihre Akzeptanz von Anfang an hoch waren.

Die folgenden Auswertungen beziehen sich auf 79 Klientinnen, für die Kontaktdokumentationsbögen ausgefüllt werden konnten. Zunächst gehen wir der Frage nach, wie die Klientinnen von der Stelle erfahren haben bzw. wer sie dahin überwiesen hat. Bei 17 Klientinnen war nicht erkennbar, ob sie zu der Stelle vermittelt wurden oder eigeninitiativ diese aufsuchten, bei 62 liegen in den Dokumentationsbögen entsprechende Angaben vor.

Tabelle 4.2.1-2 Woher von der Fachberatungsstelle erfahren

Vermittlung von	Kontaktdokumentation
	N=62 in % und (..)=absolute Zahlen
Freundinnen/Bekannten	35,5 (22)
Der Beraterin von Früher bekannt	21,0 (13)
Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe	19,4 (12)
Sozialamt*	17,7 (11)
Presse	1,6 (1)
Sonstige	4,8 (3)
	100,0

* In der Regel waren dies die Abt. Städtischer Sozialdienst für Wohnungslose und der Sozialdienst der Obdachlosenheime

An erster Stelle des Vermittlungssystems steht der Freundes- und Bekanntenkreis der Klientinnen. Das in Kap. 3 anhand der Einzel- und Gruppeninterviews beschriebene Netzwerksegment ‚Freunde‘ wird in der Funktion der Informationsvermittlung auch hier deutlich. Eine Besonderheit der Fachberatungsstelle liegt darin, dass eine der Mitarbeiterinnen vor der Eröffnung in einer gemischtgeschlechtlichen Einrichtung der Wohnungslosenhilfe gearbeitet hat und von daher viele Klientinnen kannte, die ihr sozusagen in die Fachberatungsstelle folgten. Diese personelle Kontinuität war in der Anfangsphase der Einrichtung hilfreich.

Als Einzeleinrichtung sind einige Abteilungen des Sozialamtes als Vermittlungsinstanz am bedeutsamsten. Von den anderen Einrichtungen, die sich im Arbeitskreis ‚Frauen-Leben – FrauenWohnen‘ zusammengeschlossen haben wurden 19,4% der Klientinnen an die Fachberatung überwiesen, wobei hier die offenen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe (z.B. Essenstreff) am häufigsten genannt wurden. Fasst man alle Mitglieder des AK - also auch das Sozialamt - zusammen, dann wurden 37,1% der Klientinnen von dort überwiesen. Die Vorteile, die sich durch die Initiierung der Fachberatungsstelle durch den Arbeitskreis ergeben, werden hier ganz offensichtlich: die Stelle ist allen bekannt, sie ist von Anfang an integriert in das kommunale System der Wohnungslosen-

hilfe. Pressemitteilungen über die Fachberatung spielen eine sehr geringe Rolle für ihre Bekanntheit bei den Betroffenen, an sonstigen Einrichtungen wurde die Bahnhofsmission, eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe in München und die Webseite der Stadt Freiburg genannt, über die eine Klientin von der Fachberatungsstelle erfahren hat.

Die Daten zur Vermittlung bzw. Überweisung aus der Stuttgarter Tagesstätte zeigen eine ähnliche Verteilung (Enders-Drägässer et al. 1999, 128-131). Auch hier steht mit 37% an erster Stelle der Freundes- und Bekanntenkreis.

Wen erreicht die Fachberatungsstelle? Sozialdaten der Klientinnen

Sozialdaten der Klientinnen der Fachberatungsstelle wurden ebenfalls in den Kontaktdokumentationen erhoben.

Tabelle 4.2.1-3 Alter der Klientinnen

Alter von...bis... in Jahren	Kontaktdokumentation
	N=79 in % und (..)=absolute Zahlen
Bis 19	3,8 (3)
20 – 29	29,1 (23)
30 – 39	40,5 (32)
40 – 49	17,7 (14)
50 – 59	7,6 (6)
≥ 60	1,3 (1)
	100,0

Die quantitativ größte Gruppe der Klientinnen ist zwischen 30 und 39 Jahren alt. Vergleicht man das Altersprofil der Nutzerinnen mit den Daten aus Stuttgart, so ist dort diese Altersgruppe mit 32% ebenfalls die größte (Enders-Drägässer et al. 1999, 126). 40-jährige und ältere Frauen sind jedoch mit 45% in Stuttgart stärker repräsentiert als in Freiburg (mit 27%), wohingegen Frauen unter 30 Jahren in größerem Anteil die Freiburger Einrichtung besucht haben (33% versus 23%).

Tabelle 4.2.1-4 Familienstand der Klientinnen

Familienstand...	Kontaktdokumentation
	N=70 In % und (..)=absolute Zahlen
Ledig	67,1 (47)
Verheiratet	5,7 (4)
Verh., getrennt lebend	7,1 (5)
Geschieden	15,7 (11)
Verwitwet	4,3 (3)
	100,0

Die Mehrzahl der Klientinnen ist ledig, verheiratete Frauen machen nur 5,7% der Klientel aus. Die Relation der ledigen zu den verheirateten Klientinnen entspricht in etwa den Stuttgarter Ergebnissen (56% zu 5%) (Enders-Drägässer et al. 1999, 151). Verheiratet getrennt lebende und geschiedene Frauen sind im Freiburger Klientel in geringerem Umfang vertreten als im Stuttgarter.

Bei 62 Klientinnen sind Angaben zur Kinderzahl vorhanden. Danach haben 43,5% kein Kind, 50% haben ein Kind oder Kinder, vier Frauen (6,5%) sind zurzeit der Besuche in der Fachberatungsstelle schwanger.

Tabelle 4.2.1-5 Lebenssituation

Lebenssituation	Kontaktdokumentation
	N=75 In % und (..)=absolute Zahlen
Alleinstehend ohne Kind	64,0 (48)
Alleinstehend mit Kind(ern)	17,4 (13)
Paar ohne Kind	12,0 (9)
Paar mit Kind(ern)	6,7 (5)
	100,0

Die größte Gruppe der Klientinnen lebt alleine ohne Kind(er). Die Diskrepanz dieser Angabe zur o.g. Zahl der Mütter ist damit erklärbar, dass die Kinder teilweise nicht bei den Frauen leben. Auch in Stuttgart ist die größte Gruppe (73%) alleinlebend (a.a.O., 152).

Der Schulabschluss ist nur bei 35 Klientinnen, die Berufsausbildung bei 39 bekannt. Bezogen auf diese Zahlen haben 11,4% der Frauen keinen Schulabschluss, 20% bzw. 45,7% haben einen Haupt- bzw. Realschulabschluss, 22,9% besitzen Abitur oder die Fachhochschulreife. 61,5% (n=24) haben keine oder nur eine abgebrochene Berufsausbildung, 38% (n=15) haben eine abgeschlossene Berufsausbildung.

Zum Einkommen liegen für 73 Frauen Angaben vor. Die finanzielle Situation ist danach für die meisten sehr schwierig. 12,3% haben kein oder ein unregelmäßiges Einkommen, 63% leben von Sozialhilfe, 15,1% von Arbeitslosenhilfe oder –geld, Rente oder Unterhaltszahlungen bekommen 4,1%. Keine der Frauen bezieht Einkünfte aus Erwerbstätigkeit im 1. Arbeitsmarkt. Zwei (2,7%) Frauen sind im 2. Arbeitsmarkt beschäftigt. Die Daten der Stuttgarter Tagesstätte weisen mit 68% einen ähnlich hohen Anteil von Sozialhilfeempfängerinnen an der Klientel aus (a.a.O., 136).

Die Frage zu welchen Anteilen die Fachberatungsstelle nach Sozialdaten differenzierbare Subgruppen der Zielgruppe Frauen in Wohnungsnot erreicht, lässt sich nicht beantworten, da für Freiburg entsprechende statistische Angaben zur Zielgruppe nicht existieren. Nach den Nutzungsdaten erreichen die Angebote der Fachberatungsstelle besonders ledige Frauen und die Altersgruppe der 30-39jährigen. Die vergleichende Betrachtung der Freiburger Daten mit denen des Stuttgarter Tagesstätte ‚Femmetastisch‘ zeigt, dass die Angebote eines Tagestreffs kombiniert mit Beratungsmöglichkeiten für ledige Frauen und für Sozialhilfeempfängerinnen besonders attraktiv sind.

Wen erreicht die Fachberatungsstelle? Wohnsituation der Klientinnen

Die Frauen, die im Erhebungszeitraum in die Fachberatungsstelle kamen, repräsentieren das gesamte Spektrum der Erscheinungsformen weiblicher Wohnungsnot.

Tabelle 4.2.1-6 Aktuelle Wohnsituation der Klientinnen

Wohnsituation	Kontaktdokumentation
	N=77 in % und (..)=absolute Zahlen
Eigene Wohnung/Zimmer	29,9 (23)
Platte	10,4 (8)
Bau-/Wohnwagen	3,9 (3)
Notunterkunft	9,1 (7)
Obdachlosenheim	6,5 (5)
Stationäre Einrichtung der Wohnungslosenhilfe	2,6 (2)
bei Bekannten	22,1 (17)
bei Verwandten	2,6 (2)
bei Partner ohne Mietvertrag	2,6 (2)
Frauenhaus	1,3 (1)
Betreutes Wohnen	1,3 (1)
in gekündigter Wohnung	3,9 (3)
Sonstiges (z.B.Auto)	3,9 (3)
	100,1--

Zwar haben insgesamt 29,9% der Klientinnen eine eigene Wohnung bzw. ein eigenes Zimmer, drei leben jedoch in sehr beengten oder überteuerten Wohnverhältnissen und bei acht Klientinnen ist vermerkt, dass sie bevor sie eine eigene Wohnung hatten, ob-

dachlos waren. Der Anteil von 37,3% der Klientinnen, die bei Bekannten, Verwandten und bei Partnern ohne eigenen Mietvertrag leben, bestätigt die typischen Erscheinungsweisen weiblicher Wohnungsnot.

Für den letzten Wohnungsverlust sind 56 Gründe dokumentiert. In Übereinstimmung mit allen bisher vorliegenden Untersuchungen (s. Kap. 1.4) wird einmal mehr eines der Hauptprobleme weiblichen Wohnungsverlustes deutlich: in 43% der Fälle waren Gewalt oder Konflikte mit dem Partner oder der Familie und Trennung oder Scheidung vom Partner ein Grund für den letzten Wohnungsverlust.

Entsprechend den Ergebnissen der wissenschaftlichen Begleitung der Modellprojekte von Enders-Drägässer et al. (1999, 94f) lässt sich weibliche Wohnungsnot differenzieren nach sichtbar wohnungslosen, verdeckt wohnungslosen und latent wohnungslosen Frauen (s. Kap. 1.4). Dieser Einteilung folgend wurden die Angaben zur aktuellen Wohnsituation der Klientinnen in der Kontaktdokumentation kategorisiert.

Tabelle 4.2.1-7 Erscheinungsweisen der Wohnungsnot bei den Klientinnen

Wohnsituation	Kontaktdokumentation
	N=77 in % und (..)=absolute Zahlen
Sichtbare Wohnungslosigkeit*	37,7 (29)
Verdeckte Wohnungslosigkeit**	28,5 (22)
Latente Wohnungslosigkeit***	3,9 (3)
Eigene Wohnung/Zimmer****	29,9 (23)
	100,0

*definiert als: Platte, Bau-/Wohnwagen, Notunterkunft, Obdachlosenheim, betreutes Wohnen, stationäre Einrichtung der Wohnungslosenhilfe

**definiert als: bei Bekannten, Verwandten, Freunden, bei Partner ohne Mietvertrag, Frauenhaus

***definiert als: in gekündigter Wohnung

****definiert im formalen Sinne, beinhaltet auch Untermietsverträge und möblierte Zimmer¹⁰

¹⁰ In Kap. 4.3. wird die Wohnsituation im Vergleich zu dieser formalen Erfassung qualitativ beschrieben. Hier zeigt sich, dass eine eigene Wohnung im formalen Sinne keinesfalls gleichbedeutend ist mit einem gesicherten, geschützten Wohnraum (s. z.B. Gewalt durch den Partner in gemeinsamer Wohnung).

Die größte Gruppe der Klientinnen der Fachberatungsstelle ist sichtbar wohnungslos, die Anteile der verdeckt wohnungslosen und der Frauen mit eigener Wohnung sind nahezu identisch. Nur drei Frauen sind latent wohnungslos. Das Ziel der Fachberatungsstelle, Frauen vor Eintritt der manifesten Wohnungslosigkeit zu erreichen, konnte nach diesen Daten bisher noch nicht befriedigend realisiert werden.

Bei 59 Klientinnen sind Angaben zu ihrem Wohnungswunsch vorhanden. Danach wünschen sich 71% eine eigene Wohnung für sich oder ihre Familie, 19% brauchen keine Wohnung, weil sie eine Unterkunft haben, 5,1% möchten eine Unterkunft in einer stationären Einrichtung bzw. einer Wohngruppe, ebenso viele wollen keine Wohnung.

4.2.2 Telefonische Kontakte

Kontakte mit Klientinnen, die ausschließlich telefonische Beratungsgespräche in Anspruch genommen haben wurden in der Zeit vom 13.9.99 bis zum 15.02.00 exemplarisch vor allem im Hinblick auf die Wohnsituation und die Gründe für den Anruf dokumentiert. Diese über sechs Monate geführte Dokumentation lässt annehmen, dass zumindest für den Untersuchungszeitraum dieser Arbeitsbereich repräsentativ erfasst wurde. Es liegen 15 Dokumentationsbögen vor.

Im Hinblick auf die Wohnsituation der Anruferinnen, fällt auf, dass sie im Vergleich zur Gruppe der Frauen, die die Fachberatungsstelle persönlich besuchten, mit 42,8% (n=6) in größerem Umfang eine eigene Wohnung hatten. Die gleiche Anzahl wohnte bei Bekannten oder im Frauenhaus, zwei Anruferinnen waren obdachlos.

Grund des Anrufes waren bei allen Frauen Wohnungsprobleme. Deutlich wird jedoch bei neun Frauen der Zusammenhang der Wohnsituation mit anderen Schwierigkeiten. Sechs Frauen gaben auch Probleme und/oder Gewalt in der Partnerschaft an. Weitere Probleme bestanden mit der Gesundheit, der Arbeitssuche oder im Umgang mit Behörden.

In fünf Fällen konnten die Fragen der Klientin abschließend geklärt werden. Bei acht Frauen wurden weitere Telefonate oder persönliche Beratungen vereinbart, die die Klientinnen jedoch nicht in Anspruch nahmen.

Hinweise auf die Kooperationsbeziehungen der Fachberatungsstelle mit anderen Einrichtungen ergeben sich aus der Frage, ob die Anruferin weiter verwiesen wurde. Dies war bei sieben Frauen der Fall. Am häufigsten wurde empfohlen, die Wohnungsbaugesellschaft oder das Wohnungsamt aufzusuchen. Auch an das Frauenhaus und den Sozialdienst im Obdachlosenheim wurden die Frauen verwiesen.

Trotz der relativ geringen Fallzahl der Anrufe bestätigt das Material einmal mehr die Charakteristika weiblicher Wohnungsnot: Die Verhaltensweise, die Wohnungsnot durch Wohnen im engeren Bezugsnetz zu überbrücken und den Zusammenhang weiblicher Wohnungsnot mit der Beziehungs- und Gewaltproblematik.

4.3 Kontaktverläufe und Erfolgseinschätzung

4.3.1 Was heißt hier Erfolg? Und wie läßt er sich bewerten?

In diesem Kapitel geht darum, wie die Beratungsmöglichkeiten und die Angebote im offenen Bereich mit den Bedürfnissen, aber auch den Barrieren auf Seiten der Klientinnen, sich helfen zu lassen, zusammenpassen. Es geht darum, wie die Klientinnen den Kontakt zur Fachberatungsstelle mit ihren niedriger- oder höherschweligen Angeboten gestalten, was sie wann nutzen, wann sie sich zurückziehen, ob sie Gespräche suchen oder vermeiden, welche Dynamik die Hilfebeziehung bekommt. Die Frage ist nicht, ob die Klientin zu dem Angebot paßt, sondern ob das Angebot zu der Klientin paßt, d.h. auf dem Prüfstand steht das Angebot, auf das die Klientin sich mit ihrem Verhalten bezieht.

Den Erfolg eines Kontaktverlaufes, d.h. die Zielerreichung oder das Ziel der Arbeit pauschal vorab zu definieren, unterliegt einer Reihe von Schwierigkeiten: Die Zieldefinition von Klientin und Beraterin können divergieren. Das Ziel kann sich verändern oder mit dem Erreichen des Ziels tauchen neue Aufgaben auf (z.B. kann nach der Vermittlung einer Wohnung die Erhaltung der Wohnung zum neuen Ziel werden). Da die Problemlagen komplex sind, werden nicht nur im Bereich der Wohnungsversorgung, sondern auch in den anderen Dimensionen (Gesundheit, Arbeit, Partnerschaft etc.) Probleme erwartet, deren Lösung als (Teil-)Erfolg zu bewerten ist. Es gibt unterschiedliche Ebenen: klar definierte Aufträge der Klientin liefern relativ einfache Zielkriterien; schwieriger ist es, wenn tiefer liegende Probleme z.B. auf psychischer Ebene erkennbar werden und hier Ziele definiert werden sollen. Zudem kann der Weg zum Ziel werden, z.B. wenn erst einmal über eine Stabilisierung und einen Beziehungsaufbau die Voraussetzungen geschaffen werden müssen, damit weitere Ziele angegangen werden können. Die Heterogenität der Klientel lässt eine Fülle unterschiedlichster Zielkonkretisierungen erwarten und da das Angebot niedrigschwellig ist, gibt es keinen Anspruch, zu einem Arbeitsbündnis zwischen Klientin und Beraterin als Ausgangspunkt des Beratungsprozesses zu gelangen, in dem ein Ziel für den Beratungsprozess formuliert wird. Und schließlich wird es Ziele geben, die zwar formuliert werden können, deren Erreichen aber nicht im Rahmen der Möglichkeiten der Fachberatungsstelle liegen, so dass der Wechsel in ein anderes Hilfesystem fallbezogen ein Erfolg ist.

Wir haben uns entschieden, eine Vielfalt von Zieldefinitionen zuzulassen und für jeden Einzelfall die subjektiven Wünsche der Klientin und die objektive, fachlich begründete Problem- und Zielformulierung der Beraterin aufzunehmen.

Das Vorgehen: Verlaufsdocumentationen und Bilanzierungsrunden

Material für die Definition von Zielen und die Bewertung des Erfolges liefern die Verlaufsdocumentationen, die für $n = 61$ Frauen mit Beratungskontakten vorliegen (drei Beratungskontakte wurden nicht dokumentiert; nicht dokumentiert wurden auch Frauen, die ausschließlich den offenen Bereich nutzten; s. Kap. 4.1). Sie halten die Veränderungen in der Situation der Klientin in unterschiedlichen Bereichen (Wohnen, soziale Beziehungen/Partnerschaft, Kinder, ökonomische Situation, Ausbildung/Arbeit, Gesundheit, Suchtprobleme, Alltag, Interaktionsauffälligkeiten – das Eintragungsschema ist im

Anhang wiedergegeben) fest, und zwar im einzelnen die Wünsche und Aufträge der Klientin und die entsprechenden Aktivitäten der Fachberatungsstelle. Jeder Kontakt wurde eingetragen. Diesen Verlaufsdocumentationen wurden regelmäßigen Auswertungsrunden, in denen eine (Zwischen-)Bilanz gezogen wurde, zugrunde gelegt. Der Verlauf wurde diskutiert und bewertet unter den Fragen:

- Was ist das für eine Frau? (nur bei der für den konkreten Fall ersten Auswertungsrunde)
- Was ist das Problem, wie kann der Erfolg, das Ziel definiert werden? Welches Ziel hat vermutlich die Klientin, welches formuliert die Beraterin aus ihrer Sicht?
- Wie ist der Kontakt einzuschätzen, was wird genutzt? Wie stabil ist der Kontakt? Was ist möglich, was ist nicht möglich? Wird die Klientin wiederkommen? Welche Dynamik hat die Hilfebeziehung?
- Wie ist der Erfolg zu bewerten? Was ist der weitere Bedarf?

Gruppierung nach Mustern der Kontaktgestaltung

Die Verlaufsdocumentationen bilden sehr heterogene Kontaktverläufe ab. Da die Art, wie die Klientinnen den Kontakt zur Fachberatungsstelle halten, für die Überlegungen zentral ist, entschieden wir, unterschiedliche ‚Typen‘ von Kontaktverläufen zusammenzufassen, um fallübergreifend allgemeinere Erfolgsbedingungen zu diskutieren und den Erfolg einzuschätzen.

Vier Muster wurden unterschieden:

1. Frauen mit einem klaren Ziel, die eine kurze, u.U. sehr intensive Beratungsphase durchliefen, überwiegend beendet dadurch, dass das Anliegen erfüllt oder sie an eine andere Einrichtung verwiesen worden,
2. Frauen, bei denen erst über eine kontinuierliche Nutzung des offenen Bereichs oder, als Einstieg, über eine praktische Hilfe ein stabiler Kontakt hergestellt wurde und die sich dann für weitere Beratung öffneten,
3. eine Gruppe heterogener Frauen, die gemeinsam haben, dass ein intensiver Kontakt über einen langen Zeitraum bestand,
4. Frauen, die den Kontakt abbrachen und zu denen sich eine verlässliche Hilfebeziehung nur schwer herstellen ließ.

Mit dem Vorgehen, in Bilanzierungsrunden den aktuellen Stand der Entwicklung der Klientin und der Hilfebeziehung zu bewerten, wurde dem Umstand Rechnung getragen, dass die Kontaktverläufe ‚rechts offen‘ sind (s. Kap. 4, Einleitung). Das heisst aber auch, dass die Zuordnung einer Klientin zu einem Muster nicht ein für alle Mal feststehen muss. Aus einem kurzen oder einem erst langsam im offenen Bereich hergestellten Kontakt kann sich eine intensive Betreuung über einen langen Zeitraum entwickeln oder eine Klientin, die den Kontakt abgebrochen hatte, nimmt ihn wieder auf. Diese

Veränderungen entsprechen den Veränderungen im Lebenslauf der Klientin. So sind die Muster weniger als Personenmerkmale zu verstehen, sondern als Abbilder bestimmter Aspekte der Kontaktgestaltung – ein pragmatischer Kontakt, ein langsamer Aufbau von Vertrauen, die Hilfe als Dauerzustand oder ein problematischer und missglückter Kontakt -, die im Verlauf in bestimmten Kombinationen in einander übergehen können.

Die Einteilung erwies sich insofern als befriedigend, als der in der qualitativen Forschung als Gütekriterium für eine ausreichend große Stichprobe bzw. für ein ausreichend gutes Klassifizierungssystem bekannte Saturierungseffekt eintrat: neu hinzukommende Verläufe konnten einem der vier Muster – eventuell mit Mischformen – zugeordnet werden.

Auch inhaltlich hat diese Lösung Vorzüge: Zum einen betont sie die wichtige Rolle, die bei niedrighwelligen Angeboten dem Kontaktverhalten der Klientinnen zukommt. Zum zweiten unterscheiden sich die vier Muster auch in der Komplexität der Zieldefinitionen und korrespondieren mit bestimmten Belastungslagen der Klientinnen (ohne dass sich die Muster der Kontakte und die Belastungslagen vollständig decken): Frauen mit Suchtproblemen z.B. nutzten länger den offenen Bereich und definierten sich länger nicht als beratungsbedürftig (Muster 2). Insbesondere bei Frauen mit starken psychischen Problemen war es schwierig, eine Hilfeebene zu finden und der Kontakt brach häufig ab (Muster 4). Der Vorteil besteht nun darin, dass sich die Einteilung auf formale Kriterien stützt und so nicht das Problem der Bewertung lösen muss, das eine Einteilung nach Problemlagen der Klientinnen mit sich bringt, nämlich z.B. beurteilen zu müssen, ob eine Klientin in einer psychischen Verfassung ist, die als ‚psychische Erkrankung‘ zu gelten hat, oder ob und in welchem Maß sie Suchtprobleme hat.

Einige Fälle (n=7) wurden nicht eingeordnet, da sie im Rahmen der Arbeit eher einen Sonderfall darstellen: eine akute psychiatrische Unterbringung bei einer Klientin mit gesetzlicher Betreuung als Krisenintervention fällt beispielsweise in der Regel nicht in den Arbeitsbereich der Fachberatungsstelle. Weggelassen wurden auch die Fälle, in denen sich wohnungslose Frauen wegen eines Umzugs in eine andere Stadt an die Fachberatungsstelle wandten, oder in denen durchreisende wohnungslose Frauen mit dem Anliegen einer Kostenerstattung (Reparatur Wohnwagen, Fahrkarte) kamen.

Für diese vier Muster der Kontaktgestaltung werden im Folgenden die Leitfragen der Bilanzierungsrunden durchgegangen.

4.3.2 Muster 1: Kurze, erfolgreiche Kontakte

Diese relativ kurzen Kontakte umfassten zwischen ein und neun Beratungskontakte in einem Zeitraum von in der Regel nicht mehr als einem Monat. Diese Kürze des Zeitrahmens sagt nichts aus über die Intensität des Kontakts: Es sind auch intensive Betreuungen hier zu finden. Zweites Einordnungskriterium dieser kurzen Kontakte war eine Beendigung, weil das Anliegen sowohl zur Zufriedenheit der Klientin als auch der Beraterin erfüllt war. Überwiegend sind die Aufträge klar und nach dem Abarbeiten des Auftrags kommen die Klientinnen nicht wieder. Unter Muster 4 werden einige ebenfalls kurze Kontaktverläufe dargestellt, die nicht erfolgreich verliefen und trotz weiter bestehendem, z.T. sogar dringlichem Bedarf abgebrochen wurden.

Die meisten Kontaktverläufe sind kurz und erfolgreich. Im Einzelnen lassen sich mehrere Aufgabenfelder mit ihren Akzentsetzungen und Erfolgchancen unterscheiden, die bezogen auf die Zielerreichung jeweils getrennt diskutiert werden sollten. Als drei hauptsächliche Aufgabenfelder haben wir unterschieden:

- A Übergang in Wohnen: Wohnungssuche bei ungesicherter Wohnsituation
- B Sicherung einer Wohnung und Stabilisieren des Wohnens
- C Verbleib in ungesichertem Wohnen, Kontakt wegen anderer Notlagen

Auf Frauen, die vor einem gewalttätigen Partner fliehen wollen oder geflohen sind, wird gesondert eingegangen, da hier die Kooperation mit den Frauenhäusern eine besondere Rolle spielt.

A1 Übergang in Wohnen: Wohnungssuche bei ungesicherter oder unzureichender Wohnsituation

Das klare und eindeutige Anliegen der Frauen war es, einen Ausweg aus einer unzureichenden Wohnsituation zu finden – häufig verbunden mit einer Vielzahl weiterer notwendiger Klärungen (v.a. der ökonomischen Situation).

- Was für Frauen sind das?

Die 14 Frauen, deren Wunsch, eine Wohnung zu finden, in kurzer Zeit bearbeitet werden konnte, haben vielfältige Vorgeschichten: Die Frauen waren wohnungslos nach Auslands- oder Klinikaufenthalten, nach einer Kündigung oder nach dem Auszug aus einer gemeinsamen Wohnung mit dem Partner. Viele hatten zur Überbrückung bei Bekannten oder Freundinnen Unterschlupf gefunden, konnten aber nicht länger bleiben, andere machten Platte oder lebten in Obdachlosenheimen und Notunterkünften. Die finanzielle Situation von allen war schlecht (Arbeitslosigkeit, Arbeits- bzw. Erwerbsunfähigkeit, kein geregeltes Einkommen, Gelegenheitsarbeiten). Nur bei wenigen Frauen sind psychische oder Kommunikationsprobleme und bei keiner Suchtprobleme erwähnt.

Tabelle 8: Überblick über die soziale und Wohnsituation im Entwicklungsverlauf:

	Alter	Wohnsituation	Partnerschaftssituation	Sonstige beratungsrelevante Themen
SH	30-40 J.	Obdachlosenheim (erhält Wohnung)	Verheiratet	Arbeitslos, überschuldet, Kindergartenplatz
CN	30-40 J.	Wohnungslos, wohnt bei Bekannten (erhält Wohnung)	Alleinstehend	Gesundheitsprobleme, Klärung ökonom. Situation
MM	30-40 J.	Wohnungslos nach Auslandsaufenthalt, wohnt bei Bekannten (verlässt Deutschland wieder, eigener Wunsch)	Getrennt lebend	Kein geregeltes Einkommen, will ins Ausland zurück
RT	20-30 J.	Wohnungslos nach Entlassung aus Psychiatrie, wohnt bei Freundin	Unbekannt	Psychisch labil
IL	30-40 J.	Wohnungslos nach Trennung von Partner und Auszug aus gemeinsamer Wohnung, wohnt bei Bekannten (erhält Wohnung)	Trennung	Sorgerechtsfragen, Klärung ökonom. Situation
AU	20-30 J.	Wohnungslos nach Trennung von Partner und Auszug aus gemeinsamer Wohnung, wohnt bei Bekannten (unbekannt, ob Wohnung erhalten)	Trennung, neue Partnerschaft	Klärung ökonom. Situation
TD 2	20-30 J.	Gekündigtes Mietverhältnis (erhält Wohnung)	Alleinstehend	Psych. Erkrankung, hat gesetzliche Betreuung, Klärung Kautions
XX	30-40 J.	Wohnungslos wegen Kündigung (unbekannt, ob Wohnung erhalten)	Unbekannt	Klärung ökonom. Situation
UU	30-40 J.	Muss wegen Problemen mit Hauptmieterin Wohnung aufgeben (auf eigenen Wunsch im Obdachlosenheim aufgenommen)	Alleinstehend	Keine weiteren Themen
OD	20-30 J.	Wohnt bei Freundin, will in Obdachlosenheim (in Obdachlosenheim aufgenommen)	Alleinstehend	Keine weiteren Themen
OX 2	< 20 J.	Eigene Wohnung, schwanger, braucht größere Wohnung (unbekannt, ob Wohnung erhalten)	Alleinstehend	Arbeitslos
Sonderfall: Die Klientin kehrt wieder				
UP	< 20 J.	Lebt nach Trennung von Partnern bei Bekannten in Wagen mit, Wohnungssuche, bei 2. Kontakt: lebt bei Bekanntem mit, Wohnungsverlust, Wohnungssuche, 3. Kontakt: aktuell Wohnmöglichkeit gefunden.	Alleinstehend	Ökonom. Existenz ist zu klären, Suche nach Ausbildungsplatz
Sonderfälle: Erfolg ungewiss				
JU2	40-50 J.	Wohnt beim Partner, muss ausziehen, da Partner neue Freundin hat (Vermittlung an SPD)	In Trennung	Endogene Psychose
JX	50-60 J.	Obdachlosenheim (Vermittlung Wohnungssicherung)	Lebt mit Tochter zusammen	Psychische Probleme, Kommunikationsprobleme

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Aus der Perspektive der Klientin und aus der Perspektive der Beraterin ging es vor allem darum, eine Wohnung zu finden. Doch dieses Ziel war nicht voraussetzungslos: Häufig war die Klärung der Mietzahlungen bzw. der Kautions damit verbunden, so dass die Situation in einem umfassenderen Sinn regelungsbedürftig war.

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

Das Ziel des Kontaktes war - mehr oder weniger umfassend – klar formuliert und die Kontakte sind entsprechend mehr oder weniger umfangreich. Auch waren die Klientinnen in unterschiedlichem Maß auf Unterstützung bei der Wohnungssuche angewiesen: während einige Frauen nur Informationen über Möglichkeiten der Wohnungssuche, Unterkünfte, Kostenübernahme und zuständige Stellen wollten, bestand bei anderen ein größerer Bedarf an Stützung und Begleitung. Und während es bei einigen reichte, sie an zuständige Stellen weiter zu vermitteln, mussten bei anderen erst Hemmschwellen überwunden und die unterschiedlichen Hilfen koordiniert werden. Die Barrieren, die aus gesellschaftlicher Diskriminierung erwachsen und die einer ganz normalen Inanspruchnahme sozialer Dienste entgegenstehen, wurden in Kap. 3.2 dargestellt. Je höher die Barrieren sind, desto intensiver und länger ist die Begleitung auch innerhalb dieses Musters kurzer Kontakte. Auch bei der Vermittlung an Institutionen, deren Aufgabe die professionelle Hilfe in Notlagen ist, kommt dem ersten Kontakt zu einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe, die Kenntnis von und Verständnis für die Situation wohnungsloser Menschen hat und von der eine erneute Stigmatisierung nicht erwartet wird, eine große Bedeutung zu. Entsprechend war der Beratungsbedarf bei einigen Frauen abgedeckt, wenn sie, versorgt mit Informationen, sich selbst weiter helfen konnten, während andere den Kontakt solange hielten, bis sie in eine Wohnung eingezogen sind oder eine anderweitige stabile Bleibe gefunden hatten.

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

Nicht bei allen Frauen ist der Verbleib bekannt, insbesondere bei denen nicht, die nur Informationen oder eine Vermittlung z.B. zum Wohnungsamt wollten und die sich selbst zu helfen wussten (Frau XX, Frau AU, Frau OX2). In vier Fällen lässt sich der Erfolg festhalten, dass eine Wohnung bezogen wurde und alle damit zusammenhängenden Fragen von Mietzahlungen, Kautions und Umzug geklärt werden konnten; für zwei Frauen (Frau UU, Frau OD) wurde auf Wunsch eine vorläufige Lösung in einem Obdachlosenheim gefunden. Bezogen auf die ökonomische Situation wurden die entsprechenden Schritte eingeleitet, die zur Regulierung der Schulden, zum Bezug von (ergänzender) Sozialhilfe, zur Existenzsicherung im Ausland, aber auch zum Finden einer Arbeitsstelle (Bewerbungen) etc. führten. Diese Maßnahmen haben z.T. schon während des kurzen Zeitraumes des Kontaktes gegriffen, z.T. brauchen sie einen längeren Atem. Für alle Frauen wurden weitere Hilfen (insbesondere Schuldnerberatung, Wohnungsamt) erschlossen.

Ein Sonderfall: Eine Klientin, die wiederkehrt

Frau UP hatte mehrere kurze Kontakte und kam zweimal nach mehrmonatigen Pausen wieder in Fachberatungsstelle. Sie kam in allen drei Phasen – jeweils von Aufenthalten bei ihren Eltern in einer anderen Stadt unterbrochen – mit klaren Anliegen in die Fachberatungsstelle, die sich auf die Bereiche Wohnen, finanzielle Sicherung und Ausbildung bezogen. Der Kontakt mit Frau UP konnte jeweils da wieder aufgenommen werden, wo er wegen der Abwesenheit pausiert hatte, die Fragen konnten aufgegriffen und neu angegangen werden. Für Frau UP ist die Fachberatungsstelle ein Teil ihrer Infrastruktur, die bei Bedarf mobilisierbar ist und die ihr, wie sie sagt, „*atmosphärisch gut gefällt*“. Wenn sie keinen konkreten Bedarf hat – eine problemorientierte Beratung möchte sie nicht – kommt sie nicht und aktiviert die Ressourcen dann wieder, wenn neue Fragen auftauchen. Auch bei Frau UP ist die Arbeit als erfolgreich zu bewerten sowohl bezogen auf die konkreten Ziele als auch bezogen darauf, dass die Fachberatungsstelle zu einer verlässlichen Ressource geworden ist.

Zwei Sonderfälle: Wurde die Vermittlung genutzt?

Bei zwei Frauen leben ebenfalls in ungesicherten Situationen – eine lebt in einem Obdachlosenheim, die andere bei dem Partner -, die sie beide als unerträglich bezeichnen. Beide suchen eine Wohnung, dennoch ist das Ziel weniger klar als bei den anderen Frauen, die eine Wohnung suchen. Bei Frau JX stuft die Beraterin die Beratungssituation als schwierig ein, insbesondere ist nicht zu klären, was an der Unterkunft im Obdachlosenheim unerträglich ist. Frau JU2 berichtet von einer endogenen Psychose. Bei beiden ist der Kontakt kurz; beendet wird er durch eine Vermittlung, einmal zum sozialpsychiatrischen Dienst, das andere Mal zur Wohnungssicherung. Die Vermittlung in diesen beiden Fällen kann – anders als sonst – nicht eindeutig als Erfolg eingestuft werden, da nicht klar ist, ob die beiden Frauen dort jeweils ankommen und sich dort helfen lassen. Er sollte hier als offen eingestuft werden.

A2 Frauen, die vor einem gewalttätigen Partner fliehen wollen oder geflohen sind

Bei diesen kurzen Kontaktverläufen kamen Frauen in verschiedenen Stadien der Flucht vor dem Partner: Drei Frauen lebten noch bei dem Partner und überlegten oder bereiteten den Auszug vor. Drei weitere Frauen hatten den Partner gerade verlassen bzw. waren rausgeschmissen worden und waren nun notdürftig bei Bekannten untergekommen. Drei weitere waren bereits im Frauenhaus. Die Anliegen der Frauen waren einerseits klar auf die Sicherung der Existenz gerichtet, auf der anderen Seite war gerade dies klare Anliegen nicht immer ganz eindeutig, sondern mit jenen Ambivalenzen behaftet, die in Gewaltbeziehungen oft zu beobachten ist: Es ist in bestimmten Fällen gerade ein Merkmal der Dynamik von Misshandlungsbeziehungen, dass Frauen eine Bindung an ihren Peiniger entwickeln (s. Kap.4.3.6.).

- Was für Frauen sind das?

Im Vordergrund stand jeweils die Krisenintervention als Beschaffung von Schutz und Unterkunft und als vor allem technische Regelung des neuen Alltags. Andere Probleme waren nicht Thema – auch wenn weitere Belastungen erkennbar waren. Die Vorgeschichte der Frauen war ähnlich; einige Frauen hatten außer der Gewalt in der Partnerschaft schon früher in ihrem Leben Gewalt erfahren. Die Frauen selbst waren aber sehr unterschiedlich, was ihre Orientierungen z.B. an Normalität angeht (im Sinne der normalitätsorientierten Frauen bei Geiger/Steinert 1994). Psychische Probleme wurden durchaus genannt, aber diese sind im Zusammenhang mit den (bzw. früheren) Gewaltbeziehungen zu sehen. Zugleich waren alle Frauen kompetent, z.T. entwickelten sie einen planenden Zugang zu Lösungen, trauten sich zu, selbst für sich und ihr Unterkommen zu sorgen, fragten dort um Hilfe, wo ihnen z.B. Informationen fehlten, und nutzten die Informationen anschließend auch.

Tabelle 9: Überblick über die soziale und Wohnsituation im Entwicklungsverlauf:

	Alter	Wohnsituation	Partnerschaftssituation	Sonstige beratungsrelevante Themen
DF	20-30 J.	Lebt noch bei ihrem Partner (Verbleib: Frauenhaus)	Verheiratet, Kinder, will sich trennen, das führt zu Gewalttätigkeiten seitens des Partners	Keine
ER	30-40 J.	Gewalttätiger Partner macht Wohnung unbewohnbar (kommt bei Bekannten unter)	Verheiratet, Kinder, in Trennung	Keine
II2	30-40 J.	Will nach Klinikaufenthalt nicht zu Partner zurück (wohnt bei Freundin)	Feste Partnerschaft, in Trennung	Psychische Probleme aufgrund von Gewalterfahrungen in der Kindheit
EU	30-40 J.	Erst Klinik, dann Frauenhaus, dann Notunterkunft (Verbleib: Frauenhaus in anderer Stadt)	Nach Trennung alleinstehend	Materielle Situation ist zu klären, psych. Probleme
UT	30-40 J.	Wohnungslos nach Rausschmiss durch Partner (Verbleib: Frauenhaus)	Nach Trennung alleinstehend	Keine
PX	20-30 J.	Nach Flucht vor gewalttätigem Partner bei Bekannten untergekommen (Verbleib: Frauenhaus)	Nach Trennung alleinstehend	Keine
OU	<20 J.	Mit Mutter im Frauenhaus, anschließend bei Freundin untergekommen (Verbleib: Frauenhaus in anderer Stadt)	Alleinstehend	Keine
UX	< 20 J.	Aus Frauenhaus in anderer Stadt, kommt bei Bekannten unter (Verbleib: lebt bei Verwandten in Freiburg)	Alleinstehend	Keine
XE	30-40 J.	Lebt in Frauenhaus, Wohnungssuche (Verbleib: Vermittlung in Landkreis)	Alleinstehend	Keine

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Aus der Perspektive der Klientin und der Beraterin ging es langfristig darum, ein unabhängiges Leben, geschützt vor Gewalt in einer eignen Wohnung leben zu können. Die Aufgabe der Fachberatungsstelle in dem Hilfesystem deckt dabei nur einen Teil des Weges zu dem langfristigen Ziel ab. Je nachdem, wann die Frau kam, stand anderes im Vordergrund: Bei denen, die noch beim Partner lebten, ging es primär darum, rasch die Unterkunftssituation abzusichern - auch als Voraussetzung, damit die Frauen den Schritt der Trennung tatsächlich gehen können (Frau DF, Frau ER und Frau II2). Für die Frauen, die bereits wohnungslos waren, ging es ebenfalls um eine Absicherung, aber mit einer längeren Perspektive von Begleitung, wofür ein Frauenhaus der richtige Ort ist. Hier war das Ziel für die Beratungsstelle die Vermittlung in ein Frauenhaus (Frau EU, Frau UT und Frau PX). Für diejenigen, die bereits im Frauenhaus waren (Frau OU, Frau UX und Frau XE), ging es darum, entweder einen Wechsel in ein anderes Frauenhaus (in einer anderen Stadt) zu organisieren oder eine längerfristige Wohnperspektive zu finden.

Für die Klientinnen, die psychisch labil waren oder die zwischen Bleiben und Gehen schwankten, war eine Stabilisierung und die Festigung des Entschlusses zum selbständigen Leben ein weiteres Ziel. Gemeinsam war allen Kontaktverläufen, dass anderen Zielen, z.B. Zielen bezogen auf die materielle Situation oder Versorgungsaspekte, eine Bedeutung nur insofern zukam, als sie im Zusammenhang mit der Neuregelung des Alltags nach der Flucht aus einer Gewaltbeziehung standen.

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

Alle Kontakte haben eine starke praktische und pragmatische Ebene. Frau EU und Frau DF z.B. wollten vor allem formale Dinge klären. Erst in weiteren Kontakten wurde mehr von der zweiten Ebene, von starkem psychischem Druck, von psychischer Labilität in die Beratungssituation eingebracht. Verständlich ist die starke pragmatische Komponente der Beratung daraus, dass eine Stabilisierung und die Sicherung des Überlebens Vorrang haben. Die Kontakte beschränkten sich so im Wesentlichen auf die Krisenintervention, auf die Regelung der technischen und organisatorischen Erfordernisse im Zusammenhang mit der Flucht (z.B. Meldeadresse, Sozialhilfe) und Weitervermittlung. Mehrere Frauen gingen in Frauenhäuser, die ein Übergangswohnen mitsamt Begleitung anbieten. Andere wollten nicht in ein Frauenhaus, waren privat untergekommen und waren so kompetent, dass sie mit den Informationen, die sie erhielten, selbst weitere Schritte der Wohnungssuche in die Wege leiteten.

Beendet wurden die Kontakte mit einer erfolgreichen Weitervermittlung bzw. damit, dass die Klientin signalisierte, dass kein weiterer Informationsbedarf besteht.

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

Die drei Frauen in der akuten Trennungssituation haben ihren Plan umgesetzt und sich vom Partner getrennt. Sie wurden ebenso wie die nach der Trennung wohnungslosen Frauen in eine sichere – wenn auch vorübergehende Wohnmöglichkeit vermittelt bzw.

haben sie sich selbst gesucht und bekamen die Informationen, die sie brauchten und auch nutzen konnten. Sofern sie dies wollten, waren die Frauenhäuser die richtige Adresse.

Damit ist die Arbeit der Fachberatungsstelle – im Rahmen ihrer Zuständigkeit - als erfolgreich anzusehen. Langfristig besteht ein weiterer Bedarf an Stabilisierung und an Stärkung darin, selbständig zu leben.

B Sicherung und Stabilisieren des Wohnens

Im Vordergrund stand ein umrissenes Anliegen, das sich überwiegend auf einen bzw. zwei Bereiche beschränkte - vor allem auf die Sicherung der finanziellen Existenz und damit verbunden eine Sicherung der eigenen Wohnung.

- Was für Frauen sind das?

Elf Frauen hatten eine eigene Wohnung, einige davon nach einer längeren Phase von Wohnungs- oder Obdachlosigkeit und mit einer immer noch vorhandenen Bindung an die Wohnungslosen-Szene. Gemeinsam haben alle eine äußerst prekäre finanzielle Situation, die bei den meisten auch aktueller Beratungsanlass war. Da z.T. der Sozialhilfebezug noch zu klären war, lebten einige sogar noch unter der Armutsgrenze. Eine psychische Krankheit oder Labilität oder eine psychische Belastung, die das Halten einer eigenen Wohnung erschwerte, oder eine schwierige Kommunikation in der Beratung wurde bei drei Frauen und Suchtprobleme bei einer Frau vermerkt.

Tabelle 10: Überblick über die soziale und Wohnsituation im Entwicklungsverlauf:

	Alter	Wohnsituation	Partnerschaftssituation	Sonstige beratungsrelevante Themen
CO	30-40 J.	Drohender Wohnungsverlust wegen Mietschulden	Unbekannt	Kein Thema
IU	40-50 J.	Drohender Wohnungsverlust: Hohe Mietbelastung und Armut	Unbekannt	Arbeitslos
XY	40-50 J.	Drohender Wohnungsverlust, da Sozialhilfe nicht läuft	Alleinstehend	Psychisch labil, arbeitsunfähig, ökonom. Situation dringend zu klären
GP	30-40 J.	Drohender Wohnungsverlust (lange Vorgeschichte: Platte)	Alleinstehend	Psychisch krank, in Krise völlig überschuldet
MG	20-30 J.	Eigenes überteuertes Zimmer (lange Vorgeschichte Wohnungslosenszene); drohender Wohnungsverlust	Unbekannt	Sucht Ausbildungsplatz, Zuständigkeitsprobleme BA-FöG- Sozialhilfe
TN 2	30-40 J.	Eigene Wohnung	Alleinerziehend, Kinder leben bei ihr	Völlig überschuldet, Pfändung
XN	40-50 J.	Überteuerte Wohnung	Unbekannt	Klärung ökonom. Situation
JU	30-40 J.	Eigene Wohnung	Alleinstehend	Erträgt Alleinleben nicht, arbeitslos, möchte wegziehen aus Freiburg
TU	20-30 J.	Drohender Wohnungsverlust, da immer wieder Obdachlose in Wohnung aufgenommen	Alleinstehend, enge Bindung an Szene	Arbeitslos, keine Ausbildung, Klärung ökonom. Situation
KD	30-40 J.	Eigenes, sehr einfaches Zimmer	Feste Partnerschaft	Arbeitslos, keine Ausbildung, Klärung ökonom. Situation
UI	30-40 J.	Eigene Wohnung	Alleinstehend	Psychisch krank, Klärung ökonom. Situation und Unterstützung bei Arbeitssuche

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Aus der Perspektive der Klientin war das vorrangige Ziel die Abwendung einer Notlage, die meistens bereits eine lange Vorgeschichte hat, die aber eine krisenhafte Zuspitzung erfuhr und nun professionelle Hilfe verlangte. Es handelte sich überwiegend um eine ökonomische Notlage, die den Verlust der eigenen Wohnung nach sich zu ziehen drohte (bzw. eine Zuständigkeitsfrage bezogen auf die Sicherstellung der Mietzahlung zwischen BAFöG und Sozialhilfe). Neben den finanziellen Gründen für den Verlust der Wohnung war die Unerträglichkeit des Alleinlebens (Frau JU) und die Schwierigkeit, Freunde aus der Wohnungslosenszene abzuweisen und ihnen die eigene Wohnung zu verschließen, Grund für den drohenden Wohnungsverlust (Frau TU). Bei Frau KD und

Frau UI war die unzureichende Wohnsituation verbunden mit einer unzureichenden sozialen Integration über Ausbildung und Arbeit. Die Ziele der Frauen richteten sich auf die Abwendung dieser komplexen Notlagen und auf die Sicherung eines befriedigenden und gesicherten Wohnens.

Aus der Perspektive der Beraterin war die Abwendung der aktuellen Bedrohung verbunden mit dem Ziel einer längerfristigen Stabilisierung. Dies gilt in besonderem Maße für die Frauen mit einer langen Vorgeschichte wohnungslosen Lebens.

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

In einigen Fällen hatte die Fachberatungsstelle vor allem die Funktion, einen Weg zu bahnen zu anderen Einrichtungen, die für die Notlagen zuständig sind. Dieser Weg kann darin bestehen, Informationen über Rechte und über die Arbeit anderer Stellen weiter zu geben, Hemmschwellen ihnen gegenüber abzubauen oder selbst Maßnahmen in die Wege zu leiten. Frau CO hatte z.B. Angst vor dem für sie zuständigen Amt; die Beraterin musste Vertrauen vermitteln, die Angelegenheit vorklären und sie beim ersten Kontakt dorthin begleiten. Involvierte Stellen sind im Wesentlichen das Sozial- und Jugendamt, der Arbeitslosentreff, das Amt für Wohnungssicherung, das Wohnungsamt (Wohnungsvermittlung), Gerichtsvollzieher. Der Kontakt – unabhängig davon, ob er kürzer oder länger ist – wird als stützend und unterstützend wahrgenommen.

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

Es gelang in einigen Fällen, eine akute Notlage abzuwenden: Der Wohnungsverlust konnte vermieden, die Überschuldung durch einen Kauf rückgängig gemacht, die Pfändung storniert, der Sozialhilfebezug geklärt werden. Hier ist teilweise wieder der Weg der Erfolg: Barrieren, Hilfe bei anderen Einrichtungen in Anspruch zu nehmen, konnten abgebaut und so das persönliche Hilfesystem der Klientinnen erweitert werden (z.B. um den Kontakt zum Arbeitslosentreff oder zu einem Club für psychisch kranke Menschen). Mit den Informationen, die sie erhalten haben, konnten die Klientinnen selbst ihre Rechte, was z.B. Sozialhilfebezug angeht, einfordern. Auch wurden Schritte zur langfristigen Stabilisierung initiiert, v.a. die berufliche Situation verändert und verbessert.

Bezogen auf die Frauen, die eine lange Vorgeschichte von wohnungslosem Leben haben, wird erkennbar, was bei den längeren Kontaktmustern noch deutlicher wird: Der Übergang in Wohnen ist in diesen Fällen nicht einfach nur eine Versorgungsfrage, sondern verlangt eine grundsätzliche Veränderung des Lebensstils und eine Ablösung aus dem gewohnten Umfeld.

Zunächst besteht kein weiterer Bedarf an Beratung in der Fachberatungsstelle – dies war gerade Merkmal dieser Kontaktverläufe. Aufgrund der erfolgreichen Bearbeitung der pragmatischen Anliegen ist zu erwarten, dass die Klientinnen in erneuten Krisensituationen wiederkommen werden.

C Verbleib in ungesichertem Wohnen, Kontakt wegen anderer Notlagen

Bei diesen kurzen Kontaktmustern geht es um andere Fragen, als um das Wohnen: um Gesundheit, um Arbeit und um Geld, entweder im Sinne praktischer Unterstützung oder um Informationen. Zwei Fälle von durchreisenden Frauen, die sich mit der Bitte um Kostenerstattung an die Fachberatungsstelle wandten, werden nicht aufgeführt.

Drei Frauen leben in unterschiedlichen Formen von ungesicherten Wohnverhältnissen. Gemeinsam haben sie, dass sie an dieser Wohnsituation nichts ändern wollen. Suchtprobleme sind bei einer Frau vermerkt, bei einer anderen ist die Verständigung schwierig.

Tabelle 11: Überblick über die soziale und Wohnsituation im Entwicklungsverlauf:

	Alter	Wohnsituation	Partnerschaftssituation	Sonstige beratungsrelevante Themen
OX	< 20 J.	Wohnt bei Bekannten	Unbekannt	Suchtprobleme, sucht Therapie
TE	40-50 J.	Obdachlosenheim	Alleinstehend	Arbeitssuche, ökonom. Situation zu klären, Kommunikationsprobleme
EX	20-30 J.	Lebt beim Partner ungesichert mit	Feste Partnerschaft, angespannte Situation	familiäre Probleme

Aus der Perspektive der Klientin ging es jeweils um konkret umrissene Aufträge. Bei den Kontakten war weder die psychische Situation, noch eine Veränderung der Wohnsituation Thema. Aus der Perspektive der Beraterin waren neben dem Erreichen der aktuellen Ziele der Beginn einer Vertrauensbeziehung und eine Stabilisierung als Ziele wichtig.

Die Kontakte waren pragmatisch; die Fachberatungsstelle wurde als eine Stelle genutzt, bei der es gerade möglich ist, ‚einfach nur so‘ sich Hilfe zu holen, ohne dass man mit einer Veränderungsforderung konfrontiert ist. Der Kontakt war beendet, wenn die gewünschte Unterstützung gewährt war und kann in einer späteren Situation wieder aufgenommen werden. Nur eine Frau nutzt den offenen Bereich (Frau EX).

Bezogen auf die Ebene der formulierten konkreten Anliegen war die Beratung erfolgreich: die Einweisung in eine Suchtklinik konnte trotz vorherigem Therapieabbruch geklärt werden und eine Stellenbewerbung war erfolgreich. Dies könnte die Frauen motivieren, bei erneuten Problemen wiederzukommen und hier anzuknüpfen.

4.3.3 Muster 2: Beziehungsaufbau im offenen Bereich und/oder über praktische Unterstützung als Voraussetzung für Beratung bei komplexen Bedarfslagen

Die Frauen dieser Gruppe lebten in komplexen Belastungssituationen, hatten aber eine z.T. explizite Distanz dazu, sich als beratungsbedürftig zu definieren, insbesondere wenn sich dies auf psychische Problemlagen erstreckt. Über Hilfen bei der Lösung praktischer Probleme und über eine Nutzung des offenen Bereichs (gesellige Kontakte

mit anderen Frauen, Wäsche waschen, duschen etc.) über einen längeren Zeitraum konnte ein stabiler Kontakt auf- und Misstrauen abgebaut werden. Auf dieser Basis war dann die wiederkehrende punktuelle und konkrete Inanspruchnahme von Beratung bei Krisen oder bei Alltags- oder Gesundheitsproblemen oder überhaupt erst das Benennen eines Hilfebedarfs möglich. Für zwei Substituierte steht die Nutzung der Versorgungsangebote im Zusammenhang mit der Strukturierung ihres Alltags, sie suchen insbesondere praktische Unterstützung.

Einige Frauen, bei denen sich ein langfristiger Betreuungsverlauf entwickelt hat (Muster 3), haben ebenfalls erst über eine längere Nutzung des offenen Bereichs eine Vertrauensbeziehung als Basis für eine tragfähige Begleitung hergestellt.

- Was für Frauen sind das?

Im Vordergrund des Kontaktes stand überwiegend die Wohnsituation, charakteristisch ist aber, dass weitere Probleme in anderen Bereichen damit verbunden waren. Diese tiefer liegenden Probleme waren verwoben mit den Schwierigkeiten, eine Wohnung zu bekommen und zu halten. Es handelt sich z.B. um Ängste, allein zu leben, Partnerabhängigkeit (Frau UO) und andere destruktive Partnerschaftskonflikte (Frau PO), um Depressionen (Frau TD, Frau CB) und andere psychische und gesundheitliche Probleme (Frau KD2, Frau UR). Am wenigsten Belastungen erwähnen die beiden substituierten Frauen (Frau CB, Frau GN). Vier der Klientinnen haben (aktuell oder in ihrer Vorgeschichte) Suchtprobleme. Bei drei der Frauen sind massive Gewalterfahrungen bekannt oder werden vermutet.

Tabelle 12: Überblick über die soziale und Wohnsituation im Entwicklungsverlauf:

	Alter	Wohnsituation	Partnerschaftssituation	Sonstige beratungsrelevante Themen
UO	30-40 J.	Lebt bei Bekanntem mit, Umzug in Obdachlosenheim	Alleinstehend, neue Partnerschaft und Krise	Angst vor Sorgerechtsentzug, Alltagsprobleme
TD	30-40 J.	Notunterkunft, zwischenzeitlich Psychiatrie, wieder Notunterkunft, Aufnahme in Obdachlosenheim	Alleinstehend	Psychische Erkrankung, Depressionen, Alkoholprobleme
UR	30-40 J.	Hat eigene Wohnung	Alleinstehend	Psychisch krank (gesetzl. Betreuung) Unterstützung bei Bewerbungen
PO	30-40 J.	Vorgeschichte Wohnungslosigkeit, eigene Wohnung mit Partner, plant Umzug in andere Stadt	Verheiratet, schwanger	Ausbildungssuche, Umzugsplanung
KD 2	30-40 J.	Platte, Notunterkunft	Alleinstehend	Gesundheitliche Probleme, Arbeitsaufnahme
TC	40-50 J.	Platte	Alleinstehend	Keine
GN	40-50 J.	(Erste Beratungsphase; Forts. siehe Gruppe 4) Nach stationärem Aufenthalt in Einrichtung nach § 72 eigene Wohnung mit Partner	Feste Partnerschaft	Substituiert, Arbeitsuche, Bewerbungen, Sorgerechtsfragen
CB	20-30 J.	Notunterkunft, lebt viel beim Partner mit, Wohnungssuche	Feste Beziehung	Substituiert, Alltagsprobleme

Fast alle Klientinnen waren für Beratungsprozesse nicht leicht erreichbar, wobei oft ein Wechsel zwischen Aggressivität und Depressionen oder ein forderndes Auftreten gegenüber den anderen Frauen Schwierigkeiten bereitete. Frau TD konnte nur verschlüsselt zum Ausdruck bringen, dass sie Hilfe bräuchte, und auch Frau PO war bemüht, Normalität aufrechtzuerhalten und zeigte ihre emotionalen Einbrüche zuerst nicht. Frau KD2 und Frau TC waren sehr zurückhaltend und erzählten wenig von sich. Probleme wurden eher beim Zusammentreffen mit anderen Frauen im offenen Bereich thematisiert, verbindlichere Gespräche mit den Beraterinnen wurden vermieden und eine Problematifizierung ihrer Situation abgelehnt (Bsp. Frau CB und Frau GN).

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Aus der Perspektive der Klientin war der wesentliche Teil des Kontaktes bestimmt von einer pragmatischen Institutionen-Nutzung: in der Einrichtung können sie andere Frauen treffen, ihre Versorgung organisieren und ihren Alltags aushaltbar machen. Die Stelle, so ist als Wunsch einer Klientin vermerkt, solle ‚einfach (und umfassend?) da sein‘. Hier schließen eine Reihe von pragmatischen Aufträgen an die Beraterin an: Neben der Unterstützung bei der Wohnungssuche, Klärung von Kautionsübernahmen und Informationen über die Notunterkunft, Hilfe bei Alltagsproblemen wie z.B. Vermittlung zum Arzt, Klärung von Problemen mit der Krankenversicherung, Auskunft über Ausbildungsmöglichkeiten, Ausstellen von Kleiderscheinen oder Impfgutscheinen für den Hund, Unterstützung bei Bewerbungen oder beim Antrag auf Hundesteuer oder beim

Umzug in eine andere Stadt, Klärung von Fragen des Sorgerechts oder der Aufenthaltsbestimmung. Ein Hilfe- oder Veränderungsbedarf bezogen auf tiefer liegende Belastungen – und damit ein Ziel auf einer weiteren Ebene - wurde, wenn überhaupt, erst geäußert, wenn eine Vertrauensbeziehung hergestellt war.

Aus der Perspektive der Beraterin waren die Ziele auf drei Ebenen formuliert: Erstes Ziel war die Lösung der praktischen Probleme, mit denen die Klientinnen in die Beratung kamen, zweites Ziel war das Herstellen eines kontinuierlichen Kontaktes, Aufbau von Vertrauen, Vermittlung von Sicherheit, Ruhe und Normalität, aber auch Klärung des eigentlichen Bedarfs. Dies ist die Voraussetzung für das dritte Ziel, das vor allem einer Stabilisierung von und für Wohnen dient, d.h. für die Verbesserung der psychischen und gesundheitlichen Situation, z.B. für die Befähigung, Distanz zum Partner zu gewinnen, Hilfe zu suchen und Schwächen zu zeigen etc..

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

Die Ausgangssituation ist dadurch gekennzeichnet, dass die Klientinnen komplexe, tiefer liegende Belastungen haben, die mit der Geschichte ihrer Wohnungslosigkeit eng verwoben sind, dass sie aber einen Hilfebedarf in dieser Hinsicht nicht äußern können oder wollen. Sie nutzten aber den offenen Bereich als praktisches Versorgungsangebot und als Möglichkeit für Gespräche und die Kompetenz der Beraterinnen bei der Lösung konkreter, praktischer Probleme. Gerade darüber konnte im Verlauf der Begleitung bei allen Klientinnen ein stabiler Kontakt hergestellt werden.

Die Dynamik der Beziehung lässt sich so beschreiben, dass eine längere Nutzung des offenen, niedrigschwelligen Bereichs es möglich machte, auf der Basis dieses stabilen Kontaktes zur Stelle auch punktuell Beratungsgespräche zu führen. Frau UO nahm beispielsweise Beratung bei erneuten Krisen wieder in Anspruch, konnte aber besser als vorher auch emotionale Alltagsprobleme mit der Beraterin ansprechen. Zum Teil konnten im Rahmen der offenen Arbeit mit den Frauen durchaus beratende Gespräche geführt werden, aber noch immer war die räumliche Schwelle, das Beratungszimmer selbst aufzusuchen, zu hoch. Frau CB und Frau GN blieben bei ihrer Beschränkung auf die praktische Nutzung von Unterstützungs- und Versorgungsangeboten. Bei Frau GN kam es aber in einer kritischen Situation zu einem Durchbruch, nach dem sich die Beratungsbeziehung noch einmal intensiviert (s. Beschreibung Muster 3).

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

Auf der Ebene der konkreten praktischen Unterstützung ist die Arbeit als erfolgreich anzusehen. Für alle Klientinnen konnte eine akzeptable Wohnungsversorgung erreicht und konnten Fragen der Ausbildung, Arbeit und finanziellen Situation geregelt werden. Die weiteren umrissenen Hilfen in den Bereichen Kinder bzw. Sorgerecht und Gesundheit haben ebenfalls zu einer Verbesserung der Situation der Klientinnen beigetragen.

Das zweite Ziel konnte ebenfalls erreicht werden: Ein Vertrauensverhältnis konnte hergestellt werden, über das jede Einzelne einen Schritt weiter gehen konnte in der Erschließung weiterer Unterstützung zur Veränderung grundsätzlicherer Problemlagen

und in der Öffnung gegenüber einer Beratung. Die Angebote im offenen Bereich und die auf die Lösung praktischer Probleme gerichteten Beratungskontakte bieten den Klientinnen einen Rahmen von Sicherheit, Schutz und Akzeptanz, der die grundsätzliche Voraussetzung hierfür darstellt. Die Fachberatungsstelle wurde zu einem verlässlichen Teil des persönlichen Unterstützungssystems und damit zu einer Ressource, die im praktischen Bedarfsfall genutzt oder die ausgebaut werden kann, indem ein vorher nicht zugestandener, weitergehender Hilfebedarf geäußert wird. Durch diese Sicherheit im Hintergrund kann z.B. Frau TD ihr aggressiv-forderndes Auftreten verändern und ihren Hilfebedarf benennen. Für Frau PO bietet das regelmäßige Nutzen des offenen Bereichs eine Stütze bei der Herstellung von Normalität; in diesem sicheren Rahmen kann sie die bedrohlichen, ihre Normalität bedrohenden Probleme mit den anderen Frauen ansprechen und Erfahrungen austauschen. Frau KD2 kommt zur Ruhe und erfährt die angesichts ihrer schwierigen gesundheitlichen Lage prioritäre Entlastung.

Der Erfolg auf der Ebene der tiefer liegenden Belastungen ist somit als vermittelt einzuschätzen: Es wurden mit der Stabilisierung und der Erweiterung der Ressourcen die Voraussetzungen geschaffen für Verbesserungen der Lebenssituation in diesen Bereichen, auf denen weiter aufgebaut werden muss. Für alle Klientinnen wurde ein Prozess eingeleitet, der neue Perspektiven eröffnet.

Die Klientinnen befinden sich in einer weitgehend stabilen Wohnsituation und die Existenz ist gesichert. Am Ende des Kontaktes besteht kein dringlicher Beratungsbedarf; einigen Frauen wurden neue Hilfen vermittelt. Perspektivisch wird weiterer Hilfebedarf bei erneuten Krisen notwendig werden; hier sind die Möglichkeiten, entsprechend Hilfe zu suchen, vorgebahnt und es ist davon auszugehen, dass die Klientinnen sich erneut an die Fachberatungsstelle wenden.

4.3.4 Muster 3: Lange Kontakte und stets neuer Bedarf bei komplexen Bedarfslagen

Der Kontakt wurde überwiegend durch andere Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe vermittelt. Die Frauen dieser Gruppe stehen in einem langen Kontakt zur Fachberatungsstelle. Sie kommen mit immer neu auftretenden Schwierigkeiten und Problemen, die im Zusammenhang mit der Wohnungsvermittlung und mit der Verhinderung einer erneuten Wohnungslosigkeit bedeutsam sind, ohne dass sie in jedem Fall an zugrunde liegenden Schwierigkeiten ansetzen und mehr als praktische Lösungen haben wollen.

- Was für Frauen sind das?

Die Frauen berichten Belastungen in weiteren Bereichen, nicht nur im Bereich des Wohnens. Die ökonomische und gesundheitliche Situation, psychisch und physisch, sind bei zwei Frauen prekär, zwei Frauen berichten Partnerschaftsprobleme. Das Leben mit Kindern und Sorgerechtsfragen sind beratungsrelevante Themen. Abgesehen von der Substitution einer Frau werden keine weiteren Suchtprobleme erwähnt.

Tabelle 13: Überblick über die soziale und Wohnsituation im Entwicklungsverlauf:

	Alter	Wohnsituation	Partnerschaftssituation	Sonstige beratungsrelevante Themen
CE	40-50 J.	Kündigung ihres Zimmers, Einzug beim Partner, Frauenhaus, eigene Wohnung	Trennung vom (gewalttätigen) Partner, dennoch zieht sie immer wieder zu ihm oder lässt ihn bei sich wohnen, Kinder	Sorgerechtsfragen, ökonom. Situation, Depressionen, gesundheitliche Probleme
IO	40-50 J.	Platte (seit mehreren Jahren), sucht Unterkunft in Obdachlosenheim, Einzug bei Bekannten	Alleinstehend	Schwierige Kommunikation, lehnt alle Veränderungen ab, psychisch auffällig (gesetzl. Betreuung)
II	30-40 J.	Wohnmobil, wohnt bei Bekannten mit, Wohnungssuche, eigene Wohnung, drohende Kündigung wegen Nachbarschaftsproblemen	Schwanger von festem Partner, unsichere Beziehung	Ökonom. Situation zu klären, Depressionen, Gewalt durch den Partner
PY	20-30 J.	Betreutes Wohnen in eigenem Wohnraum	Feste Partnerschaft, ein Kind in Pflegefamilie, ein Kind teilweise bei ihr	Substituiert, Drogenberatung, Therapie, Partnerschaftskonflikte, immer wieder finanzielle Krisen
CJ	40-50 J.	in stationärer Einrichtung nach §72, Wohnungssuche	Alleinstehend	Arbeitsuche, Kommunikation schwierig, psychisch auffällig
TN	30-40 J.	Eigene Wohnung	Alleinerziehend	Krisen wegen Schwierigkeiten mit Ämtern, Arbeitsprobleme
HD	> 60 J.	Pension, dann Obdachlosenheim, Wohnungssuche, betreutes Altenwohnen	Alleinstehend	Ökonom. Situation zu klären, Regelungsbedarf Umzug nach Freiburg
GN s. Gr. 3	40-50 J.	Nach stationärem Aufenthalt in Einrichtung nach §72 eigene Wohnung mit Partner, Auszug Partner: drohender Wohnungsverlust, da Wohnung zu groß	Feste Partnerschaft, Trennung, Kinder	Arbeitsuche, Bewerbungen; Sorgerechtsfragen

Die Frauen dieser Gruppe sind sehr unterschiedlich, was den persönlichen Hintergrund und die Kompetenzen, sich selbst Unterstützung zu organisieren angeht. Die Fähigkeit zum dauerhaften Kontakt mit der Fachberatungsstelle, aber auch die Notwendigkeit einer solchen langfristigen Begleitung ist ebenso unterschiedlich einzuschätzen wie der Nutzen und die Prognose (s.u.). Angesichts der Tatsache, dass diese Gruppe klein und in sich sehr heterogen ist, werden die Leitfragen der Erfolgsbemessung für alle Fälle einzeln durchgegangen.

Frau II, Frau TN, Frau GN: Intensive Nutzung des Hilfesystems beim Übergang in Wohnen und in einen neuen Lebensabschnitt

- Was für Frauen sind das?

Bei drei Frauen ist erkennbar, dass der Übergang in Wohnen einer intensiven Begleitung bedarf. Frau II hatte viele Jahre ohne festen Wohnsitz gelebt, auch Frau TN war eng gebunden an die Wohnungslosenszene. Beide sind an bestimmten Punkten mit dem Übergang in das Wohnen, das Frau II vollziehen möchte und Frau TN bereits vollzogen hat, überfordert. Für Frau II steht eine Klärung der schwierigen Partnerschaft an, Frau TN ist mit den finanziellen Aspekten des Wohnens völlig überfordert. Auch wenn sie überwiegend den Alltag mit ihren Kindern gut regeln kann, hat sie immer wieder Einbrüche, hat Angst vor Ämtern und will dann alles hinschmeißen, was auch die Wohnsituation wieder gefährdet. Frau GN (deren erste Kontaktphase dem Muster 2 folgte: Sie hatte sich nicht als beratungsbedürftig definiert, die Fachberatungsstelle gezielt als praktische und konkrete Unterstützung eingefordert und weitergehende Gespräche vermieden) war belastet von den schwierigen Seiten ihrer (Drogen-)Vergangenheit.

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Aus der Perspektive von Frau II war erstes Ziel, eine Wohnung zu finden und ihre Existenz mit einem Kind zu sichern, eine Fülle von Teilzielen schließen hier an, die mit der Regelung rechtlicher Ansprüche zu tun haben, aber auch mit der Klärung der Partnerschaft. Aus der Perspektive der Beraterin wurden dieselben Ziele formuliert, wobei allgemeiner das Ziel definiert wird, Kompetenzen auf der Beziehungsebene zu entwickeln und insbesondere das Setzen von Grenzen, was in der Verzahnung von Wohn- und Partnerschaftsgeschichte bedeutet: Jemanden nicht in die Wohnung aufnehmen. Generell ist vorrangiges Ziel, Frau II nach mehr als zehn Jahren gelebter Wohnungslosigkeit in der Entscheidung für eine Wohnung – eine Entscheidung für eine tief gehende Umgestaltung ihres Lebens, die sie ohne die Schwangerschaft nicht getroffen hätte und die sie zunächst in eine massive Depression stürzt – zu stabilisieren und einem erneuten Verlust der Wohnung vorzubeugen. Bei Frau TN stehen bei der Zieldefinition einerseits immer wieder konkrete Krisen an, bei denen die Fachberatungsstelle ‚Feuerwehr‘ spielen muss. Längerfristiges Ziel ist eine Stabilisierung – weg von der Szene – und eine Stärkung gegen die psychischen Einbrüche. Konkret geht es darum, sie in einem neuen Abschnitt intensiver zu begleiten und Perspektiven zu entwickeln zu einem Zeitpunkt, als sie das erste Mal eine feste Vollzeit-Arbeitsstelle in Aussicht hat, von der sie sich aber zunächst überfordert fühlt. Neben den in Muster 2 genannten konkreten Nahzielen rückte in der zweiten Phase aus der Perspektive von Frau GN das Ziel in den Vordergrund, ihre Situation weiter zu stabilisieren, wozu auch eine stärkere Aufarbeitung der Vergangenheit gehört. Sie erwägt, zu diesem Zweck eine Therapie zu machen. Aus der Perspektive der Beraterin wurden dieselben Ziele formuliert.

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

Bei allen drei Frauen entwickelte sich der Kontakt zu einer stabilen und vertrauensvollen Unterstützung (bei Frau GN mit einem krisenhaften Durchbruch, in der sie die Un-

terstützung der Beraterin erfuhr). Die Fachberatungsstelle wurde nicht als Vertretung staatlicher Kontrollinstanzen wahrgenommen, sondern als akzeptierende, mitunter sogar quasi-familiäre Unterstützung (vor allem auch durch andere Frauen im offenen Bereich). Anlässe, die Fachberatung aufzusuchen, gab es angesichts der Fülle der im Rahmen des Übergangs in eine neue Lebensform – das reguläre Wohnen, die Mutterschaft – oder bei den häufigen krisenhaften Einbrüchen zu regelnden Angelegenheiten genug. Das Wohnen von Frau II und Frau TN war immer wieder (von Kündigung) bedroht, z.B. dort, wo Frau II alte Lebensformen aufgriff, z.B. als sie sich von ihren Hunden nicht trennen wollte und als es Probleme mit ihrem Partner, der wieder bei ihr einzog, gab. Bei Frau TN ist der Begleitungsverlauf nicht abgeschlossen, da der Bedarf an Stabilisierung gerade in der Phase des Übergangs in eine regelmäßige Arbeit – was auch einhergeht mit einer Lösung von der Szene – noch eine Weile hoch bleiben und Frau TN weiter die Fachberatungsstelle nutzen wird.

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

Die vorrangigen Ziele wurden erreicht: Frau II wurde eine eigene Wohnung vermittelt, die Existenz gesichert. Der Kontaktverlauf zeigt aber auch deutlich, dass die Vermittlung einer Wohnung nur ein Teilaspekt der Arbeit ist; bei Frau II geht es darum, den Übergang in einen ganz neuen Lebensabschnitt zu begleiten, immer wieder neu zu stabilisieren und einem erneuten Verlust der Wohnung entgegen zu wirken. Während die pragmatisch-praktischen Ziele erreicht wurden, ist der langfristige Erfolg erst später zu beurteilen. Frau II hat sich weitere Hilfen selbst erschlossen und wird in Kontakt mit der Fachberatungsstelle bleiben. Auch bei Frau TN ist die Zwischenbilanz positiv: Auf der Basis der Vertrauensbeziehung kann die Fachberatungsstelle sowohl in konkreten Krisen als ‚Feuerwehr‘ einspringen, als auch langfristig bei einer Stabilisierung unterstützen. Auch bei Frau GN hat sich die Situation deutlich in den Bereichen Partnerschaft, Wohnen, Kinder, berufliche Perspektiven verbessert. Bei allen drei Frauen liegt ein weiterer Bedarf in der Stabilisierung des Wohnens und in den Kompetenzen, z.B. in Partnerschaften Grenzen zu setzen oder mit Krisen umzugehen. Der langfristige Erfolg wird von der Stabilisierung der gesamten Lebenssituation abhängen.

Frau PY, Frau CJ: Intensive Nutzung – der Kampf geht weiter

Bei zwei Frauen waren Problematiken verfestigt, die die Situation dauerhaft komplizierten und so einen hohen Begleitungsbedarf auf Dauer erzeugten: Bei Frau PY handelt es sich um eine langjährige und anhaltende Drogenkarriere, die immer wieder die Probleme Geld, Sorgerecht für die Kinder und Partnerschaftskonflikte (und die Verknüpfung von Wohn- und Partnerschaftsbiografie) zum Thema werden liess. Bei Frau CJ war die Kommunikation mit Ämtern, aber auch mit den anderen Frauen im offenen Bereich schwierig, sie wurde als aggressiv und konfrontativ eingestuft und ihre Einteilung der Welt in Gut und Böse erschwerte die Unterstützung.

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Ziel zu Beginn der Betreuung war auf beiden Seiten die Stabilisierung der Wohnsituation mitsamt der Klärung der anderen involvierten Bereiche (Geld, Partnerschaft, Sorgerecht) bei Frau PY, Vermittlung von Arbeit und Wohnen nach einem stationären Auf-

enthalt bei Frau CJ. Im weiteren Verlauf trat das Ziel bei Frau PY in den Hintergrund, da sie sich nicht im notwendigen Maß von den Drogen lösen konnte. In den Vordergrund traten ‚Feuerwehrfunktionen‘ bei der Abwendung akuter Notlagen und das Ziel, einen Klärungsprozess bezüglich der weiteren Perspektiven (insbesondere bezogen auf die Drogen- und Partnerabhängigkeit) einzuleiten. Aus Sicht der Beraterin verschob sich auch bei CJ das Ziel: Sie hätte gern die Barrieren auf Seiten von Frau CJ angesprochen, die einer Wohnungsvermittlung entgegenstanden: Zweimal konnte eine Wohnung vermittelt werden, einmal scheiterte der Mietvertrag, das andere Mal kam eine Kündigung nach einem Monat. Bei beiden trat ein Ziel in den Vordergrund, das nur langfristig zu erreichen ist und die weitere Lebenssituation der Klientinnen ist durch einen andauernden Kampf gekennzeichnet.

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

Bei Frau PY bestimmte letztlich die Drogenabhängigkeit die Dynamik des Kontaktverlaufs. Im komplexen Geflecht von Wohnen-Kind(er)-Partner-Geld-etc. tauchte immer neuer Regelungsbedarf – vor allem bei Verwaltungsanforderungen - auf und waren die Kontakte dicht (fast 50 Beratungen im Dokumentationszeitraum); zudem nutzte Frau PY den offenen Bereich. Frau CJ nutzt ebenfalls den offenen Bereich und begrenzte den Beratungskontakt auf konkret-praktische Anliegen; in der Beratung klammerte sie viele Bereiche aus und sprang zwischen einer eigenen Phantasiewelt und den konkreten Anliegen hin und her. Der Kontakt war stabil – aber nach Einschätzung der Beraterin um den Preis, dass die Beratung eingegrenzt und das langfristige Ziel, die eigenen Verhaltensoptionen zu erweitern, ausgeklammert wurde; die Beraterinnen vermuten, dass Frau CJ den Kontakt abrechnen würde, wenn sie in dieser Hinsicht die Anforderungen steigern würden. So gilt es weiter, ein Wohnumfeld zu finden, das unter den gegebenen Bedingungen tragfähig ist.

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

So wie das Muster der Klientinnen einen weiterhin andauernden Kampf zeigt, so lässt sich auch nur eine Zwischenbilanz ziehen. Bei Frau PY haben sich viele Aspekte des Lebens stabilisiert. Ein Erfolg der Arbeit war die Stabilisierung des Wohnens über einen Zeitraum von einem Jahr: Der Status quo konnte gehalten und eine Verschlimmerung und ein Wohnungsverlust vermieden werden. Der weitere Bedarf hängt entscheidend von der Drogenentwicklung ab; hier wird Frau PY von einer Drogenberatungsstelle betreut. Ein Teilerfolg bei Frau CJ liegt darin, dass sie eine Stelle gefunden hat, die Wohnungsvermittlung war bislang nicht erfolgreich.

Frau CE, Frau ON2 und Frau IO: Intensive Nutzung des Hilfesystems bei Wahrung des Status quo

- Was für Frauen sind das?

Frau CE und Frau ON2 kommen aus konflikthafter Partnerschaften (Frau ON2 mit einer Partnerin); die Geschichte von Frau CE zeigt beispielhaft die Verknüpfung von Trennungs- und Bindungswünschen, von Beziehungs- und Wohnbiografie. Sie verlor die

Wohnung, weil sie den Partner aufgenommen hatte, sie trennte sich von ihm, zog dann aber in der Wohnungslosigkeit zu ihm, floh vor seiner Gewalt ins Frauenhaus, suchte eine eigene Wohnung in dem Dorf, in dem auch er lebt und ließ ihn später bei sich einziehen. Frau CE zeigte das Muster, das bei durch Gewalterfahrungen traumatisierten Frauen häufig zu beobachten ist: Sie erlebte die Welt immer wieder als unzuverlässig und schätzt sich selbst als wenig kompetent ein. Das Schwanken der Klientinnen zwischen Bleiben und Gehen und die Verwobenheit der Problemlagen bestimmte den Beratungsverlauf. Die dritte hier eingeordnete Frau, hatte einen anderen Hintergrund: Frau IO galt in der Fachberatungsstelle als Einzelgängerin, die versorgungskompetent aber in der Kommunikation mit den anderen Frauen nicht ohne Schwierigkeiten galt. Die Ähnlichkeit mit den beiden anderen Frauen liegt darin, dass bezogen auf das eigenständige Wohnen im Verlauf des Kontaktes immer neue Barrieren auftauchten.

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Aus der Perspektive von Frau CE und Frau ON2 einerseits Ziel die aktuelle Lösung von immer wieder neu auftauchenden Problemen, insbesondere ging es um eine Lösung für die Wohnungsproblematik und um Existenzsicherung. Thema war auch immer wieder die schwierige Beziehung zum Partner auch nach der Trennung, ohne dass sie einen Trennungswunsch klar formulierte. Die Ziele ‚Bleiben‘ oder ‚Gehen‘ (was sich auf Beziehung und Wohnung gleichzeitig bezieht) veränderten sich immer wieder. Aus der Perspektive der Beraterin waren Ziele primär Schutz und Sicherheit und Erfolge bei den ‚Feuerwehr‘-Einsätzen. Mit der Beobachtung, dass diese Hilfe zwar notwendig ist, aber nicht zu einer substanziellen Veränderung führte, veränderte sich das Ziel in Richtung von Klärungsprozessen. Überspitzt formuliert entstand der Eindruck, die Unterstützung ermögliche es Frau CE und Frau ON2 den Status quo zu wahren und gerade nichts zu verändern. Das langfristige Ziel gewann an Gewicht, das Klärungen, Selbsthilfekompetenzen und Selbständigkeit – auf der Basis gesicherten eigenen Wohnens - beinhaltet.

Die Ziele auf Seiten von Frau IO sind nicht einfach zu rekonstruieren – und das war gerade Teil der Begleitungsschwierigkeiten: Will sie überhaupt eine Wohnung, so wie sie es sagt? Die Ziele auf Seiten der Beraterin veränderten sich entsprechend im Verlauf des Kontaktes: Zunächst war das Ziel die Vermittlung eines (betreuten) Wohnens. Als ein entsprechendes Angebot vorlag, nutzte Frau IO es aber nicht, kam aber weiter in die Fachberatungsstelle. In der Zeit danach war es primäres Ziel, den Kontakt zu halten und mittelfristig zusammen mit der gesetzlichen Betreuerin die Wohnraumversorgung zu organisieren. Immer neue Wohnangebote wünschte Frau IO einerseits, schlug sie dann wieder aus. Sie gab zu erkennen, dass der Status quo, bei Bekannten zu wohnen, erträglich ist. Die Einschätzung der Beraterin geht dahin, dass Frau IO auf Dauer ihren Lebensmittelpunkt außerhalb festen Wohnens haben wird. Ziel wurde es nun, die Versorgung zu sichern, Frau IO aus Abhängigkeiten zu holen. Langfristig wäre es wünschenswert, die psychischen Barrieren gegenüber Wohnen zu klären.

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

Der Kontakt zu Frau ON2 bestand bei Ende der Dokumentation erst einen Monat, die Bedeutung des Erhalts des Status quo und der Erfolg kann daher noch nicht einge-

schätzt werden. Zu Frau IO besteht – nach Anfangsschwierigkeiten - eine stabile und belastbare Beziehung. Frau IO und Frau ON2 betonten, dass die Fachberatungsstelle Vertrauensraum für sie ist, weil es ein Raum nur für Frauen ist. Der Kontakt zu Frau CE war eng; phasenweise wurde sie täglich betreut, was an der Vielfalt von Krisen und an der Verknüpfung zwischen der Wohnungs- und der Partnerschaftssituation, die zu immer neuen Krisen führte, lag. Es schien sich ein Kreislauf von eigenständigem Wohnen - Überforderung – Rückkehr des Partners – Verlust der Wohnen – Vermittlung von eigenständigem Wohnen – Überforderung etc. einzuspielen. In dem Moment aber, wo die Beraterin diesen Kreislauf durchbrechen und mehr Kompetenzen selbständiger Regelungen vermitteln wollte, entzog sich Frau CE, indem sie Termine nicht mehr einhielt und den Kontakt einfro. Später wurde bekannt, dass Frau CE bereits bei anderen Einrichtungen eine ähnliche ‚Laufbahn‘ hatte: Sie nutze die gebotene Unterstützung, brach die Kontakte aber ab, als Forderungen nach mehr Verbindlichkeit und Selbständigkeit gestellt wurden. Die Therapeutin – der einzige über Jahre haltende Kontakt – bestätigte in einer Fallkonferenz bereits früh im Beratungsverlauf, dass Klinik(-selbst-)einweisungen für Frau CE auch ein Mittel waren, sich mit Konflikten nicht auseinander zu setzen und damit letztlich Veränderungen zu vermeiden. Die Dynamik ist damit durch einen Zielkonflikt gekennzeichnet: Die aktuelle Krisenintervention und Wohnungsvermittlung ist einerseits unverzichtbar und produktiv, weil sie eine Stabilisierung ermöglicht, andererseits auf Dauer kontraproduktiv, weil letztlich eine Veränderung nicht erreicht wird.

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

Zunächst ist mit dem Aufbau einer stabilen Beziehung bei allen drei Frauen ein wichtiger Schritt getan. Mit der Vermittlung einer eigenständigen Wohnung und der Sicherung der ökonomischen Existenz sind die wichtigsten Ziele aus professioneller Sicht und die wichtigsten Aufgaben der Fachberatungsstelle eingelöst. Der Beratungsverlauf zeigt aber deutlich, dass die Vermittlung einer Wohnung nicht alles ist: Bei Frau CE stellt die Überforderung den Erfolg wieder in Frage, weil sie in dieser Situation wieder die Unterstützung durch den Partner sucht – bei dem sie wieder einzieht oder der bei ihr einzieht – so würde der Kreislauf von vorn beginnen. Die weitere Aufgabe besteht darin, zum selbständigen Wohnen überhaupt erst zu befähigen. Dieses Ziel wurde nicht in befriedigendem Maß erreicht. Frau CE ist aber weiterhin im Hilfesystem eingebunden und weiterhin besteht Bedarf an Beratung, Klärung und Kompetenzvermittlung. Frau CE berichtet später, dass sie von einer Klinik in einem angrenzenden Landkreis betreut wird. Da die Erfahrungen im Kontakt insgesamt positiv waren, rechnen die Beraterinnen damit, dass Frau CE im Bedarfsfalle wieder kommt: Sie kann sich prinzipiell kompetent Hilfesysteme aufbauen, die sie allerdings wechselt, wenn der Erwartungsdruck aus ihrer Sicht zu groß wird. Bei allen drei Frauen war die Beratung in dem Sinn noch nicht erfolgreich, dass die Barrieren, die einem eigenständigen Wohnen entgegen stehen, hätten abgetragen werden können. Es besteht weiter Betreuungsbedarf und da der Kontakt anhält, lassen sich weitere Perspektiven entwickeln. Eine solche Perspektive wäre für Frau IO z.B. ein an die Fachberatungsstelle angebundenes betreutes Wohnen.

Sonderform: Probleme haben und bewältigen als Lebensform und soziale Einbindung

Frau HD kam mit einem ‚offiziellen‘ Auftrag der Wohnungssuche. Damit war das erste Ziel aus der Perspektive von Frau HD klar definiert, ebenso wie die Folgeaufträge, zu deren Lösung sie Hilfe in der Fachberatungsstelle suchte (u.a. Rentenanspruch, Kleidung, Möbel) - auch wenn die Art der Vermittlung an die Beraterinnen nicht immer verständlich war. Ein weiteres Ziel vermutet die Beraterin lediglich: Um stabil wohnen zu können, brauchte Frau HD soziale Kontakte und eine Einbindung – und die boten die Beratungsgespräche. Aus der Perspektive der Beraterin stellte sich das vorrangige Ziel der Wohnungsvermittlung und Existenzsicherung sowie die erfolgreiche Klärung von Fragen bzw. die Weitervermittlung an andere Einrichtungen. Weiteres Ziel war die Stabilisierung des Wohnens und in diesem Zusammenhang das Aufrechterhalten des Kontaktes, um diesen Prozess zu begleiten und gegebenenfalls erneut zu stützen und zu intervenieren.

Was die Kontaktmöglichkeiten und die Dynamik der Hilfebeziehung angeht, so zeigte sich Frau HD als kompetent, selbst erfolgreich anstehende Probleme zu regeln. Sie brauchte die Fachberatungsstelle aber immer wieder, um ihr Vorgehen abzusprechen, um zu erzählen, was sie in die Wege geleitet hat, aber auch um die Erledigung von Wünschen einzufordern. Nach der Vermittlung in betreutes Altenwohnen bot ihr der kontinuierliche Kontakt zur Fachberatungsstelle einen Anhaltspunkt in der neuen Umgebung. Frau HD wurde in der Selbständigkeit gestärkt und in ihren Anforderungen an die Fachberatungsstelle zu begrenzt; Frau HD respektiert diese Begrenzungen.

Auch hier wurde das vorrangige Ziel, die Vermittlung in eine angemessene Wohnform und die Existenzsicherung, erreicht. Der langfristige Erfolg einer Stabilisierung des Erreichten lässt sich noch nicht bewerten, aber der stützende Kontakt konnte etabliert werden.

4.3.5 Muster 4: Der Kontakt läßt sich nicht halten

Sechs Frauen brachen den Kontakt ab, obwohl sie selbst subjektiv weiteren Bedarf an Beratung äußerten. Der Kontakt und die Hilfe scheiterten an gesetzlichen Vorschriften und bürokratischen Hindernissen. Im siebten Fall beendete die Klientin den Kontakt, weil sie keine Beratung wünschte – sie war nur aufgrund einer Ausnahmesituation in die Fachberatungsstelle gekommen; dieser Fall lässt sich kurz vorab darstellen. Frau RX kam in einer akuten Krise: Sie wollte ihre Wohnung nicht mehr betreten, weil dort der Partner an einer Überdosis gestorben war, lebte aktuell auf der Straße und nutzte die Möglichkeit, in der Fachberatungsstelle zu duschen und Wäsche zu waschen. Ein Beratungsgespräch ergab sich am Rande. Der Kontakt blieb kurz, aber freundlich: Frau RX betonte, dass sie ihre Angelegenheiten wie früher auch regeln wird, und sah keinen Beratungs- oder Veränderungsbedarf. Die Beraterin vermutete, dass sie in der Drogenszene weiter Unterkunft finden und ihr bisheriges Leben fortsetzen wird. Über eine aktuelle Entlastung hinaus wäre es ein Erfolg, wenn Frau RX in einer Krise wiederkäme.

Auf die sechs Fälle, in denen die institutionellen Grenzen der Hilfe deutlicher werden, wird genauer eingegangen.

- Was für Frauen sind das?

Bei den meisten Frauen liegen psychische Probleme vor: eine Frau berichtet selbst von einer solchen Krankheit (Frau TM: Borderline-Störung), zwei Frauen haben eine gesetzliche Betreuerin (Frau UB, Frau ON), eine dritte wurde kurz zuvor aus der Psychiatrie entlassen (Frau NM), eine weitere ist in einer aktuellen psychischen Krisensituation (Frau RX). Im fünften Fall – eine Mutter mit ihrer Tochter – ist die Kommunikation schwierig (Frau XM).

Tabelle 14: Überblick über die soziale und Wohnsituation im Entwicklungsverlauf:

	Alter	Wohnsituation	Partnerschaftssituation	Sonstige beratungsrelevante Themen
XM mit ihrer Tochter	>50 J.	Wohnt in einem Auto, Mietübernahme ist zu klären	Alleinstehend	Ungesicherte ökonom. Existenz (Gelegenheitsarbeit)
UB	30-40 J.	Lebte in Gartenhaus, aktueller Aufenthaltsort unbekannt	Alleinstehend, schwanger	Hat gesetzl. Betreuerin, Sorgerechtsproblematik
TM	20-30 J.	Angst vor Verlust des Zimmers	Alleinstehend	Psychische Krankheit (Borderline), ökonom. Situation ist zu klären
NM	40-50 J.	Wohnungslos nach Entlassung aus Psychiatrie, wohnt bei Freundin	Alleinstehend	Psychisch krank, erwerbsunfähig
ON	> 50 J.	Kommt aus anderer Stadt nach Freiburg, wohnt bei Bekannten mit, Wohnungssuche, bei 2. Kontakt: nach Therapieabbruch Wohnungssuche in Freiburg	Alleinstehend	Psychische Krankheit, hat gesetzliche Betreuerin
OH	40-50 J.	Platte, lehnt Notunterkunft ab	Alleinstehend	Gesundheitl. Probleme allgemein, lehnt Behandlung ab
RX	20-30 J.	Wohnungsverlust durch Tod des Partners, lebte kurz bei Verwandten, inzwischen auf der Straße	Partner gestorben	Aktuelle psychische Krise, Drogenproblematik
Sonderfall: Klientin kehrt zurück				
CF	>30-40 J.	Seit Jahren ‚auf Achse‘, Auslandsaufenthalte etc., bei 2. Kontakt: lebt bei Eltern, Wohnungssuche, findet selbst Wohnung, Mietprobleme	Fester Partner, bei zweitem Kontakt: Trennung vom Partner, hat inzwischen Kind	Ökonom. Existenz ist zu klären, Arbeitssuche, Gesundheitsprobleme

Die Kommunikation zwischen Klientin und Beraterin war in den meisten Fällen schwierig. Gespräche mit Frau OH sind für die Beraterin völlig verwirrend. Frau XM und ihre Tochter machen den Eindruck, in einer symbiotischen Welt für sich (so die Beraterin) zu leben, mit einer ganz eigenen Alternativorientierung. Das Auto, in den sie zusammen leben, ist existentieller Lebensmittelpunkt. In der Vorgeschichte gibt es mehrere Episoden gescheiterter Wohnungsvermittlung bzw. es war nur für kurze Zeit möglich, eine Wohnung zu halten. Auch Frau UB lebt insbesondere während der psychotischen Phasen in einer eigenen und schwer zugänglichen Welt. Frau UB lebt in einem Gartenhaus. Frau TM benennt ihre psychischen Probleme, aber eine Verständigung über den Zusammenhang ihrer gesundheitlichen Situation und ihrer sozialen Situation scheint nicht möglich.

- Was ist das Problem, wie ist das Ziel definiert?

Alle Klientinnen kamen mit klaren Zielen, die sich später als keineswegs klar herausstellten. Das klare Ziel aus der Perspektive von Frau XM war der Bezug einer Wohnung und so als Voraussetzung dafür die Klärung der Mietübernahme für die Wohnung. Im Kontaktverlauf wurde allerdings ungewiss, ob dieser so klare Auftrag tatsächlich erfüllt bzw. um welchen Preis er erfüllt werden soll. Ein gegenläufiges Ziel könnte sein, die gewohnte Lebensform nicht aufzugeben. Aus der Perspektive der Beraterin war das Ziel zunächst ebenfalls auf der konkret-praktischen Ebene angesiedelt. Weiteres Ziel, das im Kontaktverlauf in den Vordergrund trat, war es, den Kontakt zu halten – auch über Angebote im offenen Bereich – und Zeit zu gewinnen, um zu einer klareren Einschätzung zu gelangen, welche Wünsche und Kompetenzen bezogen auf das Wohnen tatsächlich vorhanden sind und welche Bedeutung in diesem Zusammenhang die enge Mutter-Tochter-Beziehung hat. Bei Frau OH musste das Ziel erst erschlossen werden: Sie kam wegen Gesundheitsproblemen, lehnte im gleichen Zug eine ärztliche Behandlung ab; sie klagte über die Platte, lehnte aber eine Notunterkunft ab – es entstand der Eindruck, dass sie Probleme und zugleich deren Unlösbarkeit präsentiert. Aus der Perspektive der Beraterin konnte das Ziel nur vorläufig heißen: Klarheit über den Bedarf zu gewinnen. Bei Frau ON war die Konstellation ähnlich: Aus der Perspektive von Frau ON war das Ziel, eine Wohnung zu finden und zu ihrer geringen Rente ergänzende Sozialhilfe zu erwirken. Aus der Perspektive der Beraterin, die zunächst dieses Ziel teilte, ging es zunehmend neben dem konkreten Ziel um tiefer liegende Probleme, denn Frau ON machte aus ihrer Sicht (die der Beraterin) Hilfen gleichzeitig unmöglich, so dass auch hier das Ziel einer Klärung in den Vordergrund trat.

Frau UB kam nicht wegen Wohnungsfragen, sondern fragte Informationen über Entbindungsmöglichkeiten ab. Aufgrund der Vorgeschichte – das Sorgerecht für das erste Kind wurde ihr entzogen – vermutete die Beraterin, dass das Ziel aus der Perspektive von Frau UB weiter gesteckt war: Sie möchte wissen, wo sie entbinden kann, ohne dass ihr das Kind weggenommen wird. Die Ziele aus der Perspektive der Beraterin waren komplexer: Frau UB dazu bewegen, ein umfassenderes professionelles Hilfeangebot wahrzunehmen und eine Gefährdung der eigenen Person sowie des Kindes verhindern.

Aus der Perspektive von Frau TM und Frau NM ging es nur um das Ziel, die finanzielle Situation zu klären, damit die Mietzahlungen gesichert sind, bzw. eine Wohnung zu finden. Aus der Perspektive der Beraterin ging es ebenfalls darum, aber als vorrangiges Ziel galt es, Zeit zu gewinnen und Vertrauen herzustellen, damit Frau TM die Voraussetzungen erfüllen kann, die ihrerseits notwendig sind, um Sozialhilfe bewilligt zu bekommen, und Frau NM überhaupt eine klarere Vorstellung für ihre Zukunft entwickelt. Während das erste Ziel unter Zeitdruck erreicht werden muss, bräuchte sie für das zweite Ziel Zeit.

- Wie sind die Kontaktmöglichkeiten einzuschätzen und welche Dynamik entfaltet die Hilfebeziehung?

Der klare Auftrag von Frau XM verwirrte sich schnell, weil immer neue z.T. im Detail liegende, aber Bedeutung gewinnende Barrieren auftauchten und an die Stelle jedes gelösten Problems ein neues trat. Für die Beraterin entstand der Eindruck, dass von ihr einerseits die Lösung eines Problems gewünscht und doch nicht gewünscht wird, so dass jede Lösung wieder sabotiert und letztlich auf ein Scheitern der Bemühungen hingearbeitet wird. Die letzte Barriere - Frau XM kann einen Sozialhilfeantrag stellen, müsste dann aber das Auto abmelden und das kann und will sie nicht – führte dann zum Abbruch Kontaktes.

Frau ON nutzte die Angebote im offenen Bereich und ihr Wunsch nach Beratung war zugleich auch ein Anknüpfungspunkt für Gespräche allgemein. Die Kontakte gestalteten sich aber, wie bei Frau XM, zunehmend schwieriger, denn Frau ON verhielt sich eher ablehnend und destruktiv, wenn reale Möglichkeiten angesprochen wurden, stellte Bedingungen, die nur schwer erfüllt werden konnten und interpretierte bürokratische Probleme (bei ihr: Zuständigkeitsfragen) als fehlende Unterstützung der Beraterin, die sich auf die andere Seite geschlagen habe – eine Rollenzuschreibung, an der sich letztlich nichts mehr ändern ließ. Sowohl der langjährige gesetzliche Betreuer als auch die Ärzte, mit denen die Beraterin mit Erlaubnis der Klientin sprach, beschreiben eine Dynamik, die auch in der Fachberatung zum Tragen kam: immer wieder kam es zu Brüchen und Wechseln, von dem Betreuer interpretiert als eine Vermeidung, eigenen Konflikten auf den Grund zu gehen (wobei immer die anderen Schuld am Abbruch tragen) und so letztlich als Aufrechterhaltung des Status quo. Bei Frau OH war der Kontakt von Anfang an schwierig. Sie nutzte weiterhin den offenen Bereich, kam aber nicht mehr in Beratung.

Auch Frau TM konnte den Schritt nicht gehen, den sie gehen müsste, um das von ihr gewünschte Ziel zu erreichen: sie konnte nicht das ärztliche Attest besorgen, das ihr dazu verhilft, wegen Arbeitsunfähigkeit von der Mitwirkungspflicht befreit zu werden. Auf dem Attest besteht die Behörde als Voraussetzung für die Gewährung von Sozialhilfe. An dieser Stelle kamen massive Ängste bei Frau TM auf, so dass sie wie gelähmt war und den von außen betrachtet ‚einfachen‘ Gang zu einem Arzt/einer Ärztin nicht gehen konnte. Das Amt bestand auf einer raschen Klärung und schuf so einen Zeitdruck. Frau TM brach den Kontakt ab, sah sich in ihrer Ansicht bestätigt, ihr könne niemand helfen und gab der Beraterin keine Möglichkeit einer weiteren Unterstützung. Ähnlich scheiterte die Hilfe für Frau NM daran, dass sie zwar Sozialhilfe und Wohnung in Freiburg, aber ihr Zimmer in einer anderen Stadt nicht aufgeben wollte. Die Wohnsituation bei dem Bekannten war zwar unerträglich, aber sie lehnte eine Notunterkunft ab. Die schwierige Klärung von Zuständigkeiten und Alternativen zusammen mit einer Uneindeutigkeit im Hilfewunsch von Frau NM führten dazu, dass sie plötzlich den Kontakt abbrach.

Frau UB blieb einfach weg. Vermutet wird, dass sie ahnte, dass die Fachberatungsstelle, die inzwischen in eine Fallkonferenz eingebunden war, ihren Wünschen nicht gegen den Hilfeplan der gesetzlichen Betreuung nachkommen könnte.

Alle Klientinnen haben Vorstellungen, deren Realisierung die Fachberatungsstelle nicht leisten kann – die Enttäuschung ist vorprogrammiert. Während des Beratungsprozesses nutzten Frau XM, Frau ON und Frau UB die Angebote des offenen Bereichs, später tauchten sie auch hier nicht mehr auf.

- Wie sind die Erfolge der Arbeit und der weitere Bedarf einzuschätzen?

Die Arbeit ist nicht von Erfolg gekrönt, alle Frauen haben den Kontakt abgebrochen. Bei Frau XM, Frau ON, Frau OH und ebenso bei Frau TM und Frau NM hätte die Beraterin gern mehr Zeit gehabt, um die Situation zu klären, bei Frau XM um – aus ihrer Sicht als Beraterin - aus dem ‚Spiel herauszukommen‘ und um eine befriedigende Lösung zusammen mit Frau XM und ihrer Tochter zu erarbeiten, bei Frau TM und Frau NM, um in einer pädagogischen Begleitung eine Veränderung herbeizuführen. Während sich bei diesen Frauen aber die Situation zumindest nicht verschlechtert hat, ist bei Frau UB abzusehen, dass auch die Fachberatungsstelle eine neue Traumatisierung nicht hat verhindern können. Bei allen wäre es als Erfolg anzusehen, wenn sie wiederkämen, was angesichts der positiven Erfahrungen insbesondere im offenen Bereich durchaus vorstellbar ist. Frau ON beispielsweise hatte im Dokumentationszeitraum zwei Kontaktphasen – im Vergleich zu Frau TM, die als Sonderfall im Anschluss dargestellt wird, waren bei ihr jedoch beide Phasen von derselben Dynamik geprägt und endeten jeweils in Kontaktabbruch.

Der Verbleib der Klientinnen ist größtenteils nicht bekannt. Es ist anzunehmen, dass sich ihre Wohnsituation nicht ohne Betreuung verbessert. Entsprechend der unbefriedigenden Lösungsmöglichkeiten bleibt der Bedarf an Begleitung und an Hilfebeziehungen, die stabilisieren und Brüche auffangen können, bestehen.

Sonderfall: Die Klientin kehrt zurück

Wie bei Frau TM scheitert bei Frau CM die erste Kontaktphase an bürokratischen Hürden und endete mit einer Enttäuschung. In der ersten Phase war das Ziel aus der Perspektive von Frau CF die finanzielle Sicherung; wie bei Frau TM scheiterte das Begehren daran, dass sich Frau CF weigerte, sich ein Attest über Arbeitsunfähigkeit ausstellen zu lassen und so die Voraussetzung für Sozialhilfebezug zu erfüllen. Weiteres Ziel aus der Perspektive der Beraterin war neben der Existenzsicherung somit eine Begleitung, um die Barrieren, die dem Sozialhilfebezug entgegenstehen und die offenbar mit schlechten Erfahrungen mit Ärzten zusammenhängen, abzubauen. Frau CF kam dann in einer neuen Situation wieder: sie hatte in der Zwischenzeit ein Kind bekommen und suchte eine Wohnung - diese Aufträge waren dieses Mal einzulösen und Frau CF war auch ohne Umstände bereit, sich ein Attest ausstellen zu lassen. Eine Bearbeitung tiefer liegender Probleme klammerte Frau CF bei beiden Kontaktphasen als Ziel aus, das Problem wurde ausdrücklich als Wohnung und Unterhalt definiert und nicht als Problem im gesundheitlichen Bereich. Beim ersten Kontakt war die Erkrankung allerdings im Fokus der Beraterin, weil sie dem Ziel der finanziellen Absicherung entgegenstand. Beim zweiten Kontakt konnte die Beraterin die Abgrenzung des Hilfewunsches akzeptieren.

Die erste Kontaktphase beendete Frau CF, indem sie in eine andere Stadt zog, bevor näher ausgelotet werden konnte, was möglich ist und wie die Barriere des Attestes zu

umgehen ist. Die Dynamik beschreibt die Beraterin so, dass zwar das gemeinsame Ziel nicht erfüllt werden konnte, aber dies nicht der Beraterin angelastet wurde, sondern pragmatisch Mobilität als Lösung (Ausweichen in eine andere Stadt) vorgezogen wurde. Es wurde aber eine Beziehung zur Beraterin hergestellt, die wieder in Anspruch genommen werden konnte. In der zweiten Kontaktphase vertiefte sich der Kontakt, wobei wichtig war, dass Frau CF die Beraterin nicht als Vertreterin eines Amtes wahrnahm, sondern als unabhängige Beratungsstelle, bei der sie auch über ihre Angst vor einer Stigmatisierung und Psychiatrisierung durch das Sozialamt und durch Ärzte sprechen kann.

Der Misserfolg und Kontaktbruch in der ersten Phase hat nicht den langfristigen Erfolg verstellt: Eine tragfähige Beziehung konnte hergestellt und in der zweiten Kontaktphase konnten die konkreten Ziele erreicht werden. Mit der speziellen Positionierung der Fachberatungsstelle als unabhängig und ohne Amtscharakter konnte Frau CF insbesondere auch ihre Angst vor Ämtern ansprechen.

4.3.6 Fazit - zur Bedeutung von Gewalterfahrungen, psychischen Belastungen und Substanzabhängigkeit für die Kontaktverläufe

Die Fachberatungsstelle ist konzipiert als Anlauf- und Fachberatungsstelle, d.h. die Frauen, die kommen, können den offenen Bereich nutzen, z.B. am Frauenfrühstück teilnehmen, ihre Kleider waschen, duschen oder an den Angeboten der Ehrenamtlichen teilnehmen. Sie können Beraterinnen spontan ansprechen auf Angelegenheiten, in denen sie praktische Unterstützung oder persönlichen Rat und psychosoziale Beratung brauchen. Sie können für Gespräche auch Termine vereinbaren. Die Klientinnen selbst sind es, die den Kontakt gestalten. Es gibt keine Eingangsvoraussetzung, keine Sanktionen und Verpflichtungen.

In den Verlaufsdocumentationen konnten vier Muster identifiziert werden, wie der Kontakt gestaltet wird:

Ein Kontaktmuster mit einer kurzen, aber durchaus intensiven pragmatischen Beratung, die hilft, ein klar umrissenes Ziel zu erreichen, und sei es eine Weitervermittlung an eine andere zuständige Stelle. Die Fachberatungsstelle baut hier Brücken; Frauen, die sich aufgrund ihrer aktuellen Situation und Lebensgeschichte mit der Gruppe der Wohnungslosen identifizieren, wird ein Weg in die Regelversorgung eröffnet. Für diese Frauen ist die Fachberatungsstelle ‚Türöffner‘, weil von ihr keine Stigmatisierung erwartet wird. Umgekehrt wird Frauen, die wohnungslos sind, sich aber nicht den Wohnungslosen zurechnen, der Zugang zu weiteren Angeboten der Wohnungslosenhilfe und anderer Einrichtungen geöffnet. Zur Kürze der Kontakte trägt auch bei, dass die Schwierigkeiten nicht übermäßig komplex und gewisse Selbsthilfekompetenzen vorhanden waren: In vielen dieser Fällen reichte es aus, über Ansprüche, Zuständigkeiten und weitere Wege zu informieren, damit die Frauen sich selbst weiter zurechtfinden konnten. Inhaltlich waren beide im §72 BSHG genannten Aspekte Teil der Arbeit: die Abwendung, Beseitigung, Milderung besonderer sozialer Schwierigkeiten und die Verhütung einer Verschlimmerung. Ein Teil der Frauen benötigte Hilfe bei der Beschaffung einer Wohnung, bei einem anderen Teil ging es darum, eine Wohnung zu halten und die Klientin für das Wohnen psychosozial zu stabilisieren und zu befähigen. Nur

wenige Frauen, die von sich aus in Wohnungslosigkeit bleiben wollten, kamen in die Fachberatungsstelle und suchten wegen anderer besonderer Schwierigkeiten Hilfe.

Das zweite Muster ist bestimmt einerseits durch das Vorliegen von komplexen Belastungssituationen, andererseits durch eine explizite Distanz der Klientinnen dazu, sich als beratungsbedürftig zu definieren, insbesondere wenn Beratung sich auf psychische oder psychosoziale Problemlagen erstrecken sollte. Über die Nutzung des offenen Bereichs konnte aber ein grundlegendes Verhältnis hergestellt werden, das es dann ermöglichte, sich in Krisensituationen oder bei praktischen Schwierigkeiten an die Beraterin zu wenden. Einem Teil der Klientinnen scheint es zu widerstreben, als hilfebedürftig aufzutreten, bei anderen Frauen, die sich z.B. der Alternativ- oder Drogenszene zurechnen, besteht eher eine subkulturelle Distanz gegenüber der Welt der professionellen Sozialarbeit und Misstrauen gegenüber Instanzen der sozialen Kontrolle. Im Kontaktverlauf scheint sich das in Kap. 3 beschriebene Ressourcenmuster zu verschieben: weg von der Zuordnung der Fachberatungsstelle zu dem Sektor ‚Ämter/Degradierung‘ hin zum Sektor ‚solidarische Hilfe in Not‘. Der offene Bereich spielt hier eine wichtige Rolle, zusammen mit der erfolgreichen praktischen Unterstützung und mit dem Signal, psychosoziale Beratungsinhalte nicht aufzuzwingen.

Bei dem dritten Muster ist ein langer, intensiver Kontakt kennzeichnend, in dem immer wieder neuer Beratungsbedarf im Zusammenhang mit Wohnungsvermittlung oder mit der Verhinderung eines Wohnungsverlustes besteht. Diese Art, den Kontakt immer wieder zu aktivieren, war bei drei Konstellationen anzutreffen: bei Frauen, die gerade den Schritt gingen und gegangen waren, sich aus der Wohnungslosenszene als ihrer Bezugsgruppe zu lösen und in die neue Lebensform des festen Wohnens zu wechseln. Dieser Schritt ist mit komplexen biografischen Brüchen im Bereich Partnerschaft(en), Arbeiten etc. verbunden und die Gefahr einer Überforderung und damit die Notwendigkeit einer engen Begleitung ist groß. Die zweite Konstellation für lange dichte Kontakte war eine auf Dauer gestellte Kampfsituation, in der nicht neue Probleme auftauchten, aber alte Probleme immer neu hergestellt wurden (im Zusammenhang mit einer weiter bestehenden Drogenabhängigkeit oder mit starren Kommunikationsmustern). Bei einigen Frauen – die dritte Konstellation – war eigenständiges Wohnen hoch ambivalent besetzt: es wurde ersehnt und gefürchtet zugleich (wobei sich die Ambivalenz zwischen Bleiben und Gehen sowohl auf die Wohnungen als auch auf die Partnerschaften beziehen konnte: s.u. zur Bedeutung von Gewalterfahrungen). Die Ambivalenz schlug sich in einem entsprechend komplizierten Kontaktverlauf nieder.

Das vierte Muster umfasst die Kontakte, die gescheitert sind und abgebrochen wurden, obwohl ein weiterer, sogar dringender Hilfebedarf bestand. Die Kontakte sind auf eine eigene Weise verwirrend. Ist es bei den einen die Schwierigkeit, Klarheit in den Kontakt zu bringen, so ist es bei anderen Frauen die Hürde der professionellen Logik, die einen weiteren Kontakt sinnlos erscheinen lässt. Hinter die harten Rahmenvorgaben des Sozialhilfebezugs z.B. kann die Fachberatungsstelle nicht zurück; die Kluft zwischen dem, was aus sozialhilferechtlicher Sicht an ‚Mitwirkung‘ an der Veränderung der eigenen Situation verlangt wird, und dem, was an Mitwirkung aus subjektiver Sicht möglich ist, ist nicht zu überbrücken. Die Bestrebungen der Fachberatungsstelle, die professionelle und die subjektive Handlungslogik zu versöhnen, scheitern.

Insgesamt wird die Bedeutung der einzelnen Komponenten innerhalb des Gesamtangebots der Anlauf- und Fachberatungsstelle für die einzelnen Kontaktverläufe erkennbar: Psychosoziale Beratung ist ein wesentlicher Eckpunkt. Aber allein mit ihr im Angebot könnte die Fachberatungsstelle nur wenige wohnungslose Frauen erreichen. Praktische Unterstützung und Information spielt eine große Rolle. Sie ist in direktem Effekt hilfreich, in indirektem Sinne ist sie - wenn sie erfolgreich ist - eine vertrauensbildende Maßnahme. Das Zusammensein mit anderen wohnungslosen Frauen und der offene Bereich mit den Versorgungsangeboten ist ein wichtiger Bezugspunkt für diejenigen, die Distanz zu Beratung haben. Eine der großen Hürden beim Zugang zu psychosozialer Beratung ist die Voraussetzung, sich selbst als beratungsbedürftig zu definieren. Hilfe annehmen zu müssen, ist für die, die der Hilfe am dringendsten bedürfen (weil sie, wie §72 BSHG formuliert, die Schwierigkeiten nicht aus eigener Kraft bewältigen können) nicht unbedingt am einfachsten. Das Zusammenspiel zwischen offenem Bereich und Beratung wird in der Zusammenfassung von Kap. 4 unter Einbezug der anderen Ergebnisse der Evaluation noch einmal aufgegriffen.

Die Zusammenschau der Kontaktmuster ermöglicht es, die Bedeutung von Gewalterfahrungen, psychischen Belastungen und Substanzabhängigkeit für die Interaktion von wohnungsloser Frau und Beraterin zu diskutieren. Die Muster waren ausdrücklich nicht nach Diagnosen eingeteilt worden, um nicht das Moment der externen Zuschreibung einzuführen und um die Gestaltungsaktivität der Kleintin in den Vordergrund zu stellen. Dennoch finden sich Frauen mit bestimmten Besonderheiten gehäuft bei bestimmten Mustern von Kontaktverläufen.

Die Bedeutung von Gewalterfahrungen

Wohnungslose Frauen mit Gewalterfahrungen finden sich unter den Frauen mit kurzen Kontakten; Gewalterfahrungen vermuten die Beraterinnen auch bei Frauen, die ihre Beratungsdistanz erst langsam abbauen (diese Gewalterfahrungen werden aber nicht angesprochen), und sie spielen eine große Rolle bei Frauen, die intensiv begleitet werden. Bei diesem Muster wird insbesondere die verhängnisvolle Verknüpfung der Partner- und der Wohnbiografie und die Bindung an einen gewaltbereiten oder gewalttätigen Partner deutlich (Exemplarisch: Frau CE).

Explizit Gewalt des Partners als Grund für den letzten Wohnungsverlust gaben 10% der Frauen an, die bundesweit in den Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe Unterstützung suchten (Daten der BAG Wohnungslosenhilfe 1997; s. Kap. 1.4). In der Wissenschaftlichen Begleitung des Modellprojektes ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ hatten etwa 42% der Besucherinnen eines Stuttgarter Tagestreffs - eine mit der Anlauf- und Fachberatungsstelle vergleichbare Einrichtung - Angaben zu Gewalterfahrungen gemacht; 96% davon bejahten, dass sie solche Erfahrungen gemacht hatten (Enders-Drägässer et al. 1999, 156). In einer Münchner Untersuchung (33 Interviews mit Frauen, je zur Hälfte mit Frauen, die auf der Straße, und Frauen, die in Obdachlosenheimen lebten; Greifenhafen/Fichter 1995, 134f) gaben zwei Drittel Erfahrungen mit sexuellem Missbrauch und ein Drittel eine Vergewaltigung mit Penetration an. Mehr als ein Drittel war in dem der Untersuchung vorangegangenen Jahr Opfer eines Körperverletzungsdelikt geworden und ebenfalls ein Drittel sexuell belästigt worden. Fast alle Frauen hatten Erfahrungen mit Partnerschaften; Trennungsgrund waren in über zwei Drittel

der Fälle körperliche Gewalttätigkeiten des Partners. Eine Befragung von wohnungslosen Frauen in Institutionen auch außerhalb der eng gefassten Wohnungslosenhilfe ergab, dass zwei Drittel der Befragten mindestens einmal in ihrem Leben Opfer von Gewalt geworden waren, aber ‚nur‘ 13% gaben Gewalterfahrungen in ihrer aktuellen Situation an (Neusser 2000, 54f).

Bei den Klientinnen der Fachberatungsstelle in Freiburg stand die Wohnungslosigkeit bei 11 von 65 Frauen in direktem Bezug zu Gewalttätigkeiten des Partners; Gewalterfahrungen in der Lebensgeschichte der Frauen kam deutlich häufiger vor. Nun ist die Fachberatungsstelle keine spezialisierte Einrichtung für Gewaltopfer und es ist auch nicht primäre Aufgabe, an diesem Thema zu arbeiten. Dennoch prägen die Gewalterfahrungen der Frauen deren Lebensumstände, sie sind Teil einer komplexen Problemlage und sie bestimmen auch den Kontaktprozess und die Beziehung zu den Professionellen.

Eine Reihe von Frauen, die sich im Zuge der Trennung von einem gewalttätigen Partner an die Fachberatungsstelle wandten, zeigten hohe Kompetenzen, sich selbst weiter zu helfen. Bei anderen Frauen waren (vor allem frühere) Gewalterfahrungen Teil der komplexen Problemlage und es waren bei ihnen Aspekte des in der neuere Forschungen zu Traumatisierung (Folter, Vergewaltigung, verhäuslichte Gewalt) beschriebenen Posttraumatischen Belastungssyndroms festzustellen: zerstörtes Vertrauen in die Verlässlichkeit der Welt und in menschliche Beziehungen („Sturz aus der Normalität“), Verlust an Selbstbewusstsein und Eigenständigkeit und eine vor allem bei einem Verbleib in einer (chronischen) Gewaltbeziehung beschriebene psychische Bindung an den Peiniger (Fischer/Riedesser 1998, Herman 1993, s. auch Kretschmann 1993). Die Beraterinnen sind so konfrontiert mit Strategien, wie z.B. Dissoziation, Isolation - bzw. widersprüchliche Muster von Rückzug und Suche nach engen Bindungen - oder Substanzkonsum, die in der Bedrohungssituation funktional waren, die langfristig aber kontraproduktiv sind.

Gewalterfahrungen, insbesondere chronische Gewalterfahrungen, können Auswirkungen auf soziale Beziehungen haben: Sie können ein starkes Rückzugsverhalten erzeugen, gepaart mit der Angst davor, allein zu sein, eine Reduzierung sozialer Kontakte und Misstrauen, anderen Menschen gegenüber, Schwierigkeiten, Kontakte herzustellen oder hergestellte Kontakte in feste Bindungen zu überführen, Gefühle von Sinnlosigkeit und Depressivität, Kommunikationsschwierigkeiten aufgrund eines Gefühls der Nichtzugehörigkeit, Gefühle existenzieller Fremdheit und der Unerträglichkeit von Normalität im Leben anderer Menschen, Sehnsucht nach schützender Zuneigung und Anklammern - zusammen mit der Vermeidung von zu nahen Kontakten entstehen labile Beziehungen, die von einem Extrem ins andere kippen. Diese generellen Auswirkungen auf soziale Beziehungen kommen auch in den professionellen Beziehungen zum Tragen: Traumatisierte Klientinnen bauen nur langsam Kontakte auf und die Beziehung ist Ambivalenzen ausgesetzt (unabhängig davon, ob die Bearbeitung der Gewalterfahrungen Aufgabe der professionellen Beziehungen ist oder nicht; d.h. die Aussage gilt für Beziehungen zu Professionellen in spezialisierten Einrichtungen ebenso wie in anderen Einrichtungen; s. Helfferich et al. 1997).

Für die Beratungsbeziehung hat ebenso Folgen, dass traumatisierte Klientinnen sich eine Normalität wünschen und das, was sie von der Normalität trennt, vergessen und

nicht daran rühren möchten, bzw. dass sie gleichzeitig darüber sprechen und das Geschehene verschweigen möchten. In ihrer Untersuchung konnte Hägele (1994) aufzeigen, wie die Bagatellisierung eigener Gewalterfahrungen sich verstehen liess als Strategie, die Würde zu wahren. Im Gegensatz zu spezialisierten Einrichtungen setzt der Kontakt zur Fachberatungsstelle nicht die Bereitschaft voraus, mit einer Professionellen über eigene Gewalterfahrungen zu sprechen; es muss im Gegenteil damit gerechnet werden, dass die Distanz zur Beratung allgemein auch als Distanz zur Thematisierung von Gewalterfahrungen und Partnerabhängigkeiten zu verstehen ist. Solche Grenzziehungen werden respektiert.

Ein niedrigschwelliges Angebot bietet bei bestimmten Konstellationen zwar eine ungünstigen Rahmen für einen Begleitungsprozess, aber gleichzeitig ist es der einzige mögliche Zugang zu Frauen mit Gewalterfahrungen. Für die Beraterin ist die Beratungssituation belastend, wie die fallbezogenen Zielsetzungen zeigen: Der Wunsch, tiefere oder dahinter liegende Probleme anzugehen, liess sich nicht einlösen. Zudem ist belastend dass ohne Arbeitsbündnis und strukturierendes Setting die Herstellung von Kontinuität und Stabilität schwieriger ist als z.B. in einem therapeutischen Setting - doch ein Setting der psychosozialen Beratung ist in vielen Fällen zu hochschwierig. Belastend ist auch die Unklarheit, ob Veränderungen gewünscht werden und möglich sind - Veränderungen sind nicht nur positiv, sondern sie kosten die Klientin auch etwas. Zudem sind Trauma, die Traumaverarbeitung und andere lebensgeschichtliche Belastungen untrennbar miteinander verwoben und jeder Veränderungsschritt scheint einen anderen vorauszusetzen. Die Frauen, die das Kontaktmuster 3 zeigten, sind ein Beispiel dafür, wie wichtig gerade bei Traumatisierten der Aufbau einer Vertrauensbeziehung ist und welche Bedeutung einem Schutz, einer Stabilisierung und einer Verbesserung der sozialen Situation zukommt, bevor Gewalterfahrungen überhaupt - durchaus bei einer anderen zuständigen Stelle - angesprochen werden können (vgl. Helfferich et al. 1997).

Die Bedeutung von psychischen Belastungen

In unserer Untersuchung haben wir keine quasi-diagnostische Kategorisierung vorgenommen. Wenn hier von psychischen Belastungen oder psychischen Erkrankungen die Rede ist, bezieht sich dies auf Schwierigkeiten der Kommunikation, über die in den Verlaufsdokumentationen folgende Aspekte vermerkt wurden: In der Kommunikation/Interaktion stark psychisch auffällig in Verbindung mit weiteren Merkmalen wie z.B. starke Gewaltphantasien, Aggressivität anderen Frauen gegenüber, starke Depressionen, wirr, schwer zu verstehen sowie als Vermerke selbstberichteter Diagnosen von psychischen Erkrankungen, aktuelle Psychotherapien und (kurz zurückliegende) Aufenthalte in der Psychiatrie, Gespräche mit der Beraterin über psychische Probleme und Therapie, der Existenz einer gesetzlichen Betreuung.

Frauen mit psychischen Belastungen sind insbesondere unter den Frauen zu finden, bei denen der Kontakt abbrach, sie sind aber auch vereinzelt bei den anderen Kontaktmustern zu finden.

Psychische Erkrankungen sind bei wohnungslosen Frauen häufig. Greifenhagen/Fichter (1995, 133) beschreiben eine im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung massiv erhöhte (und auch im Vergleich zu wohnungslosen Männern höhere) Erkrankungswahrschein-

lichkeit von wohnungslosen Frauen. In ihrer Stichprobe (33 wohnungslose Frauen, auf der Straße und in Obdachlosenunterkünften lebend) litten 19% in den letzten sechs Monaten an einer affektiven Störung und ebenso viele an einer Angststörung sowie 22% an einer Schizophrenie. Knapp zwei Drittel waren bereits ein- oder mehrmals in stationär-psychiatrischer Behandlung, ein ebenso großer Anteil hatte einen Suizidversuch hinter sich. Die psychische Gesundheit war insbesondere bei den Frauen, die auf der Straße lebten, beeinträchtigt. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass viele Frauen bereits psychisch belastet waren, bevor sie wohnungslos wurden, dass aber die Wohnungslosigkeit und insbesondere die Stigmatisierungen als wohnungslose Frau zu einer Verschlechterung der psychischen Gesundheit beitragen. Die höheren Prävalenzen psychischer Erkrankungen werden auf das unterschiedliche Antwortverhalten bei Frauen und Männern – wohnungslose Frauen sprechen offener über psychische Belastungen – zurückgeführt oder darauf, dass die befragten Frauen bereits einen langen sozialen Abstieg mit langen Phasen in der Grauzone prekärer Wohnverhältnisse (ungesichertes Mitwohnen) hinter sich hatten, während der Weg der Männer in die Obdachlosenszene kürzer war.

Greifenhagen/Fichter (a.a.O., 135; vgl. Rosenke 1995 und Hesse-Lorenz/Moog 1996, 123: die „eigene Systematik der Lebensform“ bei psychisch kranken, wohnungslosen Frauen) machen darauf aufmerksam, dass der normative Bezugsrahmen der psychiatrischen Klassifikation den Menschen, die unter den Bedingungen von Obdachlosigkeit leben, nur begrenzt gerecht zu werden vermag. Viele als Anzeichen psychiatrischer Krankheiten gewertete Symptome können als ganz erstaunliche ‚Anpassungsleistungen‘ einen Sinn haben. „Für die meisten Menschen liegt der ‚Lebensstil‘ Obdachloser so weit von der vorstellbaren Normalität entfernt, dass es für viele nur eine Erklärungsmöglichkeit gibt, nämlich dass Obdachlose psychisch krank sind.“ (ebd.) In diesem Sinn warnt auch Kunstmann (2000) vor einer Überschätzung der realen Häufigkeit psychiatrischer Erkrankungen und einer „Psychiatisierung“ der Wohnungslosenfrage. Die suchtbezogenen Diagnosen, denen er eine große Bedeutung zumisst, sind von den sonstigen psychiatrischen Diagnosen zu trennen. Zudem zeigt er, wie schwierig bzw. sogar absurd eine Übertragung der psychiatrischen Diagnoseinventare auf den Lebenskontext Wohnungsloser ist: eine Überschätzung psychiatrischer Auffälligkeiten ist bereits im ‚normalen‘ Antwortverhalten begründet. Grundsätzlich bleibt das Problem des Bezugspunktes: es ist die Frage, „was in einer in die Wohnungslosigkeit verrückten Welt überhaupt als psychisch krank definiert werden kann.“ (a.a.O., 11)

Für doppelt belastete Frauen, d.h. für substanzabhängige und für psychisch kranke wohnungslose Frauen, gibt es in der Regel (mindestens) doppelte Zuständigkeiten bezogen auf die institutionellen Hilfen. Im Fall psychisch kranker wohnungsloser Frauen sind neben der (nachrangigen) Hilfe nach §72 BSHG Hilfen nach §39 BSHG (Hilfen und Leistungen für Behinderte; zur Gesetzssystematik: Heuser 1996) vorgesehen. Es kann fürsorglicherische Maßnahmen im Rahmen des Betreuungsgesetzes geben, der sozialpsychiatrische Dienst oder die stationäre Psychiatrie spielen eine wichtige Rolle. Schwierigkeiten entstehen dadurch, dass sich Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe für psychisch Kranke nicht zuständig fühlen und die stationäre Psychiatrie nicht auf den Problembereich Wohnungslosigkeit eingestellt ist (Wessel 1996).

Die Beratungsverläufe von psychisch belasteten wohnungslosen Frauen weisen ein hohes Maß an Kooperation mit anderen Einrichtungen auf. Weitere Merkmale der Kontaktverläufe ist die häufige Ablehnung von allem, was nach Therapie oder nach psychosozialer Beratung aussieht, häufig aufgrund von negativen Vorerfahrungen in stationären Einrichtungen. Wird eine Symptomatik zudem als Anpassungsleistung an das Leben in Wohnungslosigkeit und an das Leben mit einer ‚beschädigten Identität‘ verstehbar, so kann auch verstanden werden, dass Klientinnen diese Symptome bewahren möchten und Strategien entwickeln, entsprechende Veränderungsforderungen abzuschlagen. Für die Beratung waren weniger diese Resistenz und die Bewertungen psychischer Gesundheit belastend, sondern zum einen die größere soziale Isolation der psychisch kranken Frauen und (unterschiedliche) Kommunikationsprobleme der psychisch belasteten Klientin in der Kommunikation mit der Beraterin, aber auch mit den anderen Frauen im offenen Bereich. Mit einigen (v.a. mit psychotischen) Frauen war die Verständigung schwierig, weil sie in einer eigenen Welt lebten und nur schwer einen Zugang oder einen Einblick gewährten. Bei Wahnvorstellungen, Gewaltphantasien und Aggressivität war es schwierig, eine Basis zu finden und den offenen Bereich nicht zu sehr zu beeinträchtigen. Die Kommunikation mit Depressiven belastete, weil keine Intervention richtig zu sein scheint. Schwierig waren auch die Loyalitätsforderungen und eine Einteilung der Welt in Gut und Böse. In den Verlaufsdocumentationen finden sich zudem die von Hesse-Lorenz/Moog (1996, 120) beobachteten Verhaltensweisen, deren Problematik für eine Kommunikationssituation auf der Hand liegt, wie z.B. unangemessen heftiges Reagieren in Konfliktsituationen, stark herabgesetzte Frustrationstoleranz, unangemessen starkes Bedürfnis nach Aufmerksamkeit, sehr gering entwickelte Fähigkeiten der Abgrenzung, Verfolgungserleben/Wahnvorstellungen, die Wahrnehmung der Handlungsweisen anderer ausschließlich im Negativ-Bezug auf die eigene Person.

Wie bei Frauen mit Gewalterfahrungen – es dürften auch bei psychisch belasteten Frauen in hohem Maß Gewalterfahrungen vorliegen – bietet das niedrigschwellige Angebot den einzig möglichen, nichts desto trotz aber einen unzureichenden Rahmen für Beratung. Die Kontaktabbrüche sind vor allem auf die Unflexibilität bürokratischer Anforderungen zurückzuführen: Vor dem Hintergrund der psychischen Belastungen waren die Barrieren zu hoch; die Entscheidungsträger konnten aber keine Ausnahmen von den Zugangsvoraussetzungen zu Leistungen zulassen. In vielen Fällen konnte aber eine vertrauensvolle Beziehung etabliert und die Lebenssituation nach der Erfüllung des prinzipiellen Basisbedarfs an Versorgung mit Wohnraum und mit den notwendigen Dingen des täglichen Lebens entscheidend verbessert werden.

Die Bedeutung von Substanzabhängigkeit

Substanzabhängigkeit (Alkohol und illegale Drogen) wurde auf den Bögen der Verlaufsdocumentation in einer gesonderten Spalte festgehalten, aber nur, wenn sie von den Klientinnen erwähnt oder wenn sie Aspekt in einem Beratungsgespräch war. Substanzabhängige Frauen gestalteten den Kontakt häufig nach Muster 2 oder 3. Eine der Frauen, bei denen der Kontakt abbrach, hatte ebenfalls eine Suchtproblematik.

In der mehrfach erwähnten Münchner Untersuchung (Greifenhagen/Fichter 1995, 133) berichteten 91% der Frauen, dass sie jemals in ihrem Leben psychotrope Substanzen missbraucht hatten; wurden nur die letzten sechs Monate betrachtet, so litten knapp

zwei Drittel an einer „Störung durch psychotrope Substanzen“. In der Stuttgarter Einrichtung, die im Rahmen des Modellprojektes ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ evaluiert wurde, lagen Rückmeldungen von 34% der Besucherinnen bezogen auf Substanzabhängigkeit vor; bei 86% davon war eine Abhängigkeit vermerkt. In der Fachberatungsstelle waren Alkohol- und Drogenabhängigkeit explizites Thema bei sieben von 65 Frauen (fünf Frauen waren substituiert oder nahmen illegale Drogen, zwei bezeichneten sich als alkoholabhängig). Es gab keine Verpflichtung, eine Abhängigkeit mitzuteilen. Einige Frauen konnten gut eine (Alkohol-)Abhängigkeit verbergen und erst nach Beendigung des Kontaktes bei einer anderen Gelegenheit offenbaren.

Auch substanzabhängige, wohnungslose Frauen fallen wie psychisch kranke, wohnungslose Frauen durch die Maschen des Versorgungsnetzes; sie ‚landen‘ in der Wohnungslosenhilfe, wenn andere Hilfen nicht mehr greifen. Aufgrund der unterschiedlichen Zuständigkeiten sind auch diese Kontaktverläufe aus der Perspektive der Beraterin kooperationsintensiv (im illegalen Drogenbereich vor allem mit der Drogenberatungsstelle, weitere Kooperationen u.a. mit Therapieeinrichtungen und mit sozialpsychiatrischen Diensten).

Prinzipiell bedeutet Niedrigschwelligkeit auch, dass weder Abstinenzforderungen gestellt werden, noch dass Entzug Voraussetzung für Kontakt ist. Die Verläufe von den substituierten Klientinnen bzw. von den Drogenkonsumentinnen nach den Mustern 2 und 3 zeigen exemplarisch die Bedeutung der Substanzabhängigkeit für die Beratungsbeziehung. Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass die Klientinnen stark in Zuordnung zu oder in Auseinandersetzung mit der (Drogen- oder Alkohol-)Szene als Lebensmittelpunkt und Bezugsgruppe leben und häufig drogen- oder alkoholabhängige Partner haben. Die Szenenzugehörigkeit erzeugt wegen der starken Solidaritätsnormen (man hält zusammen, ob die Normen erfüllt werden, steht auf einem anderen Blatt; s. Kap. 3) und wegen der Abgrenzung gegen bürgerliche Wertvorstellungen und soziale Kontrolle Distanz zu Beratung. Dies gilt insbesondere dann, wenn nicht der Wunsch besteht, den Drogenkonsum zu verändern – dann werden eher Hilfebeziehungen gesucht, mit denen die Abhängigkeit aufrechterhalten werden kann. Erst wenn in dem offenen Bereich die Beraterin eine Vertrauensbeziehung vermittelt und Akzeptanz des Drogenkonsums signalisiert werden konnte, konnte der Schritt in die Beratung gegangen werden (Muster 2).

Muster 3 (exemplarisch: Frau PY) zeigt den Aspekt einer starken Institutionenorientierung und Institutionenabhängigkeit von drogenabhängigen, wohnungslosen Frauen. Der Alltag ist durch die Beschaffungsnotwendigkeit und durch die Regelung von Alltagsproblemen bestimmt. Ist eine helfende Beziehung etabliert – durchaus in mehreren Einrichtungen gleichzeitig –, ergibt sich von allein, dass ein vielfältiger Regelungsbedarf in die Fachberatungsstelle getragen wird, denn die Drogenabhängigkeit erzeugt eine Vielzahl von finanziellen, rechtlichen, sozialen und gesundheitlichen Problemen und nicht zuletzt immer wieder prekäre Wohnsituationen. Die entscheidende Veränderung der Situation der Klientin und die Stabilisierung des Wohnens hängt davon ab, ob der Drogenkonsum sich verändert, andererseits kann eine stabilisierte Situation im Wohn-, Arbeits- und Beziehungsbereich motivieren, Substanzabhängigkeit zu verändern.

Zwei Stadtdiskussionen wurden mit drogenkonsumierenden bzw. substituierten und eine Stadtdiskussion mit einer psychisch kranken wohnungslosen Frau durchgeführt. Die Ergebnisse, wie unter diesen Bedingungen physischer und sozialer Raum wahrgenommen und angeeignet wird, machen einige der hier erwähnten Aspekte noch verständlicher.

4.4 Vernetzung der Fachberatungsstelle mit anderen Einrichtungen am Ort

Die Vielschichtigkeit und die Unterschiedlichkeit der Problemlagen von Frauen in Wohnungsnot und deren Hilfebedarfe, aber auch die spezielle Position der Fachberatungsstelle als erste Anlaufstelle oder ‚Lotse‘ im Hilfesystem, wie sie aus den Kontaktverläufen deutlich geworden ist, erfordern das Zusammenwirken der Mitarbeitenden unterschiedlicher Institutionen innerhalb und außerhalb der Wohnungslosenhilfe. Vernetzung ist daher eine wichtige Aufgabe der Fachberatungsstelle. In Kapitel 4.2 war zu erkennen, dass die Informationen über Hilfemöglichkeiten, Zuständigkeiten und rechtmäßig zustehende Ansprüche und die Unterstützung bei Ämtergängen und -kontakten für wohnungslose Frauen wichtig sind. Aus Sicht der Fachberatungsstelle ist für die Arbeit mit Klientinnen die fallbezogene Kooperation vor allem im Sinn von (Weiter-)Vermittlung von anderen Stellen an die Fachberatungsstelle und umgekehrt besonders wichtig. Wo immer möglich, beschränkt sich die Hilfe der Fachberatungsstelle auf Informationen über Zuständigkeiten; die Klientin stellt daraufhin selbst den Kontakt zu den Einrichtungen her und regelt ihre Angelegenheiten selbst. Das heisst: Viele Kooperationskontakte mit anderen Einrichtungen erfordern keinen direkten Kontakt und sind daher gar nicht erst dokumentiert. Die dokumentierten Kontakte geben nur einen Ausschnitt aller direkten und indirekten Kooperationen wieder. In Kap. 4.2 und Kap. 4.3 wurde aber auch deutlich, dass die bloße Weitergabe einer Adresse nicht immer ausreicht. So ist es oft erforderlich, die Klientin sehr umfassend über passende Hilfsangebote zu informieren, bestehende Barrieren zu verringern und die Frau zu einer Annahme weiterführender Hilfe zu motivieren. Bei einigen Klientinnen muss die Beraterin verbindliche Termine für sie vereinbaren oder sogar die Klientin zu Treffen begleiten, zumal durchaus schwierige Konstellationen und ungeklärte Zuständigkeiten die Klientin ohne unterstützendes Fachwissen überfordern würden.

Der Aspekt der direkten fallbezogenen Kooperation mit Einrichtungen steht bei den folgenden Abschnitten im Mittelpunkt. Weitere Indikatoren der Vernetzung sind eine gemeinsame Öffentlichkeitsarbeit, die sich z.B. in gemeinsamen Aktionen und Veranstaltungen ausdrückt und eine gemeinsame Vertretung der Interessen von Frauen in Wohnungsnot gegenüber politischen und sonstigen Gremien.

Zur Kooperation befragt wurden die Mitarbeiterinnen und die im Arbeitskreis ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘ zusammengeschlossenen Einrichtungen (s. Kap. 4.1; zum AK ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘ siehe Kap. 2.4 und Anhang). Außerdem wurde in den Kontaktdokumentationen die Vermittlungen der Beraterinnen der Fachberatungsstelle an andere Stellen erhoben; in der Verlaufsdocumentation ist angegeben, wenn die Fachberatungsstelle direkten Kontakt mit einer Einrichtung aufnahm, aber auch welche Angelegenheiten die Klientin selbst klärte. Zudem wurden für einen beispielhaften Zeitraum klientinnenbezogene Telefonate der Mitarbeiterinnen der Stelle mit anderen Einrichtungen dokumentiert.

4.4.1 Ausmaß der Vernetzung (Kontaktdokumentation) und ihre Bewertung aus der Sicht der Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle (Mitarbeiterinnenbefragung)

An andere Stellen vermittelt werden vor allem Klientinnen, die Beratungsgespräche nutzen. Auf diese Subgruppe von 68 Frauen bezieht sich die folgende Auswertung der Angaben in der Kontaktdokumentation, in der die Beraterinnen vermerkten, an wen sie vermittelt haben. 27 Klientinnen, das sind 39,7% der Gesamtpopulation der Beratenen, wurde empfohlen, auch andere Stellen aufzusuchen. Da manche Frauen an mehrere Einrichtungen verwiesen wurden, sind insgesamt 37 Weitervermittlungen dokumentiert, die entsprechend der Häufigkeit der Nennungen in der folgenden Tabelle dargestellt werden.

Tabelle 4.4.1-1 Überweisungen der Fachberatungsstelle an andere Einrichtungen

Vermittlung an:	Kontaktdokumentation
	N=37 Überweisungen in % und (..)=absolute Zahlen
Sozialamt	27,0 (10)
Amt f. Wohnungssicherung	16,2 (6)
Frauenhaus	8,1 (3)
Heilsarmee	8,1 (3)
Arzt / Ärztin / Krankenhaus / Klinik	8,1 (3)
andere Ämter	5,4 (2)
Arbeitsprojekte	5,4 (2)
Ausländerbehörde	2,7 (1)
Siedlungsgesellschaft	2,7 (1)
an andere Einrichtungen des AK	2,7 (1)
Kontakte zu Mutter / Verwandten	2,7 (1)
sonstige	10,8 (4)
	100,0%

Es erstaunt in Anbetracht der schwierigen finanziellen Situation der meisten Klientinnen nicht, dass das Sozialamt an erster Stelle der Einrichtungen steht, mit denen in Angelegenheiten der Klientinnen direkt Kontakt aufgenommen wurde. Die Kontaktverläufe lassen darüber hinaus erkennen, dass es kaum eine längere Betreuung gab, in der nicht Fragen angesprochen waren, die das Sozialamt betreffen - vielfach erledigten die Klientinnen diese Angelegenheiten aber selbst - in etwa der Hälfte der Kontakte setzte sich die Beraterin direkt mit dem Amt in Verbindung. In der Kategorie ‚sonstige‘ sind sehr unterschiedliche Institutionen enthalten (Arbeitslosentreff, Konsulat, Stiftung, Schuldnerberatung). Die Tabelle vermittelt ein Bild vielfältiger Kooperation und Vernetzung.

Bei der Befragung der Mitarbeiterinnen ging es vor allem darum, deren bisherige Erfahrungen im Hinblick auf die Kooperation mit den anderen Einrichtungen für Frauen in Wohnungsnot im Allgemeinen und im Hinblick auf die klientinnenbezogene Kooperation im Besonderen zu erfassen. Entsprechend ihrer Funktion haben die Mitarbeiterinnen unterschiedlich häufige Erfahrungen in diesem Bereich. Die beiden fest angestellten Frauen kontaktieren sehr häufig, die Praktikantinnen ebenso wie die Ehrenamtlichen nie oder kaum mit anderen Einrichtungen.

In der Befragung sollten sowohl positive Kooperationserfahrungen genannt, als auch Anliegen, bei denen eine Kooperation nicht möglich war, angegeben werden (s. Anhang Fragebogen Fr. 7-14).

Die Kooperation mit dem Sozialamt wird positiv bewertet. Das vermittelnde Gespräch der Beraterinnen macht für die Klientin Wege kürzer und lässt Krisensituationen z.B. durch die rasche Ausstellung von Mietbescheinigungen kurzfristig lösen. Die gute Zusammenarbeit wird (auch) auf die persönlich fachlichen Kontakte mit den Mitarbeiterinnen des Sozialamtes zurückgeführt. Kritisch wird angemerkt, dass generelle Verfahrenszusagen, die die Arbeit der Fachberatungsstelle erleichtern würden, nicht zu erhalten sind, sondern bei jedem Einzelfall erneut verhandelt werden muss.

Die Verlaufsdocumentationen geben ein Bild der vielfältigen Inhalte der Kontakte zum Sozial- und Jugend- bzw. zum Landratsamt: Sozialhilfebezug mit Klärung der Zahlungsvoraussetzungen, Antragstellung, Auszahlung, Vorschusszahlung etc., Miet- und Kautionsübernahme, Klärung der Mitwirkungspflicht und Vermittlung in die kommunale Arbeitsvermittlung, Klärung sonstiger Leistungen im Zusammenhang mit Krankenversicherung, Sonderanschaffungen, Wohngeld, Fragen der Zuständigkeit (Meldeadresse, Überschneidung mit BAFöG), Kontakt mit dem Allgemeinen Sozialdienst, Vermittlung einer Einzelhilfe und Betreutes Wohnen oder Sorgerechtsprobleme (Jugendamt).

Die Leitstelle für Wohnungssicherung ist ausschließlich für Familien und Teilfamilien, die in Freiburg wohnungslos geworden sind, zuständig. Frauen, die in der städtischen Notunterkunft wohnen, haben in der Regel keinen Anspruch auf Leistungen der Leitstelle. Diese enge Zuständigkeit schränkt die Unterstützungsmöglichkeiten ein. Bei Wohnungsnot oder drohendem Wohnungsverlust von Klientinnen, die der Zielgruppe angehören, ist eine Versorgung jedoch ‚eigentlich immer‘ möglich.

Die räumliche Nähe der Fachberatungsstelle zum städtischen Sozialdienst der Obdachlosenheime und die persönlichen Kontakte zu den dortigen Kolleginnen ermöglichen eine gute Kooperation. Allerdings ist vor Aufnahme von Klientinnen in diese Einrichtung die Klärung des Sozialhilfebezuges erforderlich, so dass die Frauen oftmals einige Tage in Notschlafplätze untergebracht werden müssen. Auch mit dem Obdachlosenheim der Heilsarmee wird ein Beispiel guter Kooperation genannt.

Bei den Einrichtungen für psychisch Kranke werden sehr positive Kooperationserfahrungen mit dem Sozialpsychiatrischen Dienst (SPDI) und der Freiburger Hilfsgemeinschaft angegeben. Grenzen der Hilfemöglichkeit liegen weniger bei den Einrichtungen als in Barrieren der Person der Hilfesuchenden. Hier könnten gemeinsame Beratungsge-

sprache von Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle und des SPDI mit der Klientin - so ein Vorschlag - Abhilfe schaffen. Mit den psychiatrischen Kliniken gibt es wenig Erfahrungen. Es wird kritisch angemerkt, dass teilweise Frauen ohne Klärung der Wohnungsfrage aus diesen Einrichtungen entlassen werden.

Bei den Einrichtungen der Suchtberatung wird mit der DROBS und der Schwerpunktpraxis zum offenen Methadonprogramm, Stellen die von den Klientinnen oft parallel genutzt werden, kooperiert. Bevor die Beraterinnen der Fachberatungsstelle klientinnenbezogene Kontakte zu diesen Einrichtungen aufnehmen, holen sie das Einverständnis der Betroffenen ein. Die Frauen-Suchtberatung wird bei entsprechenden Problemlagen den Klientinnen zwar empfohlen, die Beraterinnen haben jedoch den Eindruck, dass dieser Rat oft nicht befolgt wird.

Im Frauenhaus wurden bereits Klientinnen der Fachberatungsstelle aufgenommen, auch wenn sie sich ‚nur‘ psychisch bedroht fühlten. Das Frauenhaus bietet jedoch im Prinzip wohnungslosen Frauen keine Unterkunft. Diese inhaltliche Abgrenzung zwischen der Klientel der Stelle und den von Gewalt bedrohten Frauen wird zwar von den Beraterinnen für sinnvoll, im Einzelfall aber für praktisch nicht immer möglich gehalten.

Bei der Frage nach Beispielen positiver Kooperation mit weiteren Institutionen wird ein großes Spektrum von Einrichtungen genannt: das Jugend- und Arbeitsamt, die Jugendagentur (Jugendarbeitsprojekt), der Werkhof (Arbeitsprojekt), der Migrationsdienst, die Schuldner- und Rechtsberatung, die Anlaufstelle für Haftentlassene, die Mädchenzukunft, Frauenhäuser in der Umgebung von Freiburg und diverse Stiftungen. Aus den Kontaktdokumentationen kann noch ergänzt werden: Wohnungsamt, Mitwohnzentrale, Wohnbaugesellschaften, der Frauen-Sozialfond (für zinslose Darlehen für wohnungslose Frauen), Jugendberatung, Bewährungshilfe, Anlaufstellen für psychisch Kranke, Arbeitslosentreff, Mieterverein, BAFöG-Amt, Kirchengemeinden, TherapeutInnen, ÄrztInnen und Kliniken, Standesamt, Botschaft eines anderen Landes, Krankenversicherungen, gesetzliche BetreuerInnen oder der Helferkreis ‚Mütter in Not‘. Sichtbar werden die intensiven Bemühungen der Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle, den Klientinnen das gesamte Hilfesystem zu erschließen.

Abschließend sollten die Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle den Stand der Vernetzung der Freiburger Einrichtungen, die es mit Frauen in Wohnungsnot zu tun haben, anhand der Indikatoren Fallkonferenzen, gegenseitige Informierung und politische Interessenvertretung einschätzen. Bei allen drei Indikatoren wird ein befriedigender bis sehr guter Vernetzungsgrad angegeben. Kritisch werden Probleme der Interessenvertretung darin gesehen, dass die Mitarbeiterinnen der Einrichtungen erst nach Absprache mit ihren verschiedenen Trägern zu öffentlichen Aussagen und Lobbyarbeit berechtigt sind. Es dauert daher mitunter sehr lange Zeit bis z.B. politische Anliegen des Arbeitskreises der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Die Zusammenarbeit von eher traditionellen und frauenspezifischen Hilfseinrichtungen wird im Hinblick auf Bedarfsanalyse und Planung als sehr fruchtbar bewertet.

4.4.2 Telefonkontakte der Fachberatungsstelle mit anderen Einrichtungen

Als weiterer Indikator der Vernetzung der Stelle mit anderen Einrichtungen wurden Telefonate mit anderen Einrichtungen, die sich auf die Situation und die Probleme von Klientinnen bezogen, beispielhaft für die Zeiträume vom 29.11.99 bis 10.12.99 und vom 10.01.00 bis zum 21.01.00 dokumentiert. Erfasst wurden die kontaktierten Einrichtungen, die Gründe für das Telefonat und der Verbleib mit der Einrichtung.

Insgesamt wurden 37 Kontakte in zweimal 10 Arbeitstagen dokumentiert. Dabei hatten die Mitarbeiterinnen der Stelle in 26 Fällen den Kontakt begonnen, in 11 Fällen wurden sie von einer anderen Einrichtung angerufen. Die kontaktierten bzw. kontaktierenden Einrichtungen waren zu 86,5% (n=32) in Freiburg zu 13,5% (n=5) im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald angesiedelt.

Im Hinblick auf die Art der Einrichtungen zeigen sich zwei Schwerpunkte: mit Ämtern - insbesondere mit dem Sozialamt und dessen Fachabteilungen für Wohnungslose - wurden 17 Telefonate geführt, mit Institutionen, die direkt mit Wohnungslosen zu tun haben, wurde sieben Mal telefoniert.

Die Probleme, wegen derer die Kontakte stattfanden, umfassen ein breites Spektrum. Im Vordergrund stehen (teilweise mit der Wohnsituation zusammenhängende) finanzielle Schwierigkeiten (z.B. Wohngeld, Kautionszahlungen, Beihilfen, Probleme mit Renten- und Unterhaltsvorschusszahlungen, Zahlungsaufforderungen, denen die Klientin nicht nachkommen kann). Die genannten Wohnungsprobleme sind oftmals verbunden mit solchen der Gesundheit und der Arbeit.

Die zwischen den kontaktierenden Einrichtungen geschlossenen Vereinbarungen betreffen die Vermittlung bestimmter Leistungen für die Klientinnen. Teilweise wurden persönliche Kontakte mit der betreffenden Klientin oder weitere Kontakte der Mitarbeitenden der Einrichtungen, auch zur Vermeidung von Doppelberatungen, vereinbart. Bei 17 Telefonaten finden sich Bemerkungen zum Gesprächsverlauf, der dabei überwiegend als hilfreich, kooperativ und problemlösend bezeichnet wird.

Diese Daten ergänzen das Bild eines bestehenden, funktionierenden und auf wechselseitigen Vermittlung beruhenden Kooperationsnetzes bereits in der Aufbauphase der Fachberatungsstelle.

4.4.3 Vernetzung aus Sicht der in dem Arbeitskreis ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘ zusammengeschlossenen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe

Die 27 im Arbeitskreis ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘ zusammengeschlossenen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe boten sich als Zielgruppe an, um die Vernetzung aus Aussensicht bewerten zu lassen. Alle wichtigen Einrichtungen - die städtische Leitstelle zur Wohnungssicherung eingeschlossen - sind in diesem Arbeitskreis vertreten. Von den 19 Einrichtungen, die an der Befragung teilnahmen (siehe Anhang), sind zwei Gruppen bzw. politische Initiativen nicht direkt mit der Unterstützung für wohnungslose Frauen befasst, zwei sind Ämter, 15 sind Einrichtungen der ambulanten oder stationären Wohnungslosenhilfe.

Von den 19 Institutionen der Kooperationsbefragung gaben 13 an, dass sie mit den Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle bei den Treffen des AK FrauenLeben - FrauenWohnen Kontakte hatten, neun hatten mit diesen wegen Öffentlichkeitsarbeit bzw. gemeinsamen Veranstaltungen zu tun.

Im Folgenden wird ausführlich auf die klientinnenbezogene Kooperation eingegangen. Voraussetzung für diese ist, dass die Mitarbeitenden von Einrichtungen selbst direkt mit Frauen in Wohnungsnot zu tun haben. Dies kann bei den 15 Einrichtungen des ambulanten und/oder stationären Hilfesystems und bei den beiden Ämtern angenommen werden. Bei den zwei politischen Gruppen und Initiativen ist dies nicht der Fall. Sie werden daher im Folgenden ausgeklammert, so dass die Bezugsgröße hier 17 Einrichtungen sind.

12 Institutionen gaben an, wegen einzelner Klientinnen schon einmal mit den Fachberaterinnen Kontakt gehabt zu haben, und 13 vermittelten Frauen an die Fachberatungsstelle, davon sieben 10 und mehrmals. Dieses Ergebnis wird bestätigt durch die Angaben in der Kontaktdokumentation. Diese hohe Zahl an Überweisungen ist nicht zuletzt dadurch bedingt, dass eine Mitarbeiterin der Fachberatungsstelle vor deren Eröffnung in einer anderen Einrichtung der Wohnungslosenhilfe beschäftigt war. Von daher ist eine Kontinuität der Kooperationsbeziehungen gegeben.

Im Vordergrund der Probleme, wegen deren die Klientinnen an die Fachberatungsstelle verwiesen werden, stehen verständlicherweise Wohnungsprobleme. Sowohl Frauen, die wegen der Scheidung oder Trennung vom Partner von Wohnungslosigkeit bedroht waren, als auch obdachlos und verdeckt wohnungslos wurde empfohlen, die Stelle aufzusuchen. Ebenso wurde von den KooperationspartnerInnen auf die Beratungsmöglichkeiten, die Angebote zur persönlichen Versorgung und die Freizeitangebote der Stelle hingewiesen.

Neun Institutionen gaben an, dass Klientinnen der Fachberatungsstelle auf Vermittlung hin in ihre Einrichtung gekommen sind, vier verneinten dies, sechs Institutionen konnten keine Angabe dazu machen, ob das der Fall war. Die Probleme der vermittelten Klientinnen zeigen die effiziente Nutzung der verschiedenen Angebote des Netzes. Überwiesen wurden Frauen, die Gewalt in der Partnerschaft erlitten, die Suchtprobleme hatten, finanzielle oder Sachhilfen z.B. bei der Wohnungseinrichtung oder der Babyausstattung benötigten, eine Notunterkunft brauchten oder eine ausländische Frau, die aufgrund von Eheproblemen eine Unterkunft suchte. Elf Institutionen nennen einzelfallbezogene Beispiele für eine gut gelungene Kooperation mit der Fachberatungsstelle.

Die Bewertung der Kooperation mit der Fachberatungsstelle wird an den Antworten auf die Frage, ob es bisher Kooperationsschwierigkeiten gab, deutlich: 18 Institutionen verneinen dies. Eine Institution sieht Schwierigkeiten darin, dass die Erreichbarkeit der Fachberatungsstelle zeitlich eingeschränkt ist und dass sie zu wenig Klientinnen in die Einrichtung der Befragten weitervermittelt. Keine der Institutionen sieht Schwierigkeiten, die ihr durch die Arbeit der Beraterinnen der Fachberatungsstelle entstehen könnten (s. Anhang Frage Nr. 14). 17 Institutionen bewerten die Fachberatungsstelle als für die eigene Arbeit hilfreich (zum Nutzen der Fachberatungsstelle für die Mitglieder des AK siehe auch Kap. 4.5).

Vier Institutionen halten Kooperationsabsprachen mit der Fachberatungsstelle für nicht erforderlich, da die bisherige Kooperation gut funktioniere bzw. solche Absprachen bereits bestehen. 16 Institutionen wünschen sich Absprachen, die sich - mehrfach genannt - auf Fallbesprechungen auch zur Vermeidung von Doppelbetreuungen, auf eine Abklärung welche Beraterin in welcher Weise aktiv wird und auf ein einheitliches Vorgehen der Beraterinnen unterschiedlicher Einrichtungen bei Zugeständnissen an die Klientinnen beziehen.

Indikator für die Existenz eines Netzwerkes für Frauen in Wohnungsnot ist nicht nur die Kooperation von Einrichtungen mit der Fachberatungsstelle, sondern auch die der befragten Einrichtungen untereinander. 17 der 19 befragten Einrichtungen kooperieren außer mit der Fachberatungsstelle auch direkt mit anderen Institutionen. Zwei haben ausschließlich im AK ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ mit anderen Einrichtungen zu tun.

Zur abschließenden Bewertung der Vernetzung der Hilfseinrichtungen für Frauen in Wohnungsnot (Frage Nr. 15) meinen vier Institutionen, dass die Vernetzung erst begonnen habe, sieben sehen einige Einrichtungen bereits vernetzt, fünf bzw. eine Institution geben an, dass viele Einrichtungen bereits vernetzt sind bzw. ein gut funktionierendes Netzwerk existiert.

4.4.4 Zusammenfassung

Die Kooperation und Vernetzung der Fachberatungsstelle mit den Einrichtungen, die sich im AK ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘ zusammengeschlossen haben, wurde anhand der Kontaktdokumentation, der Telefondokumentation, der Mitarbeiterinnen- und der Kooperationsbefragung evaluiert. Die Ergebnisse der unterschiedlichen methodischen Zugänge zeigen übereinstimmend eine gute intrainstitutionelle Kooperation auf der klientinnenbezogenen Ebene und eine effiziente Vernetzung des Hilfesystems für Frauen in Wohnungsnot.

Die Tatsache, dass bereits neun Monate nach ihrer Eröffnung die Fachberatungsstelle eine anerkannte und viel kontaktierte Einrichtung in einem bereits bestehenden Hilfeverbund ist, verdient besondere Beachtung. Dieser Erfolg weist auf die kompetente und fachlich überzeugende Arbeit der Mitarbeiterinnen der Stelle hin und hat damit zu tun, dass bereits vor der Eröffnung der Fachberatungsstelle - und deren Eröffnung unterstützend - ein Kooperationsystem existierte und sich die Vertreterinnen der Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und die Unterstützerinnen der Arbeit mit wohnungslosen Frauen persönlich kennen (s. Kap. 2.1).

4.5 Bewertung der Fachberatungsstelle

Zur Bewertung der frauenspezifischen Konzeption der Fachberatungstelle, ihrer Angebote und ihrer Arbeit wurden die Klientinnen, die KooperationspartnerInnen und die Mitarbeiterinnen befragt (s. Kap. 4.1). Die Befragungsergebnisse haben rein deskriptiven Charakter, sie liefern Informationen und Erfahrungen aus der bisherigen Arbeit der Fachberatungsstelle. Im Vordergrund steht die Frage, wie die Befragten die Stelle bewerten. Die Anwendung differenzierter statistischer Verfahren bei der Datenanalyse ist

aufgrund der numerisch kleinen Befragungspopulationen nicht möglich. Es werden daher nur Grundauszählungen präsentiert. Trotz der relativ kleinen Bezugswerte werden teilweise Prozentangaben angegeben, um Rangfolgen und Unterschiede zu verdeutlichen.

4.5.1 Bewertung aus der Sicht der Klientinnen (Klientinnenfragebogen)

Es liegen 23 Fragebögen vor. Da nicht von allen Frauen alle Fragen beantwortet wurden, beziehen sich die Prozentangaben auf jeweils angegebene unterschiedliche Häufigkeiten.

Die meisten Befragten waren schon mehrmals in der Stelle gewesen, bevor sie den Bogen ausfüllten (n=12 viermal und häufiger; n=8 zwei bis dreimal; n=3 ein Mal). Zwar erschließt sich aus den Fragebögen nicht, welche Angebote die Frauen in Anspruch genommen haben, es kann jedoch von einem gewissen Erfahrungshorizont, auf dem die Angaben beruhen, ausgegangen werden.

Zur Charakterisierung der Befragungspopulation wurden einige Sozialdaten und die aktuelle Wohnsituation erhoben. Bei Alter, Familienstand und finanzieller Situation zeigt der Vergleich der Befragten mit den 79 Klientinnen aus der Kontaktdokumentation (s. Kap. 4.2) keine wesentlichen Unterschiede. Im Hinblick auf die Wohnsituation lässt sich jedoch feststellen, dass die sichtbar und verdeckt Wohnungslosen unter denen, die den Fragebogen ausfüllten etwas unterrepräsentiert, die Frauen mit einer eigenen Wohnung oder einem eigenen Zimmer mit 42,9% stark überrepräsentiert sind, da der entsprechende Anteil bei der Kontaktdokumentation nur 29,9% beträgt.

Die Bewertung der frauenspezifischen Konzeption der Fachberatungsstelle wurde anhand von drei Fragen operationalisiert. Die Befragten sollten sich dazu äußern, ob und aus welchen Gründen die Stelle auch für Männer offen oder nicht offen sein sollte (Frage 7), ob sie eine Beratung durch eine Frau präferieren (Frage 8) und was für sie an der Stelle besonders wichtig ist (Frage 5).

Die Frage, ob die Stelle auch für Männer offen sein sollte, wurde von 22 Frauen beantwortet. Es stimmen den folgenden Items jeweils zu:

- „Männer sollten überhaupt nicht in die Stelle kommen dürfen.“ Zustimmung: 45,5% (n=10);
- „Männer sollten nur außerhalb der normalen Öffnungszeiten in die Stelle kommen dürfen.“ Zustimmung: 40,9% (n=9);
- „Männer sollten auch während der normalen Öffnungszeiten in die Stelle kommen dürfen.“ Zustimmung: 13,6% (n=3).

Bei den offen genannten Gründen für den Ausschluss der Männer wird die frauenspezifische Konzeption explizit unterstützt. Dies zeigt sich an Äußerungen wie: „Es ist sehr wichtig und angenehm, dass die Frauen unter sich sind. Für mich z.B. ist das Frauenfrühstück, die Bastelgruppe usw. in dieser Einrichtung, die einzige Möglichkeit unter Frauen zu sein.“ Oder: „Ich finde es eine ruhige, gelassene Stimmung, mal ohne Män-

ner mit Frauen zu tun zu haben“; oder eine weitere Begründung für den Ausschluss der Männer: „weil viele Probleme frauenspezifisch sind.“ Der Wunsch nach einem Frauenraum wird auch mit den Verhaltensweisen von Männern begründet: „Man ist sonst 24 Stunden täglich von so genannten Männern umgeben, angemacht und abgefüllt.“ und „weil in der (i.e.einer geschlechtsgemischten Einrichtung der Wohnungslosenhilfe) schon genug außergewöhnliche Fratzen sitzen“. Weitere Begründungen liegen darin, dass „es für Männer andere Hilfsangebote gibt.“

Bei den Gründen für den Zugang der Männer nur außerhalb der normalen Öffnungszeiten finden sich teilweise ähnliche Angaben wie bei denen zum Ausschluss. Z.B.: „ich fühle mich wohler unter Frauen“ oder „ich will sie (i.e. die Männer) nicht sehen“.

Seit ihrer Eröffnung bietet die Fachberatungsstelle außerhalb der normalen Öffnungszeiten Beratungen für Frauen mit ihren Partnern an. Neun Befragte stimmen dem Item „Männer sollten außerhalb der normalen Öffnungszeiten in die Fachberatungsstelle kommen können“ zu, weil sie sich solche Paarberatungen wünschen: „für Paare und deren Belange“; oder „damit die Möglichkeit der Auseinandersetzung (Partnerschaft) besteht“ oder „wenn z.B. eine Frau Probleme mit ihrem Partner hat und hier eine Art Paargespräche führen kann“. Die Möglichkeit der Paarberatung wird jedoch tatsächlich selten genutzt. Nach Aufzeichnungen der Beraterinnen fanden im Untersuchungszeitraum lediglich fünf Paarberatungen statt.

Einige Befragte stimmen dem Zugang der Männer zur Stelle außerhalb der normalen Öffnungszeiten aus ihrem Gerechtigkeitsinn heraus zu. Dies wird deutlich an folgenden Begründungen: „dass die Lebensgefährten und andere Männer nicht zweiter Klasse behandelt werden und über Probleme und Problemlösungen sprechen können“; oder „Da die Fachberatungsstelle extra für Frauen eingerichtet worden ist, sollten auch diese die gesamten Öffnungszeiten nutzen können. Andererseits sollten Männer in Not die Möglichkeit haben, über diese Stelle Informationen zu erhalten, wohin sie sich wenden können.“

Fasst man die Angaben, dass Männer überhaupt nicht oder nur außerhalb der normalen Öffnungszeiten die Fachberatungsstelle nutzen sollten, zusammen, so ergibt sich eine Übereinstimmung mit den Antworten auf die Frage 5, bei der 82,6% (n=19) der Befragten das Item „Für mich ist wichtig, dass nur Frauen Zugang zu der Stelle haben“ ankreuzten und 65,2% (n=15) es für wichtig hielten „dass ich hier nicht von Männern angemacht werde“.

Die Begründungen dafür, dass Männer auch während der normalen Öffnungszeiten die Stelle nutzen können, liegen ebenfalls in den Vorstellungen der Befragten von Gleichberechtigung: „Meine Meinung: Man sollte die Menschen gleichberechtigt behandeln“ und „Jeder der Hilfe braucht, sollte in die Stelle kommen können“.

In den Antworten der Frage zur Präferenz für eine Beraterin (Nr. 8) wird ebenfalls die positive Bewertung der frauenspezifischen Konzeption der Fachberatungsstelle deutlich. Den vorgegebenen Items wurde von den 21 Frauen, die Angaben zu dieser Frage machten, mit folgenden Anteilen zugestimmt:

- „Mit einer Beraterin kann ich andere Dinge besprechen als mit einem Berater“ Zustimmung: 90,5% (n=19);
- „Eine Beraterin kann meine Probleme viel besser verstehen als ein Berater“ Zustimmung: 81% (n=17)
- „Mir ist es gleichgültig, ob ich von einer Frau oder von einem Mann beraten werden“ Zustimmung: 19,0% (n=4).

Diese Ergebnisse werden unterstrichen durch die von allen Frauen (n=23) beantwortete Frage, mit der anhand vorgegebener Items erhoben wurde, was für die Klientinnen an der Stelle besonders wichtig bzw. nicht wichtig ist (Frage 5). 91,3% (n=21) der Frauen hielten es für wichtig, „dass ich von einer Frau beraten werde“.

Die Bewertung der Angebote der Stelle im Hinblick darauf, ob sie für die einzelnen Frauen wichtig oder unnötig sind, wurde mit der Frage 3 des Fragebogens erhoben. Die Angaben geben auch Hinweise auf den Hilfebedarf der Klientinnen. Es waren alle Angebote vorgegeben. Einige der Befragten vermerkten, dass bestimmte Angebote zwar nicht für sie persönlich, sicher aber für andere Frauen wichtig seien. In der folgenden Tabelle sind die Ergebnisse in der Reihenfolge der genannten Wichtigkeit dargestellt.

Tabelle 4.5.1-1 Bedeutung der Angebote der Fachberatungsstelle für die Klientinnen

Angebote	Als für die Klientin persönlich wichtig genannt Angaben in % (N=23)
Persönliche Beratung	95,7 (22)
Andere Frauen treffen	91,3 (21)
Unterstützung bei Behördenangelegenheiten	87,0 (20)
Hilfe bei der Wohnungssuche	78,3 (18)
Ausruhen	65,2 (15)
Wäsche waschen	52,3 (12)
Duschen	47,8 (11)
Nähkurs	43,5 (10)
Basteln	43,5 (10)
Kochen	34,8 (8)

Die persönliche Beratung wurde von nahezu allen Befragten als für sie wichtig genannt. Die hohe Zahl der Nennungen bei Unterstützung bei Behördenangelegenheiten und Hilfe bei der Wohnungssuche unterstreicht die Bedeutung, die der direkte, helfende Kontakt mit den Mitarbeiterinnen für die Klientinnen hat (s. auch Kap. 3). Dieses Ergebnis stimmt mit dem des Modellprojektes ‚Hilfen für alleinstehende wohnungslose Frauen‘ überein. Dort wird festgestellt: „Besucherinnen von Frauen-Tagesangeboten haben in jedem Fall einen hohen Bedarf an persönlicher Hilfe bzw. Beratung, auch wenn sie dies beim ersten Kontakt noch nicht so deutlich werden lassen.“(Enders-Drägässer et al. 1999, 204).

Die hohe Wichtigkeit, die dem Item „andere Frauen treffen“ beigemessen wird kann als Akzeptanz der Einrichtung als Frauenraum, als Ort der Kommunikation mit Frauen, interpretiert werden. Das Bedürfnis nach einem solchen Ort nur für Frauen wird auch aus weiteren Befragungsergebnissen ersichtlich. Die inhaltliche Bedeutung des Wunsches andere Frauen zu treffen, erhellt sich aus den Erfahrungen in der oben genannten Untersuchung von Enders-Drägässer et al. (1999). Danach schämen sich Frauen in Wohnungsnot, dass sie ihre Probleme nicht mehr selbst lösen können. Mit den anderen Frauen, die eine Einrichtung aufsuchen, verbinden sie vielfache Erfahrungen von negativen Lebensereignissen. „Deshalb hören sie auch aufmerksam zu, wenn eine andere Besucherin ein Problem anspricht, das sie auch selbst haben, und sie nehmen sich den Rat, den sich die andere holt, für sich selbst mit“ (a.a.O., 206-207).

Die Möglichkeit des Ausruhens wird von den Befragten noch vor den Angeboten zur persönlichen Versorgung und zur Freizeitgestaltung für wichtig erachtet.

Die Frage, ob die Angebote der Stelle ausreichend sind, wurde von 17 Frauen bejaht. Fünf Frauen machten Vorschläge für oder hatten Wünsche nach weiteren Angeboten. Genannt wurden: „längere und tägliche Öffnungszeiten - besonders im Winter“; „evtl. Fernseh-, Videorekorder, um manchmal mit den Frauen einen gemütlichen Filmnachmittag zu machen“ und „vielleicht zweimal die Woche Kinderbetreuung für Amts/Behördengänge oder Arztbesuche der Mutter“.

Als zusätzliche Angebote wurde „Rechtsberatung z.B. Unterhaltsrecht“ und „evtl. eine Person, die bei Fragen zur Suche einer Arbeitsstelle unterstützende Hilfe leisten kann, die vom Arbeitsamt nicht abgedeckt werden können“, genannt. Eine Befragte wünschte, dass für obdachlose Frauen „noch mehr gemacht werden soll – Unterbringung“.

Um nuanciertere Bewertungen als sie bei den geschlossenen Fragen möglich sind, zu erhalten, wurde offen gefragt: „Was gefällt Ihnen besonders gut an der Fachberatungsstelle, was gefällt Ihnen nicht an der Stelle?“ (Frage 9). Es liegen von 21 Frauen eine oder mehrere Angaben zu „besonders gut“ und drei Angaben zu „gefällt mir nicht“ vor. Die Antworten verdeutlichen die Bewertungskriterien der Befragten, die sich in fünf Kategorien zusammenfassen lassen (die Reihenfolge gibt die Häufigkeit der Nennungen wider):

- die Atmosphäre in der Stelle;
- die Kompetenz und Freundlichkeit der Mitarbeiterinnen der Stelle;
- die frauenspezifische Konzeption;
- die Angebote;
- die Öffnungszeiten.

Die Bedeutung der räumlichen Ausstattung und der Atmosphäre für die Akzeptanz des neuen Angebotes wurde bereits bei der Einrichtung der Räume bedacht. Es wurde Wert darauf gelegt, die Inneneinrichtung ästhetisch zu gestalten. Wie sehr dies den Bedürfnissen der Klientinnen entspricht, zeigt sich bei der Frage Nr. 5, bei der dem Item: Ich halte es für wichtig, „dass die Räume und die Einrichtung schön sind“ 87% (n=20) und dem: Ich halte es für wichtig, „dass so eine ruhige Atmosphäre ist“ 100% (n=23) zustimmten.

Bei den Antworten auf die offene Frage 9 werden diese Aspekte vertieft. Von zehn Frauen wird als das, was besonders gut gefällt (unter anderem) die Atmosphäre genannt. Diese wird beschrieben als „gemütlich“, „locker familiär“, „freundlich, entgegenkommend“, „nett“, „helfend“, „offen“. Weitere Äußerungen, die den atmosphärischen Bereich betreffen sind: „Stimmung“, „Geselligkeit“, „Wohlfühlen“, „Ruhe“. In etwa der gleichen Häufigkeit wie die Atmosphäre werden die Mitarbeiterinnen der Stelle als das, was besonders gut gefällt genannt. Die Äußerungen beziehen sich auf ihr Verhalten

(„Engagement“, „Freundlichkeit“, „Entgegenkommen“) und ihre Kompetenz, z.B., „dass vonseiten der Beraterinnen so umgehend und bemüht Möglichkeiten zur Veränderung einer schwierigen Situation angestrebt werden“; „Fähigkeit zuzuhören, Ernstnehmen von Problemen“; „dass man mit den Leuten reden kann, wenn man in Not ist“; „dass man mit Rat und Tat zur Seite gestanden bekommt“.

Der Ausschluss von Männern aus der Fachberatungsstelle wird von drei Befragten explizit als das, was besonders gefällt in den Äußerungen: „dass nur Frauen kommen“, „nur für Frauen“, „andere Frauen treffen und reden, keine Männer dabei“ beschrieben.

Nahezu alle verschiedenen Angebote der Stelle werden als das, was besonders gefällt in unterschiedlichen Häufigkeiten genannt, wobei das Frauenfrühstück am häufigsten angeboten wird.

Zwei der drei Äußerungen dazu, was nicht gefällt, beziehen sich auf die Öffnungszeiten der Stelle: „dass sie nur vormittags geöffnet ist außer Mittwoch und auch nicht am Wochenende“, „dass sie nachmittags geschlossen ist, wäre im Winter toll, wenn sie auf wäre“. In einer Angabe wird eine andere Klientin kritisiert.

Zusammenfassend kann die breite Akzeptanz des frauenspezifischen Ansatzes festgestellt werden. Die Klientinnen wünschen sich die Stelle als einen Frauenraum und nehmen ihn auch als solchen wahr. Die Beratung nur durch Frauen wird überwiegend als positiv bewertet. Die Ergebnisse der Befragung zeigen weiterhin eine Übereinstimmung des Beratungsangebotes und der Angebote im offenen Bereich mit dem Hilfebedarf und den Wünschen der Klientinnen. Die Fachberatungsstelle füllt eine Lücke im vor Ort bestehenden Hilfesystem. So geben 60,9% (n=14) der Befragten an, dass sie fast nur oder ausschließlich die Stelle aufsuchen, 39,1% (n=9) gehen auch in andere Freiburger Einrichtungen für Menschen in Wohnungsnot (Frage 6).

4.5.2 Bewertung aus der Sicht des Arbeitskreises ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ (Kooperationsbefragung)

Von den 27 Mitgliedern des Arbeitskreises ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ haben 70,4% an der schriftlichen Befragung teilgenommen (s. auch Kap. 4.4). Die Frage, ob es trotz der Niedrigschwelligkeit des Konzeptes der Fachberatungsstelle Schwierigkeiten des Zuganges der Klientel gibt (Frage 4), konnten 13 Institutionen aufgrund ihrer Erfahrungen beantworten. 61% (n=8) sehen keine, 39% (n=5) sehen Schwierigkeiten. Als solche wurden die noch ungenügende Bekanntheit der Stelle, ihre begrenzten Öffnungszeiten und die negative Haltung der Partner von Betroffenen genannt. Ausländerinnen, illegalisierte Frauen, Asylantinnen, sehr junge Frauen und solche in prekärem physischen und psychischen Zustand werden als nur ungenügend erreichte Gruppen bezeichnet.

Die Frage, welche Angebote der Fachberatungsstelle aus der Sicht ihrer Einrichtung notwendig, welche wünschenswert und welche nicht nötig seien, wurde von allen beantwortet (Frage 2).

Tabelle 4.5.2-1 Bewertung der Angebote der Fachberatungsstelle durch die Mitglieder des AK

Angebote	Dieses Angebot ist notwendig Angaben in % (N=19)
Persönliche Beratung	100,0 (19)
Unterstützung bei Behördenangelegenheiten	100,0 (19)
Hilfe bei der Wohnungssuche	89,5 (17)
Ausruhen	89,5 (17)
Wäsche waschen	89,5 (17)
Duschen	89,5 (17)
Zusammensein mit anderen Betroffenen	78,9 (15)
Kochen	43,5 (10)
Basteln	26,3 (5)
Nähkurs	26,3 (5)

Vergleicht man die Rangfolge der Häufigkeiten, in der einmal die KooperationspartnerInnen zum anderen die Klientinnen (s.Tab.4.5.1-1) die Angebote für notwendig bzw. für sie persönlich wichtig erachten, dann zeigen sich interessante Übereinstimmungen und Unterschiede. An erster Stelle steht bei beiden Gruppen die persönliche Beratung. Die Unterstützung in Behördenangelegenheiten und die Hilfe bei der Wohnungssuche sind zwar für den weitaus größten Teil der Klientinnen wichtig (87,0% und 78,3%), diese Angebote werden jedoch von den KooperationspartnerInnen zu größeren Anteilen für notwendig erachtet. Dies ist auch bei den Angeboten zur alltäglichen Versorgung der Fall, wohingegen die Freizeitangebote (Basteln und Nähkurs) bei den Klientinnen einen größeren Stellenwert als bei den KooperationspartnerInnen haben. Die Möglichkeit, andere Frauen zu treffen, steht bei den Klientinnen an zweiter Stelle der Wichtigkeit (für 91,3% der Befragten ist dies wichtig), bei den Kooperationspartnerinnen erst an siebter.

Die Angebote der Stelle halten fünf der Institutionen für ausreichend, drei konnten die Fragen zum weiteren Hilfebedarf nicht beantworten und elf machten Angaben zu weiteren Hilfebedarfen in Freiburg. Diese beziehen sich auf Unterkunft und Wohnmöglichkeiten. Gewünscht werden Orte, die einen längeren Aufenthalt für Frauen in Wohnungsnot ermöglichen, eine Frauenpension, zentral gelegene städtische Notschlafplätze ausschließlich für Frauen, Wohnraum und betreute Wohnmöglichkeiten für Frauen.

Im Hinblick auf weitere Angebote der Fachberatungsstelle werden für erforderlich gehalten: längere Öffnungszeiten und Wochenend-Betreuung, spezifische Möglichkeiten für junge Obdachlose/junge Frauen in Wohnungsnot, Eingliederungshilfen und Hilfen zur Eingewöhnung ins tägliche Leben (z.B. Gestaltung des Tagesablaufes - mit Kind).

Weitere gewünschte Angebote könnten auch von anderen Einrichtungen erbracht werden z.B. Selbstbehauptungs-/Selbstverteidigungskurse für wohnungslose Frauen, Sprachkurse für Migrantinnen, Rechtsinformationen (auch Ausländerrecht), Meditations-Kurse und ein Tanzraum.

Eine allgemeine Bewertung der Konzeption der Fachberatungsstelle und ihrer Arbeit zeigt sich bei der Frage, wo die KooperationspartnerInnen den Nutzen der Stelle für ihre eigene Arbeit sehen. Die 17 Antworten dazu können nach folgenden Kategorien zusammengefasst werden:

- der Nutzen liegt in der frauenspezifischen und niedrigschwelligen Konzeption (z.B. wird „neben den sonstigen gemischtgeschlechtlichen bzw. männerdominierten Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in Freiburg“ die Stelle für notwendig erachtet oder „jede frauenspezifische Einrichtung, die sich durchsetzt, bringt Normalität in die vermeintlich geschlechtsneutrale Hilfsstruktur“. Durch die Niedrigschwelligkeit „können Frauen, die wohnungslos sind, aus der Isolation herausgeholt werden“ oder „von der Straße wegkommen“).
- der Nutzen liegt in der Kompetenz der Mitarbeiterinnen der Stelle (z.B. „kompetente Hilfe“, „Fachkompetenz“, man kann Frauen dahin verweisen, „weil sie dort kompetente und konkrete Hilfe bekommen“).
- der Nutzen liegt in der Möglichkeit, Frauen an die Stelle zu verweisen (z.B. „spezifische Beratungsangebote sind in unserer Einrichtung nicht möglich, daher Verweis von Klientinnen an die Stelle“ oder: „wenn zu uns eine obdachlose Frau kommt, können wir ihr ein Angebot vermitteln, wo sie auch nach vorausgegangener Gewalterfahrung sich geschützt fühlen kann“).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die KooperationspartnerInnen die Stelle positiv bewerten. Ihre bisherigen Angebote decken jedoch nicht den Hilfebedarf von Frauen in Freiburg ab, vielmehr werden weitere Angebote eingefordert.

4.5.3 Bewertung aus der Sicht der Mitarbeiterinnen (Mitarbeiterinnenbefragung)

Bei der Befragung der Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle ging es vor allem darum, Erfahrungen in der bisherigen Arbeit zu erfassen (zur Konzeption s. Kap. 4.1). Nach diesen sollten die Befragten trotz der Niedrigschwelligkeit des Angebotes bestehende Zugangsschwierigkeiten benennen (Frage 4), Äußerungen der Klientinnen zur frauenspezifischen Konzeption wiedergeben (Frage 5), den weiteren Hilfebedarf einschätzen (Frage 2) und die Wirkungen ihrer Arbeit (Frage 19) bewerten.

Bei den Zugangsschwierigkeiten fallen - von mehreren Mitarbeiterinnen genannt - auf, dass die Partner der Klientinnen ein Hindernis für die Nutzung der Stelle insofern sind, als sie den Frauen verbieten, dorthin zu gehen. Die Mitarbeiterinnen hielten es für schwierig von der Stelle nicht erreichte Gruppen zu benennen, da zwar das gesamte

Spektrum von wohnungslosen Frauen, wenn auch in unterschiedlichen Anteilen, erreicht werde. Zugangsschwierigkeiten - so wird vermutet - haben die ‚typischen Plattefrauen‘ und der Punk-Szene angehörende Frauen. Kontaktängste werden auch bei psychisch kranken Frauen vermutet.

Alle haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen haben zumindest im offenen Bereich Kontakte zu den Klientinnen. Die dabei gehörten Äußerungen der Klientel zu der frauenspezifischen Konzeption (nur Frauen haben Zugang zu der Stelle) sind überwiegend oder hauptsächlich, so der Eindruck, positiv. Interessant ist, dass Klientinnen anfänglich äußern „eigentlich verstehe ich mich nicht so gut mit Frauen“ oder „ich kann eigentlich nicht so gut mit Frauen“, aber je größer die Anbindung der Klientinnen an die Stelle ist, umso mehr schätzen und genießen sie die Abwesenheit von Männern, da der „Konkurrenzkampf“ oder „Konkurrenzdruck“ entfällt, da „die meisten Frauen Gewalterfahrungen haben“ und „viele Themen (z.B. beim Frauenfrühstück) besprochen werden können, die in Anwesenheit von Männern nicht behandelt würden“.

Als negative Äußerungen zur Konzeption hören die Mitarbeiterinnen gelegentlich den Vorwurf „ihr grenzt die Partner aus“, der vor dem Hintergrund der angebotenen Paarberatung jedoch kaum zutreffend ist (s. Kap. 2.2).

Ein weiterer Hilfebedarf für Frauen in Wohnungsnot in Freiburg wird vor allem in Wohnmöglichkeiten für bestimmte Gruppen (z.B. betreutes Wohnen für psychisch Kranke; für Frauen mit Hunden) oder generell für Frauen in Wohnungsnot wie z.B. Frauenpension, Individualwohnraum, geschützte und qualifizierte Notunterkünfte nur für Frauen gesehen. Die Stelle betreffend werden erweiterte Öffnungszeiten (vor allem auch am Wochenende) gewünscht, die jedoch nur mit einer personellen Aufstockung realisierbar wären.

Die Mitarbeiterinnen sollten angeben, wo kritische Punkte der Arbeit liegen, die z.B. zum Kontaktabbruch von Klientinnen führen (Frage 6) und wie zufrieden sie mit den Wirkungen ihrer Arbeit sind (Frage 19).

Gründe für Kontaktabbrüche trotz eines offensichtlich bestehenden Hilfebedarfes werden in zwei Aspekten gesehen. Einmal führen insbesondere fehlende Wohnangebote im Hilfesystem zum Rückzug solcher Klientinnen, die mit der Erwartung kommen, sofort eine Wohnmöglichkeit zu erhalten. Zum anderen wird angemerkt, dass ein Teil der Klientel selbst in einer psychischen Situation ist, in der es schwer fällt, „an was dran zu bleiben“. Zwar hätte man mitunter den Eindruck, dass die Stelle „einer Frau gut getan hat“, was für ihr Wegbleiben eine Rolle spiele, ließe sich jedoch nicht immer überblicken. Eine Mitarbeiterin betont jedoch die Akzeptanz der Entscheidungen der Klientinnen, denn „es darf kein Druck ausgeübt werden im Hinblick auf die Erwartungen an die Frauen, man muss ihnen Zeit lassen und ihre Bedürfnisse respektieren“.

Zur Wirkung der Beratungsgespräche vermerken die Beraterinnen, dass es mitunter sehr lange dauere bis man Wirkungen sehe, aber auch „kleine Schritte“ seien wichtig. Grundsätzlich würde es Mut machen „wie viele Frauen wir in Wohnungen bekommen haben“.

Zu den Wirkungen der Arbeit im offenen Bereich liegen, da hier alle Befragten Erfahrungen haben, sehr viele Angaben vor. Beobachtet wird mehrfach, dass sich die Besucherinnen des offenen Bereiches stabilisieren und festigen, dass sie offener werden und vertrauensvolle Beziehungen aufbauen. Mehrfach wird erwähnt, dass sich Freundschaften und soziale Kontakte der Klientinnen untereinander anbahnen, die zu weiteren gemeinsamen Aktivitäten führen. Zur Atmosphäre der Arbeit im offenen Bereich finden sich Äußerungen wie: „Hier ist für manche die zweite Heimat“, „das gemeinsame Tun (beim Kreativangebot) hat etwas Friedliches und Befriedendes“, „eine Klientin fühlt sich wie im Wohnzimmer“, es herrscht eine „lustige“, eine „gute“ oder auch eine „Spinnstuben-Atmosphäre“.

4.5.4 Zusammenfassung

Zusammenfassend werden die Übereinstimmungen in der Bewertung der Fachberatungsstelle aus der Sicht der Klientinnen, der KooperationspartnerInnen und der Mitarbeiterinnen dargestellt.

Die vom Arbeitskreis ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ und den Mitarbeiterinnen der Fachberatungsstelle entwickelte frauenspezifische Konzeption wird vom überwiegenden Teil der Klientinnen als positiv empfunden. Praktische Wirkungen des Ausschlusses von Männern während der normalen Öffnungszeiten der Stelle liegen (auch) im atmosphärischen Bereich. Dieser wird teilweise von den Klientinnen und den Mitarbeiterinnen mit gleichen Wörtern beschrieben. Am auffallendsten ist die Bedeutung des offenen Bereiches als Ort der Kommunikation und des Austausches von Frauen mit Frauen. Sehr treffend charakterisiert dies eine ehrenamtlichen Mitarbeiterin mit dem Bild der „Spinnstuben-Atmosphäre“.

Trotz der Niedrigschwelligkeit der Fachberatungsstelle existieren nach Ansicht der KooperationspartnerInnen und der Mitarbeiterinnen für manche Frauen Schwierigkeiten des Zuganges. Ein Problem wird von beiden Seiten in der negativen Haltung der Männern gesehen, die ihren Partnerinnen verbieten, die Stelle aufzusuchen.

Bei der Frage weiterer Angebote der Fachberatungsstelle werden von Klientinnen, KooperationspartnernInnen und Mitarbeiterinnen längere Öffnungszeiten gewünscht, die jedoch nur mit einer personellen Aufstockung der Stelle realisierbar wären.

Ein weiterer Hilfebedarf am Ort wird vom Arbeitskreis ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ und von der Fachberatungsstelle insbesondere in der Bereitstellung von differenzierten Wohnmöglichkeiten für Frauen in Wohnungsnot generell und für bestimmte Gruppen von Frauen gesehen.

4.6 Zusammenfassende Diskussion: Evaluation der Fachberatungsstelle

Die ‚Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot‘ ist eine Einrichtung der Wohnungslosenhilfe; gesetzliche Grundlage des professionellen Handelns ist der §72 BSHG. Die Diskussionen um eine Neufassung der Durchführungsverordnung zum §72 BSHG zeigte, dass nun auch Frauen stärker in das Blickfeld der Wohnungslosenhilfe geraten. Damit müssen andere Wege in die Wohnungslosigkeit, andere Formen von Wohnungslosigkeit, andere Wege aus der Wohnungslosigkeit heraus, andere Strategien, das Leben in Wohnungslosigkeit zu bewältigen und schließlich andere Muster der Hilfesuche Berücksichtigung finden, als es bislang in dem am Bedarf männlicher Wohnungsloser ausgerichteten Hilfesystem der Fall war. Die Einrichtung der Anlauf- und Fachberatungsstelle wurde mit diesem besonderen Bedarf begründet. Kann sie wohnungslose Frauen, die bislang nicht erreicht wurden, ansprechen? Die Fachberatungsstelle hat mit ihrer Konzeption den Anspruch verknüpft, ein frauenangemessenes Angebot zu etablieren. Hat sie dieses Ziel erreicht?

Die wissenschaftliche Begleitung untersuchte drei Dimensionen der Zielerreichung: Die erste Dimension ist das Erreichen der Zielgruppe der Frauen in Wohnungsnot. Die zweite Frage galt den Erfolgen, tragfähige Hilfebeziehungen zu etablieren und fallbezogen zur Verbesserung der Lebenssituation der Frauen und zur Überwindung ihrer besonderen Schwierigkeiten beizutragen. Die Arbeit mit Wohnungslosen bedarf in hohem Mass der Kooperation mit anderen Einrichtungen, denn die Problemlagen sind komplex und die Hilfe nach §72 BSHG ist nachrangig. Die dritte Frage bezog sich daher auf die Herstellung stabiler Kooperationsbeziehungen mit anderen Einrichtungen. Bei der Gesamtbewertung der Fachberatungstelle wurden die Perspektiven der Klientinnen, der Mitarbeiterinnen und der kooperierenden Einrichtungen einbezogen.

Wurde die Zielgruppe erreicht?

Die Zielgruppe – darauf wurde mehrfach hingewiesen – sind nicht allein manifest wohnungslose Frauen, d.h. Frauen, die auf der Straße oder in Notunterkünften leben. Zur Zielgruppe gehören auch die Frauen, die verdeckt oder latent wohnungslos sind. Insbesondere ist zu fragen, ob wohnungslose Frauen erreicht wurden, die bislang weder Angebote der Wohnungslosenhilfe (die bestehenden Notunterkünfte, Essenstreff, Tageseinrichtungen) in Anspruch nahmen, noch ihrer Notlage allein durch die Unterstützung des Sozialamtes abhelfen konnten.

84 Frauen nutzen in den elf Monaten das Angebot der Stelle – eine im Vergleich mit vergleichbaren Einrichtungen in anderen Orten beachtliche Zahl für eine neu eröffnete Einrichtung mit eingeschränkten Öffnungszeiten. Die im Arbeitskreis ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘ zusammengeschlossenen Einrichtungen wurden befragt, ob sie Schwierigkeiten des Zugangs für Klientinnen sehen. Von den 13 Einrichtungen, die aus ihren Erfahrungen heraus die Frage beantworten konnten, sahen acht keine Schwierigkeiten, fünf nannten die ungenügende Bekanntheit der Stelle, die beschränkten Öffnungszeiten und die negative Haltung von Partnern von Betroffenen sowie die generelle Schwierigkeiten, mehrfach belastete Wohnungslose zu erreichen. Längere Öffnungszeiten wurden von Klientinnen („besonders im Winter“), kooperierenden Einrichtungen und den Mitarbeiterinnen gleichermaßen gewünscht.

Mehr als ein Drittel der Frauen hatten von Freundinnen/Bekanntem von der Stelle gehört und ein Fünftel kannte die Beraterin von früher. Es ist davon auszugehen, dass die Hinweise aus dem Freundeskreis und die eigenen früheren Erfahrungen positiv waren, denn sonst wäre die Klientin nicht (wieder) gekommen. Damit ist weiter davon auszugehen, dass die Stelle in den Kreisen Wohnungsloser bekannt ist und eine Akzeptanz genießt. Die hohe Zahl von Vermittlungen aus Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und aus Ämtern zeigt, dass auch in diesem Bereich das Angebot bekannt und akzeptiert ist.

Die Angaben zur Wohnungssituation der Besucherinnen verzeichnen den größten Anteil (38%) von Frauen, die sichtbar wohnungslos sind, gefolgt von zwei fast gleich großen Gruppen, den Frauen in verdeckter Wohnungslosigkeit und den Frauen mit eigener Wohnung/eigenem Zimmer. Dies verdeutlicht die Bedeutung des ‚Mitwohnens‘ (verdeckte Wohnungslosigkeit) als Strategie von Frauen, der offenen Wohnungslosigkeit und dem Leben auf der Straße auszuweichen. Für die Bewertung ist festzuhalten, dass es offensichtlich gelungen ist, eine Einrichtung zu schaffen, die gleichermaßen Frauen aus der Obdachlosenszene wie auch Frauen, die eine Zurechnung zur Obdachlosenszene vermeiden möchten, anzusprechen. Die Kontaktverläufe zeigen, dass sehr unterschiedliche wohnungslose Frauen erreicht werden konnten: alternativorientierte, in einer Subkultur verankerte Frauen, mehrfach belastete (vor allem substanzabhängige und psychisch belastete) Frauen und ‚normalitäts‘- oder ‚institutionenorientierte‘ Frauen.

Treffen die Merkmale zu, die im §72 und/oder in den Bearbeitungshinweisen des Landeswohlfahrtsverbandes Baden genannt werden, d.h. waren die Frauen aus eigener Kraft nicht dazu fähig, die sozialen Schwierigkeiten, mit denen die besonderen Lebensverhältnisse verbunden sind, aus eigener Kraft zu überwinden? Waren die sozialen Schwierigkeiten von gravierender Art und gingen sie deutlich über die allgemeinen Lebensschwierigkeiten hinaus? Waren keine anderen Hilfen vorrangig? Das Vorliegen besonderer Lebensverhältnisse, die fehlende und nicht ausreichende Wohnung, die ungesicherten wirtschaftlichen Lebensgrundlagen und die gewaltgeprägten Lebensumstände (§1 des Referentenentwurf zum §72 BSHG) lässt sich leicht aus den Verlaufsdokumentationen ablesen. Bei Frauen mit eigener Wohnung oder eigenem Zimmer handelte es sich entweder um Frauen in gewaltbedrohten Verhältnissen (also um eigentlich latent wohnungslose Frauen) oder um Frauen im Übergang von der offenen Wohnungslosigkeit in eigenes Wohnen oder um Frauen in ungeeignetem und aus unterschiedlichen Gründen bedrohtem Wohnen, so dass hier vor allem die Maßgabe der Verhütung einer Verschlimmerung den Arbeitsauftrag begründet. Bei allen Frauen, auch bei denen mit eigenem Wohnen, lag vielfach eine lange Vorgeschichte von offener Wohnungslosigkeit und massive soziale Schwierigkeiten vor.

Es lässt sich zusammenfassen, dass bei den meisten Frauen hoch komplexe Belastungssituationen und unzureichende eigene Kräfte und Mittel vorlagen, diese selbst zu überwinden. Die Unterteilung in kurze und lange Kontaktverläufe hilft zu erkennen, dass die Begleitung und Betreuung um so länger und intensiver war, je komplexer die Bedarfslagen waren. Die Frauen erfuhren Unterstützung in dem Mass, wie ihre Selbsthilfekompetenzen nicht ausreichten, und wo vorrangige Hilfen existierten und von den Frauen auch angenommen wurden, wurden die Frauen entsprechend vermittelt (auch hier ist die Diskussion z.B. im Zusammenhang mit §39 BSGH klar: Werden vorrangige Hilfen

nicht angenommen, sind wiederum Hilfen nach §72 BSHG zuständig). Das bedeutet, dass mit dem Arbeitskonzept gerade die Zielgruppe erreicht wird, auf die der gesetzliche Auftrag – unter einer kritischen Frauenperspektive und unter Bezug auf aktuelle Diskussionen interpretiert – zutrifft.

Weniger erreicht wurden Frauen unter 20 Jahre und ebenso ältere Frauen. Die größte Gruppe der Besucherinnen der Fachberatungsstelle waren ledige Frauen zwischen 30 und 39 Jahren. 17% hatten ein Kind/Kinder, 13% waren verheiratet. Die Zahlen zeigen weiterhin: Wohnungsnot bei Frauen ist vor allem ein Armutproblem. 63% der Besucherinnen lebten von Sozialhilfe, weitere 15% von Arbeitslosengeld. 12% hatten kein oder ein unregelmäßiges Einkommen. Keine Besucherin bezog Einkünfte aus dem ersten Arbeitsmarkt.

War die Arbeit erfolgreich?

Maßgabe des Erfolges ist die Erfüllung des gesetzlichen Auftrags. Der §72 BSHG gibt als Ziel vor die Abwendung, Beseitigung, Milderung besonderer sozialer Schwierigkeiten oder die Verhütung ihrer Verschlimmerung. Für die fallbezogene Umsetzung erweist es sich als hilfreich, auf die Unterteilung in Muster der Gestaltung des Beratungskontaktes durch die Klientin Bezug zu nehmen. Die Diskussion über Erfolge der Arbeit wurde fallbezogen mit den Beraterinnen geführt und die Beratungsverläufe in dieser Hinsicht bewertet.

Bei Frauen mit hohen Selbsthilfekompetenzen, einem klar formulierten Auftrag und mit überschaubaren Belastungssituationen und bei der Existenz vorrangiger Hilfen, war der Beratungsverlauf kurz, vielleicht durchaus intensiv, und in den meisten Fällen erfolgreich, wobei der Erfolg als direkte oder indirekte Abhilfe (v.a. Weitervermittlung an vorrangige Hilfen, Informationen über Ansprüche und Zuständigkeiten) definiert werden kann.

Für eine zweite Gruppe von Frauen war eine deutliche und explizite Beratungsdistanz bei Vorliegen einer komplexen Belastungssituation und einem hohen Beratungsbedarf charakteristisch. Der Erfolg der Arbeit mit diesen Klientinnen hatte zwei Aspekte: Zum einen lag es darin, dass sich über die Nutzung des offenen Bereichs ein Vertrauensverhältnis herausbilden konnte, das dann einen Zugang zu der Bearbeitung der Problemlagen ermöglichte. Zum zweiten – und dies war eine Folge des Erfolges im ersten Sinn – konnten Verbesserungen der Lebenssituation der Klientinnen erreicht werden. Dies traf auf eine Reihe von Frauen aus der Alternativ- und Drogenszene zu.

Dass ein ‚großer‘ Erfolg im Sinne des §72 BSHG vieler kleiner Erfolge bedarf, wird bei dem dritten Verlaufsmuster erkennbar. In intensiver Begleitungen – z.T. verbunden mit dem für einige Frauen außerordentlich schwierigen Übergang von langjähriger Obdachlosigkeit in eigenes Wohnen, insbesondere unter der Bedingung von Drogenabhängigkeit, aber auch verbunden mit Schwierigkeiten, eigenes Wohnen zugleich als Ablösung aus einer engen Bindung an einen gewalttätigen Partner zu stabilisieren – können nur kleine Schritte gegangen und ‚kleine‘ Erfolge errungen werden.

Einige Kontakte scheiterten und müssen als erfolglos eingestuft werden. Hier sind insbesondere schwierige Kommunikationssituationen ausschlaggebend, auch im Zusammenhang mit einer Kluft zwischen der subjektiven Handlungslogik der Klientin und der professionellen Logik und den gesetzlichen Rahmenvorgaben auf Seiten der Beraterin.

Die Definition eines Erfolges ist abhängig von der existierenden Problemlage, denn um deren Beseitigung geht es oder deren Verschlimmerung ist zu verhüten. Diese Problemlage ist eine andere je nachdem, ob keine Wohnung oder eigenes Wohnen vorhanden ist. Verfügt eine Frau über eigenen Wohnraum, besteht die Neigung, eine Zuständigkeit einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe abzustreiten. Die Falldokumentationen zeigen aber deutlich, dass neben die Aufgabe der Vermittlung in Wohnen die Aufgabe der Stabilisierung für Wohnen eine wichtige Rolle spielt. Der Übergang in eigenes Wohnen ist nicht in jedem Fall allein dadurch gesichert, dass eine Wohnung zur Verfügung gestellt wird. Eigenes Wohnen für sich allein in einer abgeschlossenen Ein- oder Zwei-Zimmer-Wohnung kann auch eine Überforderung darstellen. Die Befähigung zum Wohnen und eine Stabilisierung der psychischen und der wirtschaftlichen Lebenssituation gehen dann Hand in Hand. Insofern macht es Sinn, nicht nur den Wohnungsverlust, sondern auch die ‚Schwierigkeiten beim Erhalt der Wohnung‘ als Aufgabe der Wohnungslosenhilfe ernst zu nehmen.

Insgesamt ist der Stelle ein Erfolg der Arbeit auf den unterschiedlichen Ebenen und Aufgabenfeldern zu bescheinigen, die die Arbeit mit einem so heterogenen Klientel mit sich bringt. In fast allen Beratungsverläufen lassen sich deutliche Verbesserungen der besonderen Lebenssituation, eine Beseitigung oder Milderung der sozialen Schwierigkeiten oder eine Verhütung einer Verschlimmerung aufzeigen, auch wenn manche Verläufe zeigen, dass die substanziellen und materiellen Erfolge sich nur nach dem Herstellen einer Vertrauensbeziehung und über viele kleine und wiederkehrende Einzelschritte erreichen lassen.

Konnte eine Kooperation mit anderen Einrichtungen etabliert werden?

In Bezug auf die Kooperation war die Ausgangssituation außerordentlich günstig: Bereits vor der Eröffnung der Fachberatungsstelle existierte ein Aktionsbündnis von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe und weiteren Unterstützungsinstitutionen, die sich die Verbesserung der Versorgung wohnungsloser Frauen zum Ziel gesetzt hatten (Kap. 2.3). Die Dokumentation der Arbeit der Stelle zeigt einen hohen Anteil von Frauen, die von Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe an die Fachberatungsstelle vermittelt wurden (37%) und ebenso eine hohe Zahl von Weitervermittlungen von Klientinnen der Stelle an andere Einrichtungen. Die Befragung der Einrichtungen, die im Arbeitskreis ‚FrauenLeben – FrauenWohnen‘ zusammen geschlossen sind, und die Analyse der Vermittlungsangaben in den Verlaufsdocumentationen ergänzen dieses Bild einer intensiven fallbezogenen Zusammenarbeit. Die Verlaufsdocumentationen zeigen die fachliche Notwendigkeit einer intensiven Kooperation: Einerseits wird an die Fachberatungsstelle wegen spezieller Fragen von Wohnungslosigkeit vermittelt. Andererseits sind die Belastungssituationen der wohnungslosen Frauen so komplex – sie umfassen in der Regel eine ökonomische Komponente ungesicherter Existenzgrundlagen, darüberhinaus aber eine Fülle an spezifischen Bedarfslagen, von Rat in Sorgerechtsfragen bis zu The-

rapiebedarf, von Klärung von Mietfragen bis zur Hundehaltung -, dass eine Vielzahl spezialisierter Institutionen in die Begleitung eingebunden sind. Die Zufriedenheit mit der Kooperation ist groß; alle befragten Einrichtungen bis auf eine verneinten Kooperationschwierigkeiten.

Damit lassen sich alle drei Evaluationsfragen positiv beantworten: Die Zielgruppe – Frauen in unterschiedlichen Formen von Wohnungslosigkeit - wurde erreicht, die Beratungskontakte sind erfolgreich und Kooperationsbeziehungen konnten etabliert werden. Lassen sich diese Erfolge bestimmten Aspekten des Konzeptes zuordnen? Welche Aspekte des Angebots spielen eine Rolle für Akzeptanz und positive Effekte der Beratung?

Strukturelle Aspekte der Erreichbarkeit

Zunächst einmal sind die strukturellen Aspekte der Erreichbarkeit zu erwähnen: Die beschränkten Öffnungszeiten mindern die Erreichbarkeit. Die Lage der Einrichtung wird nicht erwähnt, daher ist hier die Information zu ergänzen, dass sich die Räume in einem innestadtnahe Bezirk und wenige Geh-Minuten entfernt von dem ‚Essenstreff‘ und der zentralen Fachberatungsstelle für Männer befinden. Die gute Verankerung der Stelle im Hilfesystem und in dem Netz von Vermittlungen und Weitervermittlungen erhöht ebenfalls Erreichbarkeit und Akzeptanz. Zur Bekanntheit und Akzeptanz trägt sicher auch bei, dass mit dem Team eine personelle Kontinuität hergestellt werden konnte, die an frühere, vereinzelte Frauenangeboten im Rahmen der Hilfen für wohnungslose Frauen und Männer anknüpfte. 21% der Besucherinnen der Stelle war die Beraterin von früher her bekannt (s. Kap. 4.2).

Aspekte des Angebots: Kombination von Anlaufbereich und Fachberatung, Bedeutung des offenen Bereichs

Die Daten zeigen, dass dem offenen, niedrighschwelligem Bereich bzw. der Kombination von offenem Bereich (Anlaufstelle) und gezielter Beratung (Fachberatungsstelle) eine besondere Bedeutung zukommt: Die Kombination ermöglicht einen relativ voraussetzungslosen Zutritt zur Stelle und bietet dann die Möglichkeit eines Übergangs von der Nutzung des offenen Bereichs in die Beratung.

Eines der Nutzungsmuster (Muster 2) zeigt die Bedeutung des offenen Bereichs aus einer speziellen Perspektive: Eine Gruppe von Frauen wäre nicht zu einer psychosozialen Beratung in eine Einrichtung gekommen. Über die Nutzung des offenen Bereichs konnte aber eine Beziehung hergestellt werden, die es ermöglichte, die Fachberatungsstelle als Quelle professioneller, aber dennoch solidarischer und persönlicher Unterstützung wahrzunehmen und zu nutzen. An vielen Stellen in den Kontaktverläufen wird berichtet, dass die Klientinnen die Gemeinsamkeit mit anderen wohnungslosen Frauen nutzen, um Probleme anzusprechen, dass sie die Beratungsthemen auf pragmatische Aspekte beschränken und dass sie nicht nur Distanz, sondern sogar Abwehr zeigen gegen eine Behandlung ihrer Probleme in psychologischen Kategorien. Das Etikett ‚Beratung‘ schreckt eher ab, weil sie damit Veränderungsanforderungen assoziieren, die die Frauen nicht erfüllen wollen oder können, oder eine Psychologisierung als Stigmatisierung empfunden wird. Diese Haltung war unabhängig von der Evaluation der Stelle

bereits in Kap. 3 bei der subjektiven Wahrnehmung von Unterstützung beschrieben worden. Der offene Bereich bietet die Möglichkeit der Aussprache und der Wertschätzung, ohne Frauen als Problemfall zu deklarieren. Das Angebot der Fachberatungsstelle ist flexibel und die Kompetenzen der Beraterinnen sind groß genug, um, diese Begrenzungen akzeptierend, Beziehungen herzustellen, in denen einen Schritt weiter gegangen werden kann – wenn dies möglich ist.

Diese Beobachtung ist deshalb wichtig, weil gerade mehrfachbelastete – insbesondere drogenkonsumierende – Frauen dieses Muster zeigen, die generell als schwer erreichbar gelten. Nur eine Fachberatung ohne offenen Bereich erreicht diese Frauen nicht, da keine Pufferzone einlädt, Vertrauensbeziehungen herzustellen; nur eine Anlaufstelle ohne Beratung kann nicht flexibel und spontan genug eine situative Beratungsbereitschaft aufgreifen und verliert Klientinnen auf den verschlungenen Wegen der Weitervermittlung. Aber auch bei einer Kombination der niedrigschwelligen offenen Ebene mit gezielter Beratung ist für Frauen mit Gewalterfahrungen und psychisch kranken wohnungslosen Frauen die Kluft zwischen dem, was an Unterstützung und Begleitung sinnvoll wäre, und dem, auf was sich die Klientin einlassen kann, immer noch groß, was vor allem von den Beraterinnen als belastend empfunden wird.

Persönliche Beratung wurde als wichtigstes Angebot von den Professionellen und den Klientinnen an erster Stelle genannt. Die Bedeutung des offenen Bereich für die Klientinnen (was auch die wichtige Arbeit der Ehrenamtlichen einschließt) wird aber von Professionellen selbst unterschätzt: Während die Klientinnen dem offenen Bereich, insbesondere dem Zusammensein mit anderen Frauen, einen hohen Stellenwert einräumen, gewichten die Professionellen diesen Bereich deutlich niedriger. Der offene Bereich und die praktische Unterstützung schließen sowohl bei Frauen, die sich der Wohnungslosenszene zurechnen, als auch bei Einzelgängerinnen und bei Frauen, die aus einer ‚normalen Wohnbiografie‘ in Wohnungsnot gerieten, an hilfreiche Ressourcenmuster an. Auch die Mitarbeiterinnen (incl. Ehrenamtliche) nehmen wahr, dass der Besuch der offenen Angebote zur Stabilisierung beiträgt, soziale Kontakte untereinander festigt. So prägt gerade das Miteinander im offenen Bereich die Wahrnehmung einer spezifischen Atmosphäre der Einrichtung („Heimat“, „Wohnzimmer“, „friedlich“).

Aspekte des Angebots: Eine Fraueneinrichtung

Für die Frauen ist die persönliche Beziehung zu den Professionellen, Ehrenamtlichen und anderen Besucherinnen und ebenso die Atmosphäre und Gestaltung der Räume wichtig – zu diesen beiden Aspekten kamen am häufigsten Nennungen auf die offene Frage nach der Bewertung der Stelle. Was die persönlichen Beziehungen und den Umgang mit einander angeht, bringt die erwähnte personelle Kontinuität im Team der Fachberatungsstelle einen Vertrauensbonus. Der Aussage „Ich halte es für wichtig, dass so eine ruhige Atmosphäre ist“ stimmten alle Frauen zu, die eine Rückmeldung über die Stelle gaben, und der Aussage „Ich hatte es für wichtig, dass die Räume und die Einrichtung schön sind“ 87%. Die offenen Nennungen variieren die Bedeutung einer freundlichen und solidarisch helfenden Beziehung zu den Beraterinnen und einer gemütlich-familiären Atmosphäre. Auch in den positiven Äußerungen der Klientinnen zu der Konzeption, Männern in den Öffnungszeiten keinen Zugang zur Stelle zu erlauben – eine

Regelung, die einigen sogar nicht weit genug geht -, wurde auf die andere Atmosphäre hingewiesen, wenn (wohnungslose!) Frauen unter sich sind, verglichen mit der Stimmung in den für beide Geschlechter geöffneten (und damit in der Regel männerdominierten) Einrichtungen. In Kap. 3 wurde auch deutlich, wie sensibel die ‚Behandlung‘ (die sich in Umgangsformen und in der räumlichen Atmosphäre ausdrücken) registriert wird und wie sensibel wohnungslose Frauen Hilfeangebote als Degradierung erleben. Dass beim Besuch einer Einrichtung die persönlichen Beziehungen und die Atmosphäre eine besondere Bedeutung für Frauen haben, haben bereits andere Untersuchungen zeigen können (Ender-Dräger et al. 1999; Helfferich et al. 1997).

Die wesentlichen Eckpunkte der Konzeption einer Fraueneinrichtung werden von den Besucherinnen befürwortet und wertgeschätzt. 91% sahen Vorzüge einer Beratung durch Frauen und 86% der Befragten fanden es gut, dass Männer nur außerhalb der normalen Öffnungszeiten in die Stelle kommen dürfen oder votierten für eine restriktivere Lösung, dass Männer überhaupt nicht in die Stelle kommen dürfen. In einer anderen Frage stimmten 83% der Aussage zu, dass es für sie wichtig sei, dass nur Frauen Zugang zu der Stelle haben. Diejenigen, die für einen Zugang auch für Männer in der Öffnungszeiten plädieren, argumentieren mit einem Gleichheitsgrundsatz, der für alle Menschen in Not gelten sollte. Der Wunsch nach einem geschützten Raum steht hier gegen die Vorstellung der unbedingten und voraussetzungslosen Hilfe in der eigenen Hilfeethik (s. Kap. 3).

Auch die anderen Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe sehen den Nutzen der Einrichtung in der frauenspezifischen und niedrigschwelligen Konzeption, die neue Möglichkeiten in der Landschaft der 'gemischtgeschlechtlichen bzw. männerdominierten Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe in Freiburg' eröffnet. Möglicherweise ist es gerade der spezifische atmosphärische Charakter einer Fraueneinrichtung, der es der Stelle ermöglicht, akzeptiert zu werden sowohl von Frauen der Wohnungslosenszene, als auch von Frauen, die sich selbst von 'den Obdachlosen' (und deren Versorgungseinrichtungen) distanzieren: Gemeinsames Interesse beider Gruppen ist ein geschützter Raum und eine hilfreiche Unterstützung.

Die Frage ist, ob hier eine Selektion des Klientels zu Buche schlägt: Andere Einrichtungen hatten eingeschätzt, die ablehnende Haltung einiger Partner halte Frauen vom Besuch der Einrichtung ab; die Mitarbeiterinnen waren, wenn auch selten, mit dem Vorwurf der Ausgrenzung von Männern konfrontiert. Doch scheinen auch Frauen die Einrichtung aufzusuchen, die anfangs reserviert sind gegenüber dem Konzept geschlechtsspezifischer Angebote und die erst bei längerer Anbindung die Vorzüge zu schätzen lernen. Mit dem Angebot der Partnerberatung signalisiert die Fachberatungsstelle zudem, dass keine Abgrenzung gegenüber Männern von den Frauen verlangt wird.

Aspekte des Angebots: Bedarf an 'freundlicher Hilfe' und zugleich an Brücken in die 'Normalität'

Bei der Wertschätzung der Beratung in der Stelle spielt der Aspekt der persönlichen im Gegensatz zur unpersönlichen Beratung eine Rolle; in den offenen Äußerungen wurde Aspekte als positiv an der Stelle genannt, die in Kap. 3 bereits als Merkmale der Hilfe durch Freunde aus Sicht der Frauen beschrieben wurden: Zuhören, ernst genommen

werden, Hilfe in der Not. Das heisst: Die Fachberatungsstelle bewährt sich im Sinne der Hilfen, die ohne Vorbehalte aufgrund der schwierigen sozialen Lage der wohnungslosen Frau und solidarisch in der Not geleistet wird. Die Bedeutung der Stelle als 'Wohnzimmer' und 'Heimat' zeigt zudem, dass sie zu einem Teil die Leerstelle ausfüllt, die das Fehlen von spezifischen Formen der familiären Unterstützung in Verbindung mit dem Fehlen von Wohnung und von Verwandtschafts-Netzen hinterlässt.

Gleichzeitig ist die Fachberatungsstelle mehr als nur ein Wohnzimmer. Bei Bedarf und auf den Wunsch der Frauen hin vermittelt sie in die Normalität der Regelversorgung, unterstützt bei der Lösung aus der Wohnungslosenszene oder von einem gewalttätigen Partner. Die Unterstützung bei Behördenangelegenheiten war von den Klientinnen an dritter Stelle der wichtigen Angebote genannt worden (87%).

In Kap. 3 wurde die 'subjektive Landkarte der Ressourcen' – die subjektive Wahrnehmung von Unterstützungsbeziehungen – für wohnungslose Frauen analysiert. Die Fachberatungsstelle, so wurde als Ziel formuliert, sollte ein positiv besetzter Ort auf dieser persönlichen Landkarte werden und die Hilfesuche bei den Beraterinnen eine nutzbare und nützliche Option im Spektrum der zur Verfügung stehenden Handlungsmöglichkeiten. Die Evaluation zeigt, dass dieses Ziel erreicht wurde und in der Folge die Situation der wohnungslosen Frauen verbessert werden konnte. Die Voraussetzungen für den Erfolg sind im Wesentlichen in folgenden Bedingungen zu suchen:

- in den guten (aber noch verbesserungsbedürftigen) strukturellen Bedingungen der Erreichbarkeit,
- in einem Konzept, das einen niedrighwelligen Anlaufbereich und eine Fachberatung mit einander kombiniert,
- in einem Konzept einer geschützten Fraueneinrichtung, die den Bedürfnissen nach einer ruhigen Atmosphäre und persönlichen Beratungen entgegen kommt und die gleichwohl keine Ängste weckt, von Frauen werde eine Entsolidarisierung von wohnungslosen Männern gefordert,
- in einer Positionierung als solidarische und akzeptierende Hilfe in der Not und zugleich als Brückenkopf der Vermittlung in die Normalität der Regelversorgung und des Wohnens.

5 Subjektive Raumwahrnehmung und Taktiken, Wohnen herzustellen – Ergebnisse der Stadtdiskussionen

Im zweiten Teil des Forschungsprojektes stand die Frage im Vordergrund: Wie nehmen wohnungslose Frauen ihre räumliche Umwelt – die Stadt, die Orte, an denen sie sich aufhalten – wahr? Welche räumlichen Strukturen weisen ihre ‚subjektiven Landkarten‘ auf? Welche Bedeutung hat die räumliche Umwelt? Welche Bedeutung hat ‚Wohnen‘ oder ‚Wohnung‘? Wie hängen die soziale Positionierung und die Raumwahrnehmung zusammen? Mit welchen Strategien organisieren sie ihren Alltag, eignen sie sich Räume an und stellen sie ‚Wohnen‘ her? Zunächst wird das spezifische, auf die Fragestellung zugeschnittene empirische Erhebungsverfahren, das Gruppendiskussionen und die Analyse von ‚Mental Maps‘ kombiniert, vorgestellt (Kap. 5.1) und anschließend der theoretische Bezugsrahmen der Interpretation ausgewiesen (Kap. 5.2).

Die Ergebnisdarstellung stellt in einem ersten Zugang in einer Querauswertung die semantischen Kategorien bezogen auf räumliche Konfigurationen, und bezogen auf die Ortlosigkeit bzw. auf die Unverlässlichkeit von Orten (und von an Orte gebundene Ressourcen) zusammen; ebenso werden die Taktiken und Strategien der Alltagsorganisation, der Raumeignung und der Herstellung von Wohnen herausgearbeitet (Kap 5.3). Erkennbar wird der enge Bezug zwischen der Wahrnehmung des physischen Raums und der Wahrnehmung des eigenen sozialen Ortes in der Gesellschaft. In einem zweiten Zugang stehen die gruppenspezifischen Aspekte im Vordergrund. Hier wird der Einfluss der besonderen Bedingungen, die konstitutiv für die Zusammenstellung der Gruppen waren (z.B. gemeinsames Merkmal der Gruppenmitglieder: ‚Substitution und Prostitutionserfahrungen‘ oder ‚Alternativorientierung‘ oder ‚psychische Erkrankung‘) auf die kollektive Raumwahrnehmung und Ausbildung von Taktiken diskutiert (Kap. 5.4). In den abschließenden Überlegungen wird der Bezug hergestellt zwischen den Ergebnissen zur subjektiven Orientierung in einem Leben ohne Wohnung unter der Bedingung der doppelten Ressourcenlosigkeit – als Frau und in Armut – und den Überlegungen zu angemessenen Hilfeangeboten für wohnungslose Frauen, wie sie sich aus der Evaluation der Arbeit der Fachberatungsstelle ergeben haben (Kap. 6).

5.1 Kombination von Gruppendiskussion und Mental Map: Begründung und Beschreibung der empirischen Methode

Wir gingen davon aus, dass sich die intuitiven subjektiven Landkarten von Frauen mit ‚festem Wohnsitz‘ und von wohnungslosen Frauen unterscheiden. Werden fest wohnende Frauen gefragt, eine Skizze ihrer räumlichen Alltagsumgebung und insbesondere der Stadt zu zeichnen, wird in der abgebildeten Struktur die Wohnung eine die gesamte Wahrnehmung organisierende Größe sein, unabhängig davon, ob sie auf der gezeichneten Karte eingetragen wird („Und hier wohne ich“) oder ob sie als selbstverständlicher Ausgangspunkt nicht explizit erwähnt wird. Die Wege führen von der Wohnung aus in andere soziale Räume und wieder in die Wohnung zurück.

In der Analyse der Betreuungsverläufe von Klientinnen der Fachberatungsstelle wurde deutlich, dass das, was Wohnung bedeutet, nicht in jedem Fall und vor allem nicht bei langanhaltendem Leben in Wohnungslosigkeit als gemeinsam geteilte Selbstverständlichkeit vorausgesetzt werden kann. Fallbezogen wurden psychische Barrieren gegenüber Wohnen festgestellt (z.B. bei Muster 4.3.4). Auch in der Schwierigkeit, in Wohnen zu vermitteln, kam zum Ausdruck, dass es sich beim Bezug einer Wohnung nach langer Wohnungslosigkeit um eine grundlegende Umstellung und einen radikalen Wechsel der Lebensform handelt.

Hier können wir nun noch einen Schritt weiter gehen. Nicht nur die Lebensform verändert sich beim Übergang von langjähriger Wohnungslosigkeit in Wohnen, sondern die Art der Orientierung im physisch und sozial strukturierten Raum; und ebenso wandeln sich die Alltagsroutinen und die Aneignungsstrategien. Unter der Bedingung langanhaltender Wohnungslosigkeit verbunden mit einer sozialen Stigmatisierung, so unsere Annahme, bildet sich eine spezifische Wahrnehmung der räumlichen Umwelt heraus. Die subjektive Landkarte wohnungsloser Menschen unterscheidet sich von der Landkarte von wohnenden Menschen nicht lediglich durch ein eingefrästes Loch gerade an der Stelle, wo bei anderen Menschen die feste Wohnung verzeichnet ist. Die gesamte Struktur, die Relationen von Punkten, ihre Bedeutungen, die Gesamtorganisation des Wahrnehmungsfeldes ist eine andere. Wie sieht diese Struktur aus?

In der Einleitung wurden bereits einige Kategorien angesprochen, die allgemein solchen strukturierten Wahrnehmungen der räumlichen Umwelt zugrunde liegen können: die Trennung zwischen ‚Dinnen‘ und ‚Draußen‘, die Zonenaufteilung in private, halböffentliche und öffentliche Bereiche, Bereiche von unterschiedlicher Sicherheit. Auch wenn wir keine Interpretationskategorien vorgaben, so war die Aufmerksamkeit dennoch von drei theoretischen Ausgangsüberlegungen her geleitetet.

- Die erste Erwartung richtete sich darauf, Parallelen zwischen dem physischen Raum und dem durch die sozialen Beziehungen umschriebenen sozialen Raum zu finden. Die Beschreibung der wahrgenommenen oder selbst vorgenommenen sozialen Positionierung und der Positionierung im physischen Raum, so erwarteten wir weiter, korrespondieren miteinander. Soziale Beziehungen sind flexibler, sie werden als Interaktionen stets wieder neu hergestellt. Möglicherweise spielen beim Fehlen einer festen physisch-materiellen Konsistenz des Aufenthaltsortes (Mauern, Wände, Türen, Dach) gerade diese sozialen Beziehungen eine Rolle für Wohnen als „sich behaglich fühlen, verweilen, sich befinden“ (s. Kap.1.1, 10).
- Die zweite Erwartung richtete sich darauf, dass die räumliche Wahrnehmung eng verbunden ist mit Routinen, mit Aneignungsformen und Überlebensstrategien. Räume und Orte bekommen durch diese Strategien ihre besondere Bedeutung; durch die Strategien werden die Räume zu gestalteten Räumen und damit subjektiv relevant. Diesen Strategien bzw. dem subjektiven Sinn, der mit diesen Strategien verbunden ist und über den der Umwelt Bedeutung verliehen und ein alltagstauglicher (subjektiver) Wirklichkeitsbereich hergestellt wird, galt unsere besondere Aufmerksamkeit.

- Als letztes wurde unsere Interpretation davon geleitet, dass es um wohnungslose Menschen ging, die eine doppelte Ressourcenlosigkeit erfahren, nämlich aufgrund der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht und aufgrund von Armut. Daher ist zu prüfen, ob einige der möglichen Strukturkategorien der Raumwahrnehmung eine besondere Bedeutung haben. Für Frauen ist möglicherweise die Assoziation von ‚Dringen‘ und ‚Schutz‘ von besonderer Bedeutung, die Wohnung kann aber auch Schauplatz von Gewalt sein und ein Ort der Folter. Die Diskussion zur Bedeutung von gewalttätigen Partnern für die Wohnungslosigkeit von Frauen (s. Kap. 4.3.6) zeigt das Miteinander der Aspekte von Schutz vor und Exposition gegenüber Gewalt und die paradoxe Bindung des Opfers an den Peiniger auf der Suche nach Schutz. Die Armut kann das Thema des sozialen und physischen Ausschlusses und der Unzugänglichkeit von Orten besonders bedeutsam machen. Zusammengekommen wäre Sicherheit zu verstehen, als die auf Dauer gestellte, überschaubare und berechenbare Organisierbarkeit und damit die persönliche Verfügbarkeit von Ressourcen – dies umfasst eine Handlungssicherheit ebenso wie die Organisation dessen, was notwendig ist, die eigene Integrität zu wahren. Die feste Wohnung bietet dazu das geeignete Feld par excellence; Frauen tragen die Strategien, solche Sicherheit herzustellen, in die Wohnung hinein. Ohne Wohnung muss eine solche Sicherheit entlang von nicht verlässlichen Gelegenheitsstrukturen stets neu hergestellt werden.

5.1.1 Gruppendiskussionen als qualitatives Verfahren

Um uns den Sinn stiftenden und mit affektiven Bedeutungen versehenen subjektiven Wirklichkeitsbereichen zu nähern, wurde eine spezifische qualitative Methodik entwickelt, die aus der Kombination von Gruppendiskussionsverfahren und dem in der Mental Map-Forschung entwickelten Verfahren der Analyse subjektiver Landkarten besteht.

Ein qualitatives – auch interpretativ oder rekonstruierend genanntes – Vorgehen ist dem Interesse, subjektive Strukturen abzubilden, angemessen, da qualitative Verfahren Raum für die Entfaltung subjektiver Relevanzstrukturen geben. Ein zentraler Stellenwert kommt dabei der systematischen Kontrolle des Fremdverstehens zu. Damit wird eine besondere Aufmerksamkeit bezeichnet, den subjektiv gemeinten Sinn aus dem Text heraus zu entwickeln und nicht ein vorab gewonnenes Kategoriensystem oder Verständnis an den Text heran zu tragen. Die Offenheit der gestellten Frage bietet den Befragten die Möglichkeit, die Kommunikation weitestgehend selbst zu strukturieren und zu dokumentieren, ob und unter welchem Aspekt „sie in seiner Lebenswelt – man sagt auch: Relevanzsystem – einen Platz hat und wenn ja unter welchem Aspekt die für ihn (sie: C.H.) Bedeutung gewinnt (...) *Methodische Kontrolle* bedeutet hier also Kontrolle über die Unterschiede der Sprache von Forscher und Proband (Forscherin und Probandin: C.H.), über die Differenz ihrer Interpretationsrahmen, ihrer Relevanzsysteme“ (Bohnsack 1993, 19f.). Sich diese Differenz zu vergegenwärtigen ist zentral, da wir davon ausgehen, dass die selbstverständliche und in ihrer grundlegenden Orientierungsfunktion nicht reflektierte „Normal-Raum-Wahrnehmung“ auch von uns Forscherinnen durch Merkmale bestimmt ist, die sich nicht ohne weiteres auf das subjektive Relevanzsystem wohnungsloser Frauen übertragen lassen (zu den Verfahrensvorkehrungen, mit denen die methodische Kontrolle des Fremdverstehens gesichert werden soll: s.u.).

Es gibt nun zahlreiche Formen qualitativer Vorgehensweisen von Text- oder Dokumentenanalyse über Einzelinterviews – narrativ oder leitfadengestützt – bis zu Gruppendiskussionen. Für die Fragestellung des Forschungsprojektes sind Gruppendiskussionen gegenüber Einzelinterviews und unter den Gruppendiskussionsverfahren ist speziell das Vorgehen von Nießen (1977) oder Bohnsack (1993) vorzuziehen. Dabei werden die Gruppen danach konstituiert, dass sich die Gruppenmitglieder untereinander persönlich bekannt sind und eine gemeinsame Kommunikationsgeschichte vor dem Hintergrund *gemeinsam geteilter Erfahrungen* existiert (Bohnsack 1993, 110). Unter dieser Voraussetzung bilden die Gruppendiskussionen kollektive Gruppenmeinungen ab. Der gemeinsame Erfahrungshintergrund liefert eine gewisse Selbstläufigkeit der Diskurse und ist gleichzeitig als sozialer Hintergrund der kollektiven Meinung Bezugspunkt der Interpretation. Damit ist gemeint, dass Interpretationsbefunde in Bezug gesetzt werden können zu dem kollektiven Hintergrund und diskutiert werden kann, inwieweit das gefundene Muster subjektiven Sinns als Verarbeitung der gemeinsamen sozialen Situation als sinnhaft gedeutet werden kann. Hier schließt das Verfahren der Gruppendiskussionen an die Analyse von Milieus und „konjunktiven Erfahrungsräumen“ an, die sich durch lebensgeschichtliche Gemeinsamkeiten und durch Gemeinsamkeiten biografischer Entwürfe auszeichnen (a.a.O., 117).

Ein solches Verfahren hat mehrere Vorteile: Zum einen stehen wie bei Einzelinterviews die Subjektivität der Frauen, ihre Kompetenz und ihre Gestaltungsfähigkeit im Vordergrund, aber es wird eine Individualisierung von Problemlagen vermieden. Die Ausnahme aus kollektiven Bezügen und die asymmetrische Interview-Situation beim Einzelinterview erzwingt als Methodeneffekt eine Konzentration auf die Geschichte einer Person.

Gruppendiskussionsverfahren sind zudem ‚naturalistischer‘, d.h. der Alltagskommunikation näher. Die Gruppe hat einen größeren Spielraum, die Diskussion zu gestalten. Die Rolle des/der Diskussionsleiters/-leiterin ist zurückgenommen und die Gruppe hat mehr Macht als die einzelne Befragte im Einzelinterview: Sie kann sich z.B. gegen die Leitung verbünden und eigene Thematiken durchsetzen. Für die Einzelne gibt es zudem die Möglichkeit, sich dem Gruppenkonsens anzuschließen und die eigene besondere Geschichte aussen vor zu lassen. Das Verfahren erfüllt damit die Forderungen der Offenheit und Nichtbeeinflussung, die allgemein an qualitative Methoden gestellt werden, in besonderem Maß. Dies hatte für uns auch einen ethischen Aspekt: Die ohnehin bestehende Asymmetrie zwischen den situierten Forscherinnen und den wohnungslosen Frauen wird in einer an Beratungssituationen erinnernden Zweier-Interaktion beim Einzelinterview eher verstärkt. Die Stärkung der Position der Befragten in der Gruppe der Forscherin gegenüber verspricht mehr Schutz für die Befragten und fördert es, die Grenze zum Intimen und Privaten im Gespräch zu wahren.

Das Gruppendiskussionsvorgehen zielt auf den gemeinsamen Hintergrund von Gruppenmitgliedern – gerade diese Aspekte der sozialen Situation und nicht die individuelle Lebensgeschichte sollten Bezugspunkt der Analyse sein. Gleichzeitig wird die Unterschiedlichkeit der sozialen Situation innerhalb der Gruppe der wohnungslosen Frauen zugänglich dadurch, dass bei der Interpretation einzelne Gruppendiskussionen (mit jeweils voneinander in der sozialen Situation differierenden Gruppen) einander als „Ge-

genhorizonte“ (Bohnsack 1993) gegenübergestellt und Themenfelder und Diskussionsdynamik in ihrer Unterschiedlichkeit dadurch hervorgehoben werden. Die Situation von jungen und von älteren wohnungslosen Frauen lässt sich kaum vergleichen; Drogenabhängigkeit, Gewalterfahrungen und psychische Erkrankungen sind mit ganz unterschiedlichen Alltagsproblemen und Bewältigungsstrategien verbunden und schließlich sind Unterbringungsformen (z.B. ‚Platte‘, Bauwagen, Notschlafstelle) oder Orientierungsmuster (z.B. alternativ-, normalitäts- oder institutionenorientiert) Differenzierungsmerkmale. Genau genommen lautet die Forschungsfrage nicht: Wie nehmen wohnungslose Frauen ihre räumliche Umwelt wahr, sondern: Wie nehmen wohnungslose Frauen unter spezifischen Lebensbedingungen (Alter, Mehrfachbelastungen, Orientierungsmuster und Lebensform) ihre räumliche Umwelt wahr?

Nachdem das allgemeine Verfahren gewählt war, steht als nächstes die Frage an, was der Stimulus sein soll, der die Gruppendiskussion eröffnet. Da der Stimulus gleichzeitig Material für die Beantwortung der Forschungsfrage hervorbringen sollte, wurde auf Konzepte der Mental Map-Forschung zurückgegriffen.

5.1.2 ‚Mental Map‘ – Konzept und Konzeptualisierung

Für unsere Forschung sollte die komplexe Beziehung zwischen dem Raum, seiner wie auch immer im Wahrnehmungsprozess strukturierten Repräsentation und einem damit in engen Zusammenhang stehenden Verhalten, operationalisiert und methodisch gefasst werden. Die Wahrnehmung wird zugänglich über das ‚Produkt‘, das Bild oder die Abbildung.

Dieses Abbild, das uns nach der Mental Map Forschung eine Orientierung in unserer Umwelt garantieren und den zum Überleben notwendigen Grad einer Verhaltenssicherheit bieten soll, taucht in der Literatur unter den verschiedensten Namen auf; sei es als ‚Image‘, als ‚subjektive Landkarte‘, als ‚Mental Map‘ oder als ‚kognitive Karte‘. Allerdings ist das Abbild nicht direkt zugänglich: „Nichts ist so unbewusst, wie die Welt, deren Abbild wir in unseren Köpfen haben, obwohl diese Abbild ein von uns selbst geschaffenes Konstrukt ist“ (Ploch 1994, 113).

Welcher Name auch genutzt wird, beschrieben wird, was eine Person für ihre Umwelt hält, die für sie verhaltenswirksam ist, in der sie sich als handelnde Person erfährt. Gemeint ist damit das Resultat eines komplexen, andauernden Prozesses einer wechselseitigen Beeinflussung zwischen einer Raumwahrnehmung einerseits und menschlicher Kognition andererseits. Eine zentrale Annahme für die Mental Map Forschung ist ein grundlegender Zusammenhang zwischen der mentalen Raumrepräsentation und dem Raumverhalten. Die menschliche Wahrnehmung ist dabei „ein Konstrukt, das in der Beziehung zwischen realer Welt und Verhalten des Individuums als ‚intervenierende Variable‘ angesehen wird“ (Tzschaschel 1986, 24).

In diesem Verhältnis ist der wahrgenommene Raum daher keine Größe mit all ihren meßbaren Aspekten und Details, mit all dem, was für ihre objektiven Facetten gehalten wird; vielmehr handelt es sich um eine subjektive Systematisierung, das heißt eine Se-

lektion, Reduktion und vor allem Sinn gebende Strukturierung der umgebenden Welt¹¹. Dabei ist jede Metal Map, jede Raumrepräsentation zu einem gewissen Grad einzigartig, denn sie basiert auf eigenen, subjektiven Erfahrungen.

Die Mental Map-Forschung darf dabei nicht identisch gesetzt werden mit dem gleichnamigen methodischen Instrument der Mental Maps, die von den Befragten gezeichnete Kartenskizzen sind. Der Schwerpunkt der Forschungsrichtung liegt in der Sichtbarmachung von Images oder mentalen Raumrepräsentationen. Durch unterschiedlich gelagerte Forschungsinteressen ergeben sich dabei verschiedene Untersuchungsrichtungen (vgl. Tzschaschel 1986). Unser Interesse bezieht sich auf die Raumvorstellungen von wohnungslosen Frauen und die darin eingelagerten Bewertungen. Eine Pionierarbeit in diesem Feld ist die Untersuchung von Kevin Lynch. Er ermittelte Grundelemente räumlicher Beziehungen, indem er gewählte Wege und Orientierungspunkte der Bewohner untersuchte. Die Studie blieb jedoch auf die Wirkung von Formen und Gestalt der Umwelt begrenzt. Während sein Ausgangspunkt auf der Wirkung umweltbezogener Faktoren lag und ‚äußere‘, ästhetische Aspekte betonte, werden Mental Maps oder Raumrepräsentation von anderen ForscherInnen vielmehr als Endprodukt eines inneren Konstruktionsprozesses betrachtet, der sich zwischen Raumwahrnehmung und vorhandenen Vorstellungen vollzieht. Diese Ansätze betonen, dass soziale Interaktion, Erfahrungen beispielsweise innerhalb des Sozialisationsprozesses, erlernte Denkmuster und Strategien der Raumerschließung die Vorstellung der räumlichen Umwelt grundieren (vgl. Tzschaschel 1986).

Für uns ist es wichtig, das aktive Moment des Kartierens zu betonen. Kurz gefasst ist kognitives Kartieren „ein abstrakter Begriff, welcher jene kognitiven oder geistigen Fähigkeiten umfasst, die es uns ermöglichen, Informationen über die räumliche Umwelt zu sammeln, zu ordnen, zu speichern, abzurufen und zu verarbeiten (...) Vor allem aber bezieht sich kognitives Kartieren auf einem Handlungsprozess: es ist eher eine Tätigkeit, die wir ausführen, als ein Objekt, das wir besitzen“ (Downs/Stein 1982, 23).

Dieser aktive und prozesshafte Aspekt fand v.a. Eingang in die Ansätze der Kulturanthropologie und wurde dort weiterentwickelt. Raumrepräsentationen werden dann nicht nur als Abstraktionen kulturspezifischer Raumbewertungen oder -ignorierungen verstanden, sondern vielmehr als kulturelle Aneignungsstrategien räumlicher Umwelt (Ploch 1994, 115). In dieser Sichtweise nähert sich die Forschung dem Menschen mittels des in seinem Vorstellungsbild repräsentierten Raum und nicht - wie es beispielsweise für die geographische Forschung kennzeichnend ist - dem Raum durch die spezielle Perspektive des einzelnen bzw. ‚aggregierten‘ Menschen. Die Raumrepräsentation ist ein Ergebnis einer „kulturellen Kompetenz: Raumaneignung als ein Prozess des sich Einrichtens in den räumlichen Gegebenheiten“ (a.a.O. 1994, 120).

Die Betonung dieser subjektiven Komponenten unterstreicht die Wahl qualitativer Methoden – offene Interviews, Wahrnehmungsspaziergänge oder Mental Map-Skizzen -

¹¹ Der Wahrnehmungsprozeß selbst bildet den zentralen Aspekt in der Kognitionswissenschaft, ausführlich dargestellt findet sich dieser Prozeß bei Downs/Stein 1982.

die den einzelnen Menschen nicht zum Untersuchungsobjekt machen, sondern als Subjekt in den Mittelpunkt rücken. Seine Motive und Äußerungen bleiben als Zusammenhang bestehen und werden von den Untersuchenden in einen Kontext gestellt und interpretiert. Die Raumrepräsentationen sollen dabei nicht auf Bedeutungs- oder Nutzungslandschaften reduziert werden, vielmehr sind sie Interaktionsräume mit eigenen Grenzbeziehungen und Ausdruck menschlicher Symbolfähigkeit, sie verdeutlichen sozio-kulturelle Beziehungsgeflechte.

Als Methode operationalisiert dürfte das Stichwort der Mental Maps bekannt sein. Auch dieser Begriff geht auf Kevin Lynch zurück. Auf ihn aufbauend werden Mental Maps als zeichnerische und durch mündliche Aussagen ergänzte Skizzen zur Wahrnehmung der Stadtstruktur verstanden. Respondenten werden in Untersuchungen dazu aufgefordert, Karten ihrer Umwelt anzufertigen, die dem Forschenden Aufschluss über die kognitive Systematisierungen der Umwelt liefern, welche die Menschen in ihrem Raumverhalten entwickeln und umsetzen.

Mental Maps als von den Befragten selbst angefertigte Skizzen eines bestimmten Umweltausschnittes verstanden, werden eher als methodischer Zusatz eines zu meist multimethodischen Vorgehens angewandt (Hengartner 1999, 297). Während Ploch diese Nutzung von Mental Map Skizzen oftmals als plakative, komprimierte und zugleich abstrakte Illustration der Forschungsergebnisse als reduziert empfindet, wird an anderer Stelle Kritik bzw. die Schwierigkeit, die mit der so operationalisierten Methode verbunden ist, geäußert. Vor allem die Probleme mit der Methode, die sich ‚im Feld‘ selbst ergeben, beschränkt den Einsatz des Instrumentes. Welz, die das Streetlife eines US-amerikanischen Slums als räumliche Aneignungsstrategie einer Einwanderungskultur untersuchte, bemerkte zu der geringen Bereitschaft der BewohnerInnen, Zeichnungen anzufertigen: „Fähigkeiten und Bereitschaft, Vorstellungen zeichnerisch zum Ausdruck zu bringen, sind wohl in keiner Kultur in gleicher Weise ausgeprägt wie die der verbalen Artikulation.“ (Welz 1991, 63; zur Bestätigung dieser Erfahrung in unserem Projekt: s. Kap. 5.1.4).

5.1.3 Die spezifische Verfahrenskombination und das konkrete Vorgehen

In einem ersten Schritt wurden Vorüberlegungen angestellt, welche Gruppen wohnungsloser Frauen interessant und erreichbar sind. Ein Handzettel wurde in der Fachberatungsstelle ausgehängt und dort durch die Einrichtungen des ‚AK FrauenLeben-FrauenWohnen‘ verteilt. Auf dem Handzettel wurde der Hintergrund des Projektes erläutert und betont, dass es sich nicht um ein persönliches Gespräch handelt, sondern dass die wohnungslosen Frauen als Expertinnen gefragt waren. Mitgeteilt wurden die Konditionen: Die Leitung der Gruppengespräche hatte eine Beraterin der Fachberatungsstelle; ein Honorar von 120,- DM wurde angeboten. Die Frauen wurden aufgefordert, sich andere Frauen, die sie kennen und mit denen sie gern zusammen etwas unternehmen, zu suchen und mit diesen Frauen zusammen die Gespräche zu führen und die Stadt zu begehen. Auf diese Weise nahmen eine Reihe von Frauen an den Diskussionen teil, die nicht Besucherinnen der Fachberatungsstelle waren. Hatte eine Besucherin Interesse, wurde ein Termin für ein erstes Treffen vereinbart und die Sozialdaten der Frauen notiert.

Geplant wurden für jede Gruppe drei Sitzungen: *Die erste Sitzung* war die Vorbesprechung. Sie wurde mit der Aufforderung eingeleitet, die Frauen möchten bitte eine Skizze zeichnen, welche Orte in der Stadt für sie wichtig sind. Um diese Frage nicht so abstrakt zu halten („Malt doch einfach einmal einen Stadtplan“), wurden die Stichworte gegeben, sie könnten überlegen, an welchen Orten sie was bekommen oder jemanden treffen, welche Orte angenehm oder unangenehm und welche sicher oder unsicher sind. Die Mitglieder der Gruppe erarbeiteten sich darauf hin – jede für sich – ihren Plan. Anschließend stellten sie diesen Plan vor, wobei sie sich auf einander beziehen und in eine Diskussion eintreten sollten. Diese Phase wurde auf Tonband aufgenommen. Das Band wurde transkribiert und bildete zusammen mit den Skizzen einen Teil des Materials für die Auswertung. Am Ende der Diskussion wurde das Tonband abgestellt und es wurde die zweite Phase, die Stadtbegehung mit ihrer Route geplant. Die Vorbesprechungen dauerten zwischen 45 und 60 Minuten.

In der *zweiten Sitzung* wurden die auf dem Plan in der ersten Sitzung als wichtig bezeichneten Orte ‚begangen‘. Mit einem mobilen Aufnahmegerät ging die Gruppe in die Stadt und an den entsprechenden Plätzen kommentierten die Frauen zusammen den Ort. Die Ortsbegehungen dauerten zwischen 70 und 120 Minuten. Auch hier wurde im Anschluss das Band für die Auswertung transkribiert.

Die *dritte Sitzung* fungierte als Nachbesprechung. Neben Ergänzungen vor allem bezogen auf die Alltagsversorgung war hier das Thema die Bitte, Verbesserungs- oder Veränderungsvorschläge für die Stadtplanung zu machen. Auch dieser Diskussionsteil wurde auf Band aufgenommen und transkribiert; die Nachbesprechungen dauerten zwischen 30 und 60 Minuten.

In Anschluss wurde ein Diskussionsprotokoll erstellt, in dem sowohl das Zustandekommen der Sitzungen als auch Besonderheiten der jeweiligen Diskussion festgehalten wurde.

Die spezifische Kombination von Herangehensweisen erlaubt nicht, den definierten Terminus *technicus* ‚Gruppendiskussion‘ zu verwenden; wir sprechen stattdessen lieber von ‚Stadtdiskussionen‘. Verglichen mit ‚reinen‘ Gruppendiskussionen wird ein spezifischer Auftrag vorgegeben – einen Plan zu malen -; bei der Stadtbegehung sind nach einer gemeinsamen Vorbereitung dann sogar die Orte vorgegeben und die produzierten Texte haben eher den Charakter einer – durchaus gemeinsamen - Kommentierung als den einer Diskussion. Auch konnte die Idee eines gezeichneten Planes, der topografisch die Orte und ihre Verbindungen abbildet, nicht streng durchgehalten werden: die meisten Frauen zeichneten nicht, sondern schrieben die Orte auf (s. Kap. 5.1.4).

Mit der Produktion eines Bildes (Planes) und eines sprachlichen (mehr oder weniger kollektiv verfassten) Kommentars handelt es sich im Grunde um ein multimediales Verfahren. Trotz der Einschränkungen, nimmt man ein ‚reines‘ Gruppendiskussionsverfahren und die Erstellung elaborierter Planskizzen zum Maßstab, konnte gerade durch die Kombination ein reichhaltiges Material erzeugt werden. Für die Auswertung ist wichtig anzumerken, dass auch zurückliegende biografische Erfahrungen zur Sprache kamen.

Insbesondere diejenigen, die aktuell eine Wohnung hatten, konzentrierten sich auf die Beschreibung der Zeit ohne Wohnung.

Bei der *Auswertung* wurde im Wesentlichen und mit auf das spezifische Material abgestimmten Modifikationen den von Bohnsack (1993, 36ff.) entwickelten Regeln gefolgt: In einer ersten Runde erfolgte eine formulierende Interpretation, bei der zum einen die genannten Orts- (und Zeit-)Aspekte mitsamt den damit verbundenen Bedeutungen herausgearbeitet wurden, zum anderen wurden die Erzählmotive, die dem Gesamtdiskurs zugrundelagen, mit ihren Belegstellen gebündelt. Daraus ergibt sich eine Gitterstruktur: die Orte bezeichnen eine Querlinie, die wiederkehrenden zentralen Erzählmotive eine vertikale Linie; die Querlinie der Thematisierung von Orten schneidet die vertikale Linie dort, wo die allgemeinen Motive für einen spezifischen Ort genannt wurden. Ergebnis dieses Schrittes ist eine Zusammenstellung der (von einzelnen oder gemeinsam) geäußerten semantischen Strukturen. Beispiele von übergeordneten Erzählmotiven sind ‚Gemeinsamkeit der Ausgeschlossenen‘, ‚Vertreibung‘, ‚Dinnen und Draußen als Gegensatz‘, ‚Sichtbarkeit‘ etc..

In einem weiteren Schritt wurde der Ablauf der Interaktion zwischen den Sprecherinnen und zwischen der Diskussionsleiterin und den Gruppenmitgliedern sowie die von einzelnen oder von mehreren Gruppenmitgliedern verfolgten oder verwendeten ‚Diskursregeln‘ erarbeitet (Diskursbeschreibung).

Im letzten Schritt wurden in der reflektierenden Interpretation die einzelnen Gruppendiskussionen als Gegenhorizonte aneinander gehalten; sie bilden damit gegenseitig Vergleichshorizonte und das Unterscheidende tritt deutlicher hervor. Dieser Auswertungsschritt bereicherte die Herausarbeitung der Erzählmotive noch einmal und führte darüber hinaus zu einer Interpretation, die die Besonderheit der kollektiven Wahrnehmung (bzw. mitunter auch die individuellen Besonderheiten) mit den Merkmalen der spezifischen sozialen Situation, die den kollektiven Erfahrungshintergrund der Gruppe ausmachten, in Beziehung setzte.

Produkt dieser Auswertung war für jedes Interview ein umfassendes Skript. In der Ergebnisdarstellung wird zunächst die Querauswertung, in der summarisch ‚quer‘ durch alle Interviews Aspekte der Raumwahrnehmung und der Wohn-Taktiken wohnungsloser Frauen genannt werden, dargestellt. Anschließend werden die auf dem Plan verzeichneten Orte mitsamt ihren Bedeutungen gruppenspezifisch aufgelistet und die Bedeutung von Wohnen/Wohnung ergänzt. Die Motive der Raumwahrnehmung, der Aneignungsformen und der Wohntaktiken werden in der Interpretation mit der speziellen sozialen Positionierung und den sozialen Beziehungen in Bezug gesetzt.

5.1.4 Erfahrungen mit der Methode

Auch wenn sich die Überlegenheit eines nicht individualisierenden Verfahrens bestätigte, traten doch in einigen Aspekten Schwierigkeiten auf, die z.T. zu Modifikationen führten.

Auf die Schwierigkeiten, Termine einzuhalten, wurde bereits eingegangen (Kap. 2.1). Das führte dazu, dass die Gruppen kleiner waren als geplant. Die letzten Gruppendiskussionen (Gruppe 7 und 8) wurden zudem so durchgeführt, dass die Nachbesprechung

direkt im Anschluss an die Stadtbegehung stattfand, um die Hürde eines erneuten Termins zu senken. Bei einer psychotischen wohnungslosen Frau war es gar nicht möglich, einen Gruppentermin zu machen, weil sie für eine Gruppenaktivität nicht zu gewinnen gewesen wäre. So erweiterten wir die Zulassung zur Stadtdiskussion um die Option, eine solche ‚Diskussion‘ und Stadtbegehung auch mit einer einzelnen Frau durchzuführen.

In zwei Aspekten erwies sich die Fragestellung als zu kompliziert. Zum einen bestätigten sich die Erfahrungen von Welz bezüglich der Bereitschaft, Kartenskizzen des Alltagsraum, selbst anzufertigen, auch in unserer Erhebung. Die Frauen, die gebeten wurden, zu den zentralen Fragen Skizzen zu zeichnen, griffen die Bitte kaum auf. Ein wichtiger Faktor dürfte dabei das subjektive Empfinden bzw. die Selbsteinschätzung der Frauen sein, nicht ‚gut genug‘ zeichnen zu können. Wir interpretierten diese ‚Verweigerung‘ dahingehend, dass Sprechen die gewohnte Ausdrucksmöglichkeit ist, die in ihrer Normalität nicht als Medium hinterfragt wird, während das Zeichnen als eine besondere Fähigkeit aufgefasst und eingeschätzt wird. In einem Fall schien auch die Scheu, eine fehlerhafte Rechtschreibung zu offenbaren, die Produktion zu hemmen. Auch die Skizzen, die nur die Namen von Orten enthielten, waren aber für die Auswertung wertvoll. Hinzu kam bei einigen Frauen auch eine Scheu vor dem Mikrophon – eine Scheu, die im Vorfeld von der Diskussionsleiterin angesprochen, von den befragten Frauen aber abgestritten worden war.

Auch erwies sich die Fragestellung der Nachbesprechung nach eigenen Vorstellungen von einer idealen Stadt (Frage sinngemäß: Wie würden Sie die Stadt gestalten, wenn Sie freie Hand und die nötigen Mittel dazu hätten?) als zu wenig an dem Erfahrungshorizont der Befragten und zu sehr an unserem eigenen orientiert. Dass das Entwerfen einer räumlichen Utopie Sinn und Spaß machen kann, ist eher nachvollziehbar, wenn nicht die Grundlage der räumlichen Existenz in einem anstrengenden Alltag ständig (wieder-) hergestellt werden muss. Die Distanz zu der Utopie-Frage macht auch Sinn vor dem Hintergrund der Bedeutung der konkreten räumlichen Bezüge und der Blindheit für ihre sozialen Implikationen, denn die täglichen Wege durch Raum und Zeit werden in der Regel abgeschritten, ohne dass die sozialen Gehalte dieses ‚raumzeitlichen Kontextes‘ bewusst wahrgenommen werden. Vielmehr werden die räumlichen Strukturen als naturgegeben wahrgenommen.

Das ursprüngliche Design hatte sechs Gruppen vorgesehen, die einmal im Sommer und einmal im Winter interviewt werden sollten, zudem sollte einmal die Innenstadt und einmal ein Neubauviertels Thema sein. Diese Vorüberlegungen erwiesen sich als zu stark von den Relevanzstrukturen der Frauen entfernt; zumal auch die mit der Begehung eines Neubauviertel verbundene abstrakte - und oft ohne Anschluß an ihre Lebenswelt - stadtplanerische Diskussion nicht das Interesse der Frauen weckte. Es erwies sich auch als schwierig, die Frauen über einen längeren Zeitraum auf eine Teilnahme zu verpflichten – eine Diskussion im Abstand von einem halben Jahr mit einer etwas veränderten Fragestellung durchzuführen, erwies sich bei den meisten Gruppen als nicht durchführbar.

So wurde das Design verändert: Auf die doppelten Durchgänge wurde verzichtet; dafür wurde die Zahl der Gruppen von sechs auf acht erhöht. Als Kontrollgruppe wurde nicht wie vorgeschlagen Fachhochschulstudentinnen gewählt, sondern eine Gruppe von Frauen, auf die rein formal das Merkmal ‚ohne festen Wohnsitz‘ ebenfalls zutrifft, die sich aber deutlich von den anderen Gruppen unterscheiden: Frauen, die seit mehreren Jahren in einer festen Wagenburg leben und gut in funktionierende nachbarschaftliche Strukturen integriert sind, so dass die Bauwagen ein Äquivalent zu einer Wohnung darstellen.

Die Gruppenmerkmale bei den acht durchgeführten Diskussionen sind (Reihenfolge entspricht der Abfolge in Kap. 5.4):

Gruppe 3: Alternativorientierung

Gruppe 2: Substitution

Gruppe 1: Prostitution und Sucht

Gruppe 5: Junge Mütter mit Distanz zur Wohnungslosigkeit in ihrer Geschichte

Gruppe 7: Jugendszene

Gruppe 8: Starke gesundheitliche Probleme

Gruppe 4: Psychische Erkrankung

Gruppe 6: Wagenburg-Frauen

Eine Übersicht über die Gruppen ist im Anhang zu finden.

5.2 Der theoretische Rahmen

Im Folgenden wird der theoretische Rahmen dargelegt, innerhalb dessen die Interpretation der subjektiven Erfahrungsbeschreibungen wohnungsloser Frauen stattfindet. Dazu sind mehrere Schritte notwendig. Zuerst soll veranschaulicht werden, wie Stadt als ein konkreter Raum, in dem und mittels dessen Vergesellschaftungsprozesse vonstatten gehen, verstanden wird. Ausgehend von solch einem Raumkonzept, das Stadt als „spontane Metapher“ (Bourdieu 1991) einer sozialen Struktur versteht und geographische Konfigurationen als Ungleichgewicht von Lokalisierungen begreift, muss im Sinne unserer Fragestellung über diese Grundannahmen hinausgegangen werden.

Oft wird der Stadtraum mit urbaner Öffentlichkeit gleichgesetzt. Doch da Wohnungslosigkeit bedeutet, keinen stabilen und verlässlichen Standort zu haben, und der Vermerk ‚ofW‘ (i.e. ‚ohne festen Wohnsitz‘) im Ausweis das Fehlen der eigenen Adresse fest schreibt, ist gerade das Verhältnis von Wohnen und Stadt zentral. Immer wieder sind es die gesellschaftlichen Strukturierungsweisen in Zonen der Privatheit und Öffentlichkeit, sowie die Praktiken und Bedeutungsfelder, die mit der Beziehung von Wohnen und Stadt einhergehen, welche die Schritte lenken und ein Tun ermöglichen oder verunmöglichen.

Wohnen tut man und Wohnen als ein Tun ist eine Aneignungsstrategie von Raum für jede und jeden Einzelnen. In einem weiteren Schritt werden im Hinblick auf die Relationalität von Wohnen und Stadt Aspekte der räumlichen Wahrnehmung und Aneignung durch den Menschen in Verbindung mit einem gesellschaftlichen Raumkonzept gebracht. Um der Frage nach zu gehen, wie Wohnen und Aneignung von Raum ohne Zugriff und Zuhandensein ‚eigener vier Wände‘ geschehen kann, wird in einem letzten Schritt der Begriff des Handelns variiert. Durch die Analyse des taktischen Gebrauchs des Stadtraums im Zuge der Organisation der Alltagsversorgung durch die wohnungslosen Frauen, können ihre räumlichen Aneignungsmöglichkeiten sichtbar werden. Denn ansonsten fallen vielleicht die unscheinbaren, oft unsichtbaren Überlebensstrategien der Frauen durch das allzu grobmaschige Netz der Erkenntnis hindurch.

5.2.1 *Wohnen als Wohnung*

Mit Blick auf den einzelnen Menschen und seine persönlichen Aneignungsmöglichkeiten von Umwelt, wird der Wohnung – als seine verlässliche Nahumgebung – in theoretischen Konzeptionen große Bedeutung beigemessen, mehr noch: Wohnung wird oft implizit vorausgesetzt. Die private Wohnung ist konzipiert als Stütz – und Rückzugspunkt und wird wie eine Art Erweiterung zum Körper verstanden. Mit der auf diese Weise in der Sozialisation gewonnenen Erfahrung von Stabilität, Verlässlichkeit und Konstanz kann von solch einer sicheren Bastion aus Orientierung und somit eine Handlungssicherheit aufgebaut werden (vgl. Weichhart 1990, 36). Diese kognitive Zentrierung der Welterfahrung auf die eigene Person und auf eine unmittelbare Nahumgebung und die damit gewonnene Erfahrungs- und Handlungssicherheit ist durchaus für ein ganzes Leben bedeutsam. Denn die genannten Merkmale bilden eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass die räumliche Umwelt nicht als bedrohlicher Streßfaktor, sondern als Stimulations- und Satisfaktionsraum erfahren werden kann¹². Für räumliche Identitätskonzepte wird die Wohnung nicht nur als Schutzhülle - als dritte Haut – konzipiert, sondern sie hat auch eine zentrale Bedeutung für die räumliche Aneignung. Wird Aneignung verstanden als eingreifende, gestaltende und Einfluss nehmende Interaktion mit der Umwelt – bei der man sich selbst in den Spuren, die man hinterlassen hat, wieder finden kann - so sind zumeist die eigenen vier Wände die hauptsächlichsten Folien persönlicher Abdrücke. Zumindest wird der Eindruck erweckt, man wäre Herrin oder Herr in seinem eigenen Reich und könne selbstbestimmt, autonom und kompetent sich darin ausleben. Der engere Lebensraum des Menschen, und dies impliziert zumeist die eigene Wohnung, „ist jener Bereich, den er (zumindest in Grenzen und im Gunstfall) kontrollieren, nutzen, beeinflussen, erobern, durch eigene Aktivitäten gestalten kann“ (Weichhart 1990, 38). So verstanden sind angeeignete Räume ein Ergebnis von Möglichkeiten und nicht von Zwängen (vgl. Scheller 1995, 92). Es ist gerade die Kombination verschiedener Aspekte, die nicht nur ein Gefühl der Sicherheit, sondern auch der Entspannung und vor allem des Wohlfühlens möglich macht. Die Wohnung ist da-

¹² Eine wichtige Frage wäre, welche Ressourcen vorhanden sein müssen und mobilisiert werden, um in gegenwärtigen Zeiten den flexibleren Lebenszusammenhängen und einem in größerem Maß abverlangten mobilen Verhalten, Stabilität erneut zu etablieren. Wichtig wäre dann zu fragen, welche Räume für wen entstehen können.

mit wesentlicher Bestandteil unserer Verortung in einem sozialen, kulturellen und konkret physischen Raum. Dieses Konzept von Wohnung entspricht einer Raumwahrnehmung mit einem Zentrum („Drinne“) und darum angeordneten Eroberungszonen (nahes Umfeld, Stadt, Freunde). Was kann es jedoch für die Auffassung von Wohnen und An-eignung bedeuten, wenn die Lebenswelt gerade dadurch geprägt ist, dass kein geschützter, stabiler, verlässlicher Wohnraum gegeben ist, von dem aus ein Verhältnis zur Umwelt aufgebaut werden kann?

5.2.2 *Konzeptualisierungen zur Räumlichkeit der Stadt*

Lange Zeit wurden der konkrete Raum und die geographischen Konfigurationen der Gesellschaft im soziologischen Diskurs kaum berücksichtigt. Der amerikanische Geograph Soja spricht dabei von der erkenntnistheoretischen Vorherrschaft einer historischen Imagination, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgesetzt hat (vgl. Soja 1991). In einer doppelten Geste erweckt die wissenschaftliche Tradition den Anschein, Raum und Zeit existieren zum einen unabhängig voneinander und zum anderen sei dabei Zeit in der gesellschaftlichen Analyse dialektisch, reich und lebendig, während der Raum als tot und fest gilt. Ein dazu kritisches Konzept versucht dagegen, zu berücksichtigen, dass Raum und Zeit - als immer schon menschliche Syntheseleistungen - nicht voneinander zu trennende Faktoren bei der Konstitution von Gesellschaft sind.

Auch im deutschsprachigen Raum wird vor allem seit den 90er Jahren¹³ eine Kritik formuliert, welche die gesellschaftliche Realität nicht als ein raumloses Konstrukt begreifen möchte. Läßple stellt in seinem ‚Essay über den Raum‘ (Läßple 1991) den historischen Wandel des theoretischen Verständnisses von ‚Raum‘ dar. Stark vereinfacht existieren zwei verschiedene Raumauffassungen in den Gesellschaftswissenschaften: Vorherrschend war lange Zeit die Vorstellung eines Raumes, der als Behälter aller körperlichen Objekte gedacht war. So verstanden erscheint der Raum als eine Welt, die unabhängig von der Materialwelt existiert und als leer vorgestellt werden kann. Es ist die Auffassung eines Raumes, in dem sich einem Behälter gleich die körperlichen Objekte einlagern und sich in ihren Entwicklungen als Geschichte abspielen. Das zweite Raumkonzept dagegen, an dem sich Läßple orientiert, versteht den Raum als eine Lagerungsqualität der Körperwelt, in dem materielle Objekte relational zueinander angeordnet sind: „Wenn der Begriff ‚Raum‘ so definiert wird, hat es keinen Sinn vom leeren Raum zu reden. Körperliche Objekte und ‚Raum‘ bilden einen unauflösbaren Zusammenhang“ (Läßple 1991, 189). Als gesellschaftlicher Ordnungsraum ist er weder neutrales Gefäß noch passives ‚Bebauungsmaterial‘. Diese räumliche Konfiguration ist grundsätzlich mit der Zeit verwoben. So sind das konkrete Erscheinungsbild der Raumstruktur und die formschaffenden, gestaltgebenden, immer im **Prozess** befindlichen Wirkungskräfte zusammen zu denken. Es gilt daher, die gesellschaftlichen Bedingungs- und Entwicklungszusammenhänge, welche die Raumstrukturen hervorbringen, sie reproduzieren und transformieren, herauszuarbeiten. Ebenso müssen die gesellschaftlichen Funktionen der einzelnen Raumelemente und die Beziehungen, welche diese in den Raum einbinden, mit erfasst werden (a.a.O., 195f.).

¹³ z.B. Läßple 1991; Prigge 1996; Dangschat 1996

Die Stadt als Inbegriff gebauter, gestalteter Umwelt ist ein gesellschaftlich produzierter Raum, der seinen Charakter im Kontext sozialer Praktiken entfaltet. „Der Raum ist nicht rein physisch, sondern er erhält seine Prägung durch soziale Kräfte, welche ihn bestimmen und ihn formen. Diese räumliche Struktur ist gleichzeitig die Basis für soziale Handlungen. Der Raum ist Produkt menschlichen Handelns, wie auch Bedingung und Einschränkung für weiteres Handeln“ (Friedrich 1999, 272).

Der Stadtraum hat damit folgende Komponenten:

- das materiell-physische Substrat gesellschaftlicher Verhältnisse, das heißt das ‚produzierte‘ Substrat, die umgebaute ‚Oberfläche‘ der Stadt,
- die gesellschaftlichen Interaktions- und Handlungsstrukturen bzw. die gesellschaftliche Praxis der mit der Produktion, Nutzung und Aneignung des Raumsubstrats befassten Menschen,
- ein institutionalisiertes und normatives Regulationssystem, das zwischen dem materiellen Substrat und der aneignenden Praxis vermittelt,
- ein mit dem materiellen Substrat verbundenes räumliches Zeichen-, Symbol-, und Repräsentationssystem¹⁴.

Diese zweifache Sichtweise auf den konkreten Raum der Stadt als Niederschlag von gesellschaftlichem Handeln wie auch als dessen Ausgangsbasis ermöglicht ein Verständnis, dass weder Ort noch Zeit harmlos sind, sondern beide auf gesellschaftliche Zusammenhänge – in ihrer Ungleichheit und ihren Ausschlussstrategien - Einfluss nehmen.

Dieses Konzept ist der Hintergrund, auf dem unsere Fragen nach der Alltagsbewältigung und den Überlebensstrategien wohnungsloser Frauen¹⁵ gestellt werden. Die Stadt bildet eine vermittelnde Schnittstelle zwischen ihnen und dem gesellschaftlichen System. Wir werden beschreiben, wie sie im Mikroklima der Stadt täglich durchkommen, wie sie sich selbst und den Raum wahrnehmen, welche oft leidvollen Erfahrungen sie machen, wie eingeschränkt ihre Bewegung im Stadtraum ist, aber auch wie trickreich sie den Stadtraum zu nutzen verstehen. Es gilt freizulegen, wie sich ihr Alltag in der Topographie verfestigt, wie sich alltägliche Gänge konkretisieren und lokalisieren.

¹⁴ Nicht betont werden in diesem Konzept die Ideen und Phantasien zur Stadt, die Entstehungsort und Projektionsfläche gesellschaftlicher Imagination sind. Diese schreiben sich wiederum in die Strukturen der Stadt ein, und unterlegen so die Erfahrungen ihrer BewohnerInnen (vgl. Soja 1996; Davis 1994; unter einer geschlechtsspezifischen Betrachtung: Wilson 1993).

¹⁵ Dies ähnelt dem Konzept einer Mikroebene, die in diesem Raumkonzept aber als grundsätzlich verbunden mit der Makroebene der Gesellschaftsstruktur gesehen wird, gerade die Stadt ist sozusagen eine vermittelnde mittlere Ebene.

5.2.3 *Die soziale Aneignung des Raumes und Regionalisierungsweisen*

Der physische Raum ist als wirksamer Faktor sowohl bei Giddens als auch bei Bourdieu Bestandteil ihrer Analysen¹⁶. Mit unterschiedlichen Ansätzen betrachten sie die Wechselwirkung zwischen den Individuen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Der sozial angeeignete Raum

Bourdieu richtet sein Augenmerk auf die Komplexität des Raumbegriffs. Er unterscheidet auf einer analytischen Ebene einen physischen, konkreten und einen sozialen, abstrakten Raumbegriff, die beide als Drittes, als „sozial angeeigneter Raum“ (Bourdieu 1991), als gelebter Raum grundsätzlich miteinander verwoben sind. Für Bourdieu ist die soziale Aneignung des Raumes die Schnittstelle, an welcher sich die ungleichen gesellschaftlichen Strukturen in den physischen Raum einschreiben.

Charakteristisch ist das relationale Verhältnis innerhalb dieser Räume. Beide Räume, der physische und der soziale, sind durch eine konkrete Anordnung bzw. durch das Verhältnis der Positionierungen zueinander strukturiert. Ein wichtiger Aspekt der wechselseitigen Beziehung beider Räume zueinander ist die beständige Übertragung des sozialen Raumes in den physischen Raum hinein. Das heißt, dass die sozialen Strukturen, verstanden als ein machtvoller Katalog von Regeln, die Normen und Werte transportieren, in die Gestaltung der städtischen Materialität eingebaut werden. In einer ungleichen und hierarchisierten Gesellschaft kann es somit keinen Ort geben, der nicht selbst ebenfalls hierarchisiert ist und als solcher wiederum selbst wirksam wird. Maßgebliche Raumanneignungsformen dieses Übertragungsprozesses werden beispielsweise wirksam durch Besitz – und Eigentumsverhältnisse, Vorrechte räumlicher Gestaltung, Durchsetzung von Nutzungsrechten oder deren Abtretung an Dritte, Rechten der Verweigerung von Zutritt und Aufenthalt.

„Daraus folgt, dass die Struktur der räumlichen Verteilung der Machtfaktoren, das heißt der dauerhaft legitim angeeigneten Eigenschaften und der Akteure mit ungleichen Chancen des Zugangs beziehungsweise der materiellen und symbolischen Aneignung die objektivierte Form des Zustands sozialer Auseinandersetzung um Raumprofite darstellt.“ (Bourdieu 1991, 30)

Entscheidend ist daher bei der Betrachtung dieses Übertragungsprozesses die Annahme, dass sich der soziale Raum und seine Positionierungen und Hierarchisierungen im physischen Raum quasi objektivieren: die Machtverhältnisse, als soziale Strukturen in räumliche Strukturen eingeschrieben, werden im Alltag selten in ihrer gesellschaftlichen ‚Gemachtheit‘ wahrgenommen. Die gebaute Umwelt umgibt uns wie eine Art künstliche, zweite Natur, in deren relativer Beständigkeit wir uns ganz selbstverständlich bewegen, deren Strukturen wir uns durch ihren Naturalisierungseffekt unbewusst unterwerfen. Ihre vergleichsweise dauerhaften Versteinerungen erfahren wir als stabile Gegebenheit. Es ist leicht einsichtig, dass mit diesem Verständnis Orte beispielsweise für einen guten Teil jener Stabilität sorgen, die Institutionen zugrunde liegt.

¹⁶ Giddens 1995, 161-198; Bourdieu 1991

Der ‚versteinerte‘ Niederschlag des sozialen Raumes im physischen Raum resultiert aber aus den ständigen Auseinandersetzungen, die in diesem und um diesen in den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern stattfinden. Gemeint sind nicht nur spektakuläre Auseinandersetzungen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wie beispielsweise kriegerische territoriale Auseinandersetzungen, sondern gerade jene, die den „routinisierten Charakter des Alltagslebens“ (Giddens 1995, 162) ausmachen. Auf diese nebensächlichen und selbstverständlichen Handlungen gilt es im Besonderen die Aufmerksamkeit zu richten. Gemeint sind damit typische, den Lebensalltag prägende Bewegungsmuster von Individuen, die sich als Wiederholung über verschiedene Zeitdauern oder Raumdistanzen herausbilden. Als solche werden sie selten bedacht oder bewusst in Frage gestellt, vielmehr sind sie scheinbar harmlose Alltagshandlungen und tägliche Wegstrecken, die uns in ihrer Gewöhnlichkeit vertraut und von allgemeinen Übereinkünften, Einverständnissen und Akzeptanz geprägt sind. Diese Routinehandlungen, die in den Aktionsräumen der einzelnen Menschen stattfinden, zergliedern und strukturieren die Umwelt in die eigene Stadt¹⁷.

Prägend für die Gestaltung dieser Bewegungsmuster sind verschiedene Zwänge und Beschränkungen, denen die einzelnen Menschen grundsätzlich unterworfen sind. Zum einen sind es die jeweiligen Eigenschaften der Individuen, d.h. ihr möglicher Zugang zu Ressourcen¹⁸, um sich Güter und Dienstleistungen anzueignen, zum andern ist es die Örtlichkeit selbst, die Lebensmöglichkeiten beeinflusst. Die mögliche Aneignung kann existentiell begrenzt sein. „Es ist deshalb leicht zu begreifen, dass Menschen die Prägung durch ihre Umgebung wie ein Narbe mit sich tragen, weil das tagtägliche Leben Privilegien, ebenso wie Armut verfestigt“ (Dear 1995, 18).

Mit der Annahme eines sozial angeeigneten Raumes als Verfestigung von andauernden Auseinandersetzungen kann die entscheidende Frage gestellt werden, wie und inwieweit die Lokalisierung des Individuums an einem bestimmten Punkt des physischen Raumes seine Vorstellung von seiner Stellung im sozialen Raum und damit sein Handeln beeinflusst. Die Wohnung als die private Adresse, somit als eine Lokalisierung bzw. Position im Raum - und dagegen gerade deren Fehlen bei wohnungslosen Frauen - ist ein prägender Faktor in diesem Gefüge. Die ungleichen Positionen im sozialen Raum werden durch die verschiedensten Aspekte strukturiert: Geschlecht und Ressourcenlosigkeit sind zwei entscheidende Momente. Die differenten Positionen im sozialen Raum, wie Frau zu sein und arm zu sein, sind somit in die Objektivität der räumlichen Strukturen in Form spezifischer ‚Gebrauchsanweisungen‘ eingeschrieben, aber zugleich - und dies

¹⁷ Der subjektive Stadtplan ist eine bewußte Stichprobe aus allen Teilräumen der objektiven Stadtstruktur des gesamten Stadtraumes. Eine Stichprobe aus dem subjektiven Stadtplan wiederum stellen die konkret genutzten Aktionsräume dar (vgl. Friedrichs 1983, 306)

¹⁸ Giddens übernimmt die Unterscheidung zwischen allokativen und autoritativen Ressourcen. Die zuerst genannten sind an der Generierung von Macht beteiligte materielle Ressourcen (Kapital, Boden, Immobilien, Produktionsmittel u.a.). Als autoritative Ressourcen definiert er institutionalisierte Verfügungsrechte: Entscheidungsrechte über räumliche und zeitliche Zutrittsbeschränkungen; Entscheidungskompetenzen über Formen des sozialen Zusammenlebens; Macht, die Aktivität von Menschen verfügbar zu machen (Giddens, A. 1995, 316).

zusammen zu denken ist wichtig - auch in die subjektiven Wahrnehmungsstrukturen der einzelnen AkteurInnen, die zum Teil wiederum aus einer oft unbewussten Verinnerlichung dieser objektivierten Strukturen hervorgehen (vgl. Bourdieu 1991, 28). Das heißt, dass die Ungleichheit des sozialen Raumes sich einerseits in den begrenzten Zugangsmöglichkeiten und den ungleichen Verfügungsmöglichkeiten über verschiedene Ressourcen im physischen Raum niederschlägt. Andererseits nimmt jede und jeder alltäglich diese ungleiche Anordnung wahr, erfährt sich darin und handelt entsprechend. Dieses ‚unbedachte‘ Wirkungsgeflecht zwischen der konkret gestalteten Umwelt und der gesellschaftlichen Struktur, an dem jede und jeder teilhat, ist ein grundlegender Faktor bei der Reproduktion und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Verhältnisse. „Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht, und zwar sicher in ihrer subtilsten Form: der symbolischen Gewalt als nicht wahrgenommener Gewalt“ (Bourdieu 1991, 27).

Für Wohnungslose sind bestimmte Gebiete des öffentlichen und halböffentlichen Raumes oftmals die einzig möglichen Aufenthaltsorte. Raumausschnitte, die als öffentlich bezeichnet werden, sind dem urbanen Diskurs entsprechend im Besitz der Allgemeinheit und dem Gesetz entsprechend für alle frei zugänglich: Straßen, Plätze, Parkanlagen, Troittoirs, Waldstücke, Flussufer usw.. Die Nutzbarkeit für den einzelnen Menschen richtet sich jedoch nach der tatsächlichen Möglichkeit einer Teilhabe, denn das Straßenbahnticket kostet Geld, auf der Autostrasse darf man nicht zu Fuß gehen etc.. Von halböffentlichen Orten wird gesprochen, „wenn sie zwar nicht der Allgemeinheit gehören, aber in ihren spezifischen Funktionen der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen“ (Scheller 1995, 83). So definiert sammeln sich darunter Orte wie Restaurants, Bars, Bahnhöfe, Einkaufsläden, Kirchen etc., die zum Teil noch stärker in ihrer Nutzung kontrolliert und in ihrer Bedeutung eingeschränkt sind. Doch zur Halböffentlichkeit zählt dazu noch ein anderer Typus von Orten, deren Funktion wie Bedeutung sich in dem Zwischenraum von Privatheit und Öffentlichkeit viel eher im Uneindeutigen angesiedelt hat¹⁹: Beispielsweise Hinterhöfe, Hauseingänge, Flure oder Treppenhäuser.

Von Einflussnahme und Kontrollmöglichkeiten abhängig, werden solche Orte von dazu befähigten und bemächtigten VertreterInnen produziert, verwaltet, kontrolliert und gestaltet. Es sind somit die Erfahrungswelten dieser ermächtigten Personen und ExpertInnen, die zu einem beträchtlichen Anteil über die Nutzung und Kontrolle der Räume bestimmen und die den Räumen Bedeutung verleihen können. Die im Stadtraum eingelagerten impliziten Ansprüche und unterschwelligen Einschreibungen können an jede und jeden herantreten, sozusagen ‚ins Auge springen‘ oder nicht gelesen werden. Wer aber nicht über die stillschweigend geforderten Mittel verfügt ist deplatziert.

Regionalisierungen im städtischen Raum

Die gebaute Umwelt ist aufgeteilt in Raum-Zeit-Zonen, die bestimmte Funktionen und Bedeutungen haben. Zonen und Zonierungen sind raumzeitliche Phänomene, die über-

¹⁹ Holland-Cunz arbeitet Überschneidungen zwischen öffentlichen und privaten Räumen heraus, sie hebt die Bedeutung halböffentlicher Räume hervor, die in ihrer Sichtweise keine eindeutigen privaten oder öffentlichen Funktionszuweisungen haben (Holland-Cunz 1993).

wiegend aus formellen Regeln oder informell geteiltem Einverständnis entstehen und diese Regelmäßigkeiten erhalten. „Das Zonensystem kontextualisiert die Tätigkeiten von Menschen und zwar in dem Sinne, als dass der räumliche Bezugsrahmen von sozialen AkteurInnen benutzt wird, um ihr gesellschaftliches Leben in räumlicher und zeitlicher Hinsicht zu organisieren“ (Scheller 1995, 85). Umgekehrt bilden die so eingeteilten Raumausschnitte - dies können z.B. die verschiedenen Zimmer einer Wohnung oder ein Bürgersteig sein - mit entsprechenden Funktionen und Bedeutungen Bezugsrahmen von und für Interaktionen.

Die tagtäglich in raumzeitlichen Strukturen zurückgelegten Wegstrecken bilden Muster, die Giddens als Regionalisierung von Alltagswelten fasst. Der Begriff der Regionalisierung bezieht sich sowohl auf die Zonierungen von Raum und Zeit als auch auf die Beziehung dieser Zonen zu den sozialen Interaktionen, die darin stattfinden. „Unter dem Charakter von Regionalisierung verstehe ich die Weisen, in denen die Raum-Zeit-Organisation von Orten innerhalb umfassender sozialer Systeme geordnet wird“ (Giddens 1995, 174). Gesellschaftliche Organisationsprinzipien, wie beispielsweise eine räumliche Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit sind Bestandteil der Regionalisierungen. Und die Einteilungen werden von den verschiedenen sozialen AkteurInnen in einem andauernden Prozess tagtäglich reproduziert, bestätigt und aufrechterhalten, aber auch - oft mikroskopisch klein - verändert.

Die meisten Regionen haben Grenzen. Es sind physische oder symbolische, oft machtvolle Markierungen und es können ebenso gut Türen, Mauern, Schilder sein oder anderes. Die Grenzverläufe werden wahrgenommen und ‚gelesen‘. Erwartet wird ein entsprechendes Verhalten. Ihre Lesbarkeit, d.h. auch ihre Wirksamkeit, erschließt sich durch eine kulturell vermittelte Lebenswelt. Die Begrenzung kann ebenso durch eine Zeiteinteilung konstituiert werden: Bedeutung und Handhabung eines Parks, bestimmter Ecken und Zonen, die tagsüber allgemein genutzt und begangen werden, wandeln sich nachts für die Mehrheit der Bevölkerung zum meidenswerten Ort. Symbolische Markierungen können auch im Körper selbst stattfinden, als Körperhaltung bzw. dessen Positionierung bei Zusammenkünften. Die kleinsten, deshalb keinesfalls zu vernachlässigende Regionen, sind geprägt durch die oft kurzen Momente flüchtiger Interaktionen. So beziehen anonyme Begegnungen an öffentlichen Orten den Körper für einen Augenblick in die Bildung von Regionen und Zonen mit ein, geben sozialer Nähe wie sozialer Distanz Ausdruck, denn oft „steht einem nichts ferner und ist nichts weniger tolerierbar als Menschen, die sozial fern stehen, aber mit denen man in räumlichen Kontakt kommt“ (Bourdieu 1991, 32).

Die Architektur ist in diesem Zusammenhang ein wichtiges Instrument im Repertoire der Symbolik einer ordnenden Macht, deren stumme Gebote sich unmittelbar an den Körper richten. Gerade in der Repräsentation wie der Regulierung des öffentlichen Raumes artikulieren diese sich ständig neu: „Die schicken pseudo-öffentlichen Räume von heute – Luxus Einkaufspassagen, Bürozentren, Kulturakropolen usw. – sind voller unsichtbarer Zeichen, die den anderen aus der Unterschicht zum Gehen auffordern. Architekturkritikern entgeht zwar meist, wie die gebaute Umwelt zur Segregation beiträgt, aber die Parais – (...) verstehen ihre Bedeutung sofort“ (Davis 1994, 262). Die stattfindende Interaktion zwischen materieller Umwelt und der ‚angesprochenen‘ Person ge-

taltet sich für die einen als Platzverweis, für die andern ist es die Aufforderung zum Verweilen. Wichtig ist, dass Orte als Regionen nicht festgelegt und eindeutig sind; auch transportieren die ‚Gebrauchsanweisungen‘ nicht für alle dieselben Regeln, sind die von den ProduzentInnen intendierten Anweisungen niemals völlig kontrollierbar. So wird der schon erwähnte Park nachts in allgemeiner Übereinkunft von den meisten Stadtbe-wohnerInnen gemieden, während bestimmte Nischen in ihm für Wohnungslose zu Schlafstellen werden.

Regionalisierung ist - wie beschreiben - nicht nur eine Aufteilung von Raum und Zeit, sondern die Regelung sozialer Problemsituationen und ein Mittel zur Aufrechterhaltung sozialer Praktiken. Eine besondere und auch besonders wichtige Spielform ist dabei die Aufrechterhaltung und Generierung von Macht über Personen. Die gesellschaftlichen Organisationsprinzipien, die sich in den wahrgenommenen, erfahrenen und gelebten Raum einschreiben, sind machtvoll, wirksam, historisch veränderlich, aber sie determinieren weder den Raum noch die Praxis der Aneignung vollständig²⁰. Gerade diese Un-eindeutigkeit gilt es zu betonen im Hinblick auf die alltäglichen Lebenswelten von wohnungslosen Frauen, die sich in einer Welt bewegen, deren Normalität den Besitz einer Wohnung umfasst und in der ein Großteil der Frauen weiterhin keine gleichberechtigte Position innehaben. In diesem Kontext ständiger Auseinandersetzung mit ungleichen Mitteln um Raumsprüche, die sich in historisch veränderlichen Nutzungsweisen und Bedeutungszusammenhängen zeigt, im Spannungsfeld von Verfügung über Menschen, die immer auch an ihrer körperlichen Existenz am Raum ansetzt, wie möglichen Aneignungsstrategien, die sich nicht in einer herrschaftlichen Art und Weise artikulieren, sind die Positionierungen von wohnungslosen Frauen zu suchen. Es gilt nach der Gestaltung ihrer Nischen Ausschau zu halten, zu fragen, ob sie wirklich keine Möglichkeit der Mitgestaltung haben.

5.2.4 Taktiken und Überlebensstrategien

Die Wohnung ist für die Mehrheit von uns ein selbstverständlicher und wesentlicher Bestandteil unserer Verortung in einem sozialen, kulturellen und physischen Stadtraum. Was ist nun aber, wenn keine Wohnung als Rückzugs- und Schutzraum, als persönlicher Aneignungsraum vorhanden ist, von dem aus in eine öffentliche Außenwelt getreten werden kann? Wie kann dann gewohnt werden? Wie ist eine Aneignung von Räumen in Lebensbedingungen, die von Zwängen und Unmöglichkeiten geprägt sind, dennoch möglich? Welches Verhältnis kann so zwischen ‚Dinnen‘ und ‚Draußen‘, zwischen Privatheit und Öffentlichkeit aufgebaut werden? Wenn es gelingt, den recht stabilen Status quo solcher Kategorien in der Theorie nicht zu wiederholen, sondern das subjektive Verhältnis, das sich Frauen ohne Wohnung etablieren, in den Blick zu bekommen, werden sie nicht auf eine Passivität reduziert. Innerhalb ihrer eigenen Konstrukti-

²⁰ Dies entspräche der Idee, dass Gesellschaftliches an bestimmten Orten im Raum zu fixieren wäre. Doch das Verhältnis sozialer Gegebenheiten und materieller Räumlichkeit darf nicht identisch gedacht werden, wie es immer wieder geschieht, wenn „in den ‚Raum‘-Wissenschaften, aber auch in Politik und Planung immer noch die Ansicht vorherrscht, Kulturelles und Soziales könne raumzentriert analysiert und erklärt werden, und durch Veränderungen räumlicher Strukturen könnten soziale Strukturen verändert werden.“ (Scheller 1995, 53)

onen - und räumlichen Konfigurationen - können dann ihre Handlungsoptionen und Möglichkeitsräume hervortreten.

Notwendig ist eine Sichtweise, die nicht nur die stattfindenden Ausschlussmechanismen, sondern auch die geschickten Handlungsweisen und Gestaltungsleistungen, die einer Passivität entgegensteht, in den Blick bekommt. Es stellt sich die Frage, wie die Frauen ohne Wohnung, als extrem marginalisiert und ressourcenlos und von den Kategorien Geschlecht und Armut geprägt, den urbanen Raum und ihre Person darin wahrnehmen, wie sie darin überhaupt ihr tagtägliches Überleben gerade auch durch ihre Geschicklichkeit und ihr Leistungsvermögen sichern können.

In dem Kontext ihres alltäglichen Überlebenskampfes ohne eigenen Ort und oftmals auf die Räume einer Öffentlichkeit und Halböffentlichkeit angewiesen, erscheint es sinnvoll, ein Verständnis von Handeln und Aneignung anzuwenden, das dem Alltag der Frauen gerecht wird. Auch Michel de Certeaus Interesse ist es, jene Handlungsweisen sichten zu können, die nicht auf die Herstellung eigener Produkte hin ausgerichtet sind. Ihn interessiert vielmehr die Art und Weise des Gebrauchs mit jenen vorgesetzten Produkten eines dominanten Systems. „Diese Handlungsweisen sind die abertausenden Praktiken, mit deren Hilfe sich die Benutzer den Raum wieder aneignen, der durch die Techniken der soziokulturellen Produktion organisiert wird“ (de Certeau 1988, 16).

Die Stadt ist in diesem Zusammenhang ein System, dessen Diskurse an vielen Stellen entstehen: ob universitäre Wissensproduktion, Planungsinstitutionen, Stadtratsgremien oder eine lokale Presse etc.. Diese Diskurse sind ständig bemüht, die Widersprüche, die sich aus den Ansammlungen und Menschenballungen ergeben, in den Blick zu bekommen, zu artikulieren und zu überwinden. „Dabei geht es darum, das Anwachsen von Menschenmassen zu organisieren“ (a.a.O., 183). Es ist das Bemühen, das Chaos, welches mit der Stadt assoziiert wird, in eine Ordnung zu bekommen. Ohne die anderen idealen Aspekte von Vitalität, Freiheit – ein aktuelles Stichwort wäre Multikulturalismus - außer Acht zu lassen, besteht eine Tendenz der modernen Stadt in der Erzeugung eines gesäuberten, funktional organisierten, kontrollierbaren Raumes, der von einer Zeitlosigkeit geprägt ist. Immer wieder sind es Kontrollstrategien²¹, welche sich in den Konzepten zur Stadt artikulieren und sich in ihre Strukturen einschreiben. Egal welches Bild den Diskurs beherrscht - ob Sicherheit oder Erlebnis – unsere Frage richtet sich nach der zugeschriebenen Position für störende und nicht kontrollierbare Elemente – wozu die wohnungslosen Menschen für die Allgemeinheit leicht werden.

Entgegen den abstrahierenden Konzepten der Stadt, organisiert die Praxis Diskontinuitäten und heterogene Handlungsmuster (a.a.O., 117). Der konkrete, physische Stadt-raum ist der Ort an dem sozusagen unterhalb der Konzept-Stadt und ihrem fiktiven Überblick jene nur schwer ans Tageslicht zu fördernden vielfältigen, widersprüchlichen

²¹ In US Amerika hat sich der Fortschrittsgedanke, dessen Ort die Stadt ist, in einen Diskurs der Katastrophe gewandelt, der als Planungsmotivation schon immer das zweite Gesicht der Utopie gebildet hat (vgl. Davis 1994, 1999). Dies gilt für ein gewisses Maß auch für die europäische Stadt, wobei in oft machtvoll ausblendenden Gesten ein neues Revitalisierungsprogramm gestartet wird.

und mikrobenhaften Praktiken von statten gehen, an denen auch die wohnungslosen Frauen, die sich so viel in diesen heterogenen Räumen aufhalten, durch ihr Tun teilhaben.

De Certeaus Blick liegt auf dem widersprüchlichen und vielfältigen Patchwork des Alltäglichen, das sich nicht einsortieren lässt in die Struktur wissenschaftlicher Kategorisierungsweisen. So konzipiert er eine Unterscheidung zwischen Strategie und Taktik²².

Der Begriff der Strategie bezeichnet eine Berechnung von Kräfteverhältnissen, „die in dem Augenblick möglich wird, wo ein mit Macht und Willenskraft ausgestattetes Subjekt (ein Eigentümer, ein Unternehmen, eine Stadt, eine wissenschaftliche Institution) von einer Umgebung abgelöst werden kann“ (a.a.O., 23). Vorausgesetzt ist ein eigener Raum, der die Möglichkeit gewährt, als Basis für die Organisation seiner Beziehungen zu einer bestimmten Außenwelt (Konkurrenten, Gegner, eine Klientel, etc.) dienen zu können.

„Als Taktik bezeichne ich demgegenüber ein Kalkül, das nicht mit etwas Eigenem rechnen kann. Und somit auch nicht mit einer Grenze, die das andere als sichtbare Totalität abtrennt. (...) Sie verfügt über keine Basis, wo sie ihre Gewinne kapitalisieren, ihre Expansionen vorbereiten und sich ihre Unabhängigkeit gegenüber den Umständen bewahren kann. Das ‚Eigene‘ ist ein Sieg des Ortes über die Zeit. Gerade weil sie keinen Ort hat, bleibt die Taktik von der Zeit abhängig, sie ist immer darauf aus, ihren Vorteil im Flug zu erfassen. Was sie gewinnt, bewahrt sie nicht. Sie muss dauernd mit den Ereignissen spielen, um ‚günstige Gelegenheiten‘ daraus zu machen. Der Schwache muss unaufhörlich aus den Kräften Nutzen ziehen, die ihm fremd sind“ (a.a.O., 23).

Die taktische Aneignung des Raumes geschieht im Gegensatz zur machtvollen Diskursivierung und Repräsentationspolitik also zerstreut, unsichtbar, lautlos, unbemerkt – genau in der Art, wie die wohnungslosen Frauen sich so oft in der Stadt bewegen. Die Frauen sind darauf verwiesen, sich mit situativ ausgerichteten Praktiken ihren Raum ständig neu zu erobern und sich darin einzurichten.

Sich einrichten heißt, sich nicht nur in ihrer extremen Ressourcenknappheit zu versorgen, sondern sich ebenso einen paradoxen Ort der Ruhe, des Schutzes, der Intimität aufzubauen. Ihr Gebrauch der herrschenden Ordnung, der vorgegebenen Raumstrukturen ist ein Spiel mit der Macht, die sie nicht abwenden können. Gerade durch die ständige Wiederholung solcher flüchtigen, ortlosen Taktiken erreichen sie eine relative Dauerhaftigkeit in den Nischen der Stadt: Eben ‚Wohnen als Taktik‘.

Es liegt nahe, den öffentlichen Lebensraum wohnungsloser Frauen als „Heterotopie“ (vgl. Foucault 1991) zu verstehen. Michel Foucaults Begriff der Heterotopie setzt sich aus den Teilen ‚heterogen‘ und ‚Utopie‘ zusammen – und erscheint damit selbst als passender Begriff für die zugleich idealisierten und alltäglich mit sehr unterschiedlichen

²² Wegen der möglichen Verwechslung sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass eine Überlebensstrategie - als allgemein bekannter Begriff auch von uns genutzt – mit einem taktischen Vorgehen zumeist identisch ist.

Interessen genutzten öffentlichen Orte. Es existieren verschiedene Platzierungen und Beziehungen, die in diese zugänglichen Orte gelegt sind und dadurch heterogene Räume bilden. Gerade hier wird deutlich, dass sich nicht nur eine einzige Ordnung, nicht nur ein einziger sozialer Raum darin konstituiert. Vielmehr entsteht ein unmögliches Nebeneinander von Positionen im Raum: „Wir leben in einer Gemengelage von Beziehungen, die nicht aufeinander zurückzuführen und nicht miteinander vereinbar sind“ (Foucault 1991, 66). Unser Anliegen ist es, diese Gemengelage in Bezug auf die wohnungslosen Frauen heraus zu arbeiten.

Durch die Blickverschiebung auf die Überlebensstrategien der Frauen wird erkennbar, wie die Bedeutungsfelder, die den urbanen Raum durchziehen und die von einer (integrierten) Allgemeinheit tagtäglich weitgehend reproduziert werden, paradox werden. Sei dies die Unterscheidung in öffentlich und privat, oder der Unterscheidung von flüchtig und dauerhaft. Es ist die Frage, wie die Frauen durch ihre Taktiken genau diese Paradoxie mobilisieren und nutzen, ebenso wie in diesen Taktiken und Überlebensstrategien die Kategorie von Geschlecht zum Ausdruck kommt.

Grundlegend im Hinblick auf die Umgangsweisen mit den Stadtbeschreibungen der wohnungslosen Frauen ist die aufgezeigte Doppelbedeutung von sozialem und physischem Raum. Diese zweifache Bedeutungsebene und ihre Verwobenheit zeigt sich sowohl darin, wie Gegenden, bestimmte Plätze und Stellen durch die Frauen wahrgenommen und beschrieben werden, als auch im Tun der Frauen, d.h. wo und auf welche Art und Weise es ihnen gelingt, den Raum für sich nutzbar zu machen, sich ihn mit ihren peripheren Strategien anzueignen.

5.2.5 *Geschlechteraspekte*

Die meisten der dargestellten theoretischen Konzeptionen thematisieren nicht die Geschlechterfrage. Die Gedanken des sozial angeeigneten Raumes und der individuellen Regionalisierungen von Alltagswelten bei Bourdieu und Giddens bieten jedoch Anschlussstellen: Die ungleichen Positionen im Raum entsprechen ungleichen Positionen nach Geschlecht und Ressourcenzugang, die sich in Routinen und täglichen Gängen verfestigen. Diese Anschlussstellen können mit einer Konzeptualisierung von Geschlecht wie Scheller dies unternimmt, weitergeführt werden, die von geschlechtstypischen Begrenzungen der Zugangs- und Verfügungsmöglichkeiten über Raum ausgeht und die die Unterschiede zwischen Raumwahrnehmung und –aneignung bei wohnungslosen Frauen und Männern in den Mittelpunkt stellt. Es bleibt aber die Frage, ob dies eine dem Thema ‚Raumwahrnehmung bei wohnungslosen Frauen‘ und dem empirischen Material der Stadtdiskussionen angemessene Form ist, Geschlechteraspekte einzubringen.

Auch die feministische Raumplanung geht von einem Differenz-Konzept aus: „Ausgangspunkt der Raumplanung sollte der Lebensalltag der von Planung Betroffenen sein. Frauen haben – aufgrund geschlechtsspezifischer Rollenzuweisungen in unserer Gesellschaft und insbesondere aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung – eine andere Lebensrealität, einen anderen Lebensalltag als Männer. Daraus resultieren unter anderem spezifische Anforderungen von Frauen an den Raum“ (Becker 1997, 12); und bezogen auf die Raumaneignung: „Das patriarchale Geschlechterverhältnis manifestiert

sich (...) in einer vielschichtigen, allumfassenden Begrenzung und Beschränkung von Frauen, insbesondere auch ihrer Raumeignung“ (a.a.O., 15). Die grundsätzliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hat einen räumlichen Aspekt: Frauen und Männern werden unterschiedliche soziale und physische Räume zugewiesen, was in eine Segregation der räumlichen Lebenswelten einmündet.

Zwei Gründe lassen den Ansatz als nicht sehr geeignet für das Forschungsprojekt erscheinen. Der erste Grund gegen einen Differenzansatz besteht schlicht und einfach darin, dass wir keine geschlechtervergleichende Studie intendiert und durchgeführt haben. Wir haben ausschließlich Frauen befragt und können keine Aussage über Gemeinsamkeiten mit und Unterschiede zu wohnungslosen Männern machen. Der zweite Grund liegt darin, dass gerade das Fehlen der Bedingungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und der räumlichen Segregation nach Geschlecht grundsätzlichere Fragen nach dem Funktionieren von Geschlecht nahelegt. Es macht zwar sicher Sinn, von einer übergreifenden Bedeutung der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern auszugehen, die im wesentlichen auch dann noch trägt, wenn sie nicht in einer konkreten Situation für ein Individuum gegeben ist oder reproduziert wird. Und neben Orten, die allgemein denen verschlossen sind, die nicht über die notwendigen Ressourcen für einen Eintritt verfügen, lassen sich rasch Beispiele von Orten nennen, die speziell Frauen verschlossen sind oder von ihnen gemieden werden, unabhängig von den Ressourcen.

Naheliegender ist es aber, die im qualitativen Material gegebene Offenheit zu nutzen, um die Kategorie Geschlecht aus der eindeutigen Fixierung auf Geschlechtsrollen herauszulösen. Grundsätzlich wurde mit dem Übergang vom Konzept von ‚Wohnen als festem Wohnsitz‘ zu ‚Wohnen als Taktik‘ eine Strukturbedingung in eine Handlung unter strukturellen Voraussetzungen und diese strukturellen Voraussetzungen reproduzierend überführt. Auch der Geschlechteraspekt sollte vom ausschließlichen Strukturaspekt (Geschlechtsrollen, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung) überführt werden in ‚eine Handlung unter strukturellen Voraussetzungen und diese strukturellen Voraussetzungen reproduzierend‘.

Die Stärke des Materials liegt in dem Zugang zu subjektiven (kollektiven) Repräsentationen. Daher kann grundsätzlicher danach gefragt werden, welche Rolle Geschlecht überhaupt in diesen subjektiven Darstellungen spielt. Oder anders formuliert: Wird für Wohnungslose eine allgemein geltende, geschlechtslose und nur über die fehlenden sozialen und ökonomischen Ressourcen vermittelte Betroffenheit angenommen? Wo werden frauenspezifische Themen angesprochen?

In der Interpretation kann dann darauf zurückgegangen werden, wie sich die Strategien, den Alltag zu organisieren, zu den Strategien der ‚Herstellung von Geschlecht‘, zur Inszenierung von (welcher?) Weiblichkeit in der Interaktion verhalten. Legen die Alltagsstrategien nahe, das Geschlechterverhältnis zu nutzen, indem als Frau bestimmte Beziehungen zu wohnungslosen Männern oder Männern mit Wohnung (die z.B. einen Zugang zu Orten öffnen können) gestaltet werden und welche Konsequenzen hat dies wiederum für die wohnungslosen Frauen? Oder legen die Alltagsstrategien gerade nahe, Geschlecht unsichtbar zu machen, als irrelevant zu diskreditieren? Aneignungsstrategien und ‚Geschlechterstrategien‘ werden auf diese Weise verbunden. Das Geschlecht-

terverhältnis ist als Strukturvorgabe Rahmenbedingung und wird im Handeln auf eine spezifische Weise reproduziert.

Sind die Orte der Stadt ein Schutz oder geht von ihnen eine Gefahr aus? Sind die Geschlechterbeziehungen bzw. sind konkret Männer für wohnungslose Frauen ein Schutz oder geht von ihnen eine Gefahr aus? ‚Schutz‘ ist deswegen ein interessanter Ansatz, weil er räumliche Aspekte (geschützter Raum) und Aspekte der Geschlechterbeziehungen verbindet und weil er sich auf unterschiedliche Arten von Räumen beziehen lässt. Schutz bezieht sich auf die Bewahrung und Kontrolle von Grenzen, auf die Unzulässigkeit oder Zulässigkeit von Grenzverletzungen und auf die Dynamik von Abschließen und Öffnen. Ein zu schützender Ort kann die Wohnung, aber auch der Körper oder die Identität sein. Schutz kann auf die personalen Grenzen zwischen Mann und Frau zielen. Das Konzept patriarchaler Männlichkeit beinhaltet, dass ein Mann eine Frau schützt in dem Sinn, dass er Grenzverletzungen durch andere Männer unterbindet. Die Figur des Beschützers ist aber ambivalent, wenn die Frau ihrerseits ihre Grenze gegenüber dem Beschützer nicht kontrollieren kann oder darf. (Die Berichte in dem Projektteil der Evaluation zeigten aber, dass wohnungslose Frauen in der Regel sowieso selten einen Partner haben, der schützt).

Schutz kann im Zusammenhang mit aufgrund der Abschließbarkeit schützenden ‚vier Wänden‘ diskutiert werden; hier ist die Frage, ob die Frau kontrollieren kann, ‚wer hereinkommt‘ (um sich vor den Gefahren in der Wohnung, vor ‚häuslicher Gewalt‘ zu schützen). Wenn Wohnung als ‚dritte Haut‘ nicht schützt, kann z.B. der Schutz der durch die ‚erste Haut‘ (bzw. durch die ‚zweite Haut‘, die Kleidung) einen besonderen Stellenwert bekommen. Die Beschaffenheit, Verletzbarkeit oder Panzerung der ‚ersten Haut‘ verweist auf das Thema der Körpergrenzen, das unter dem Stichwort Körperkonzepte untersucht worden ist. In einem anderen Sinn kann es wichtig sein, die Integrität des Ich zu schützen. Oder können Frauen Strategien entwickeln, mit Schutzlosigkeit zu leben?

Zunächst lässt sich an das qualitative Material die Frage stellen, was anstelle der Wohnung für wohnungslose Frauen Schutz bedeutet, welcher Schutz überhaupt relevant, d.h. was vor wem zu schützen ist, und wie sie das, was sie unter ‚für sie relevantem Schutz‘ verstehen, in ihren Alltagsstrategien herstellen. Hier kann es unterschiedliche Vorstellungen von einem zu schützenden ‚Innenraum‘ geben, unterschiedliche Konzepte von ‚Öffnen‘ und ‚Zumachen‘ (Türen zumachen, sich mit Drogen ‚zumachen‘) und einen unterschiedlichen Bedarf an Abgrenzung, je nach Lokalisierung und Einschätzung der empfundenen Gefährdung.

In der Interpretation können die Taktiken, Wohnen und Schutz herzustellen, im Rahmen der Geschlechterbeziehungen interpretiert werden. Für die theoretischen Konzepte, die auf den letzten Seiten dargestellt wurden, ist eine Erweiterung naheliegend: Zum einen wird der Schutzaspekt bei den Aneignungsstrategien (die zusammen mit den Geschlechterstrategien diskutiert werden) beachtet. Zum anderen sind weitere Grenzen und Regionen als die z.B. von Giddens erwähnten einzubeziehen, nämlich die ‚Räume in-

nen', unter der ‚ersten Haut‘²³: der Körper als Raum oder die Identität als räumliche Vorstellung.

Die Interpretationen dessen, was das qualitative Material zutage fördert – etwa die Beschreibung der Grenzen von Regionen, die kognitive Topografie der Stadt, die Beschreibung von Routinen und Taktiken im Alltag – ist so zunächst weitgehend deskriptiv. Die Interpretation unter der Geschlechterperspektive sieht die Frauen als Akteurinnen in einem gesellschaftlichen Raum, in dem sich die „Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“ physisch manifestiert; sie sieht die strukturellen Beschränkungen aufgrund der doppelten sozialen Ressourcenlosigkeit als Frau und als arm. Das Geschlechterverhältnis ist wie der physische Raum Rahmen für die Strategien der Aneignung und des Schutzes, der Gestaltung der Beziehungen und der Herstellung von Geschlecht – diese Strategien sind alle zusammen zu diskutieren. Und mit diesen Strategien werden der Raum und die Geschlechterordnung reproduziert.

5.3 Konstruktion semantischer Kategorien: räumliche Konfigurationen und Taktiken der Alltagsorganisation

Ohne Wohnung zu leben, heißt tägliches Überleben in der Stadt, d.h. alltägliche Organisation in einem vorgegebenen räumlichen Arrangement, in dem kein Ort existiert, auf den als persönliche Adresse dauerhaft Verlass ist, in dem kein Ort gegeben ist, von dem aus als strategischer Ausgangspunkt gehandelt werden kann. Bei den räumlichen Mustern, die sich aus den Interviewtexten herausarbeiten lassen, findet sich eine Umwelt nachgezeichnet, die unter dem andauernden Zwang steht, ohne eigene Wohnung einen Überlebensraum herzustellen. Welche Raum-Zeit-Muster legen sich durch das ‚Ablaufen‘ täglicher Routen und flüchtiger Taktiken über die Stadt? Welche Strukturen des urbanen Raumes, in dem für die interviewten Frauen nur Bewegung ohne Gewähr des Ausruhens gegeben ist, werden durch die Erfahrungsberichte deutlich? Mit welchen Kategorien artikulieren sie ein Leben, das mit diesen subjektiven Stadtplänen verwoben ist? Bei diesen Fragen sind bis auf die Kontrollgruppe²⁴ alle interviewten Gruppen aufgenommen, jedoch nicht um ein homogenes Muster nachzuzeichnen. Dies kann bei den vielfältigen Lebenssituationen der Frauen auch nicht die Absicht sein; vielmehr geht es darum, gemeinsame Motive und Umgangsweisen, die sich heraus kristallisieren, darzustellen.

Alle Berichte, die diese anstrengende Zeit beschreiben, zeichnen sich dadurch aus, dass der Raum nicht unter einem rein ästhetischen Aspekt wahrgenommen und beschrieben

²³ Allerdings ist Vorsicht angebracht: Die Vorstellung des Körperinnen als Raum ist ihrerseits eine gesellschaftliche Vorstellung; eine andere Vorstellung vom Körperinneren sieht dort nichts weiter als funktionierende Organe (Helfferich 1994). Die Erweiterung des Konzeptes muss so zwei Varianten berücksichtigen: eine, bei der der Körper als Innenraum mit mehr oder weniger porösen Grenzen nach aussen vorgestellt wird und eine andere, bei der diese Vorstellung nicht gilt und in der Regel auch der Schutz der bzw. durch die ‚erste Haut‘ nicht problematisiert wird.

²⁴ Die Vergleichsgruppe G6 ist von der Queraswertung ausgenommen. Auf sie wird in der Gruppenbeschreibung (s. Kap.5.4) eingegangen. Dort werden die zentralen Fokusse der Gruppen heraus gearbeitet und miteinander kontrastiert.

wird. Selbst wenn beispielsweise die baulich-architektonische Gestaltung und Wirkung konkreter Orte in seltenen Passagen direkt thematisiert wird, so wird auch dann deutlich, dass der Stadtraum in verschiedenen Varianten und Gradationen als ein grundsätzlich sozialer Raum erfahren wird. Die subjektiven Stadtpläne konfigurieren sich aus sozial gelebten Orten, die z.T. durch Gänge, Wege und Routen mit Linien verbunden werden. In einem ersten Schritt werden diese sozialen Ver-Ort-ungen nachgezeichnet.

5.3.1 Parallelität von sozialer und räumlicher Strukturierung: Grenzen und Durchlässigkeit

Ein großer Teil der Berichte bezieht sich auf die Schilderungen sozialer Interaktionen, die an konkreten Orten im städtischen Raum stattfinden, sei dies als flüchtige Begegnung, als Zusammenstoß mit oft machtvolleren bzw. bevollmächtigteren Personengruppen, als Gleichzeitigkeit verschiedener Ordnungen oder als das Treffen von Bekannten. Die jeweiligen Raumausschnitte, an denen sich die Episoden mit ihren Funktionen und Bedeutungen zutragen, bilden zwar die Bezugsrahmen stattfindender Interaktion, doch die räumliche Strukturierung wird kaum bewusst erzählt. Der Schwerpunkt liegt insgesamt immer wieder auf den sozialen Beziehungen, innerhalb derer die Frauen sich wahrnehmen und erleben. Bei den Situationsbeschreibungen verschwindet der Ort als vorausgesetzte Selbstverständlichkeit, geschildert werden gesellschaftliche und soziale Konstellationen, in denen die Frauen ihre Positionierung erfahren und sich ins Aus einer Gesellschaft versetzt fühlen. Der soziale Kontext, der von ihnen oft ohne die Einbindung in die Materialität wiedergegeben ist und diese weitgehend unerwähnt lässt, soll in einem ersten Schritt an den konkreten Raum zurück gebunden werden, so dass das Verhältnis zwischen Raumstruktur und sozialen Beziehungen deutlicher werden kann.

Die erwähnten Orte sind oftmals Knotenpunkte, heikle Schnittstellen, an denen subjektiv wahrgenommene Konfliktlinien und gesellschaftliche Verwerfungen virulent werden. Die Beschreibungen der verschiedenen Orte und Regionen weisen ein ganzes Spektrum von Variationen auf. Die Erfahrungen, die mit den jeweiligen Orten verbunden sind, ergeben sich aus einem Spannungsfeld zwischen massiv erlebten Zwängen und möglichen Freiheiten. Im Folgenden gilt es, dieses Spektrum, innerhalb dessen die Frauen ihre Erfahrungen und ihre Wahrnehmung wiedergeben, darzustellen, um danach die darin verborgenen Nahtstellen aufzuzeigen, aus welchen sich die Überlebensstrategien und Taktiken der Frauen entwickeln.

Daseinskampfzonen

Die Erfahrung gesellschaftlicher Ausgrenzung, die in verschiedenen Bereichen stattfindet, wird für die oder den Ausgeschlossenen durch eine Situation, ein Ereignis, das irgendwo seinen Ort hat, immer wieder konkret erfahrbar. Oftmals betrifft der gesellschaftliche Ausschluss den Stadtraum selbst: Nichts anderes ist das Zutrittsverbot oder die Vertreibung – die Wohnungslosigkeit selbst ist eine krasse Form von Ortlosigkeit.

Ohne den privaten Raum einer eigenen Wohnung sind die Frauen immer wieder darauf verwiesen, in den so genannten öffentlichen Räumen der Stadt von einem Tag auf den nächsten sich in einem vagen Alltag einzurichten. Immer wieder wird die Innenstadt als nicht genau definierte, eher als diffuse Zone erwähnt (G1, G3, G4, G5, G7, einge-

schränkt G2, G8). Im innenstadtnahen Bereich und in der Innenstadt selbst findet ein guter Teil der Existenzsicherung und der Versorgung statt, dort sind auch die sozialen Treffpunkte der interviewten Frauen. In diesem städtischen Gebiet verbringen die Frauen viel Zeit: *“Du musst dich an öffentlichen Plätzen rumtreiben”* (G2-2). Doch der Aufenthalt bleibt oft ambivalent. Denn in den Alltagsbeschreibungen wird der Ausschluss aus bestimmten Gebieten oftmals konkret erfahrbar, wird für alle interviewten Frauen zur wiederkehrenden Erfahrung.

Stark vereinfacht ist die gegenwärtige ‚westliche‘ Stadt weiterhin der Ort, an dem sich Macht durch die Produktion und durch die Konsumption von Waren artikuliert (Knopp 1995, 154). Die Innenstadt, die mit dem Bild eines gesellschaftlichen Treibens idealtypische europäische Urbanitätsvorstellungen verdichtet, ist allgemein der Ort, an dem die Teilhabe an diesem charakteristischen Aspekt von Urbanität für jeden Einzelnen erfahrbar wird.

Die oft lapidar formulierte Feststellung *“Und, also, man hat ja kaum Geld, es ist zu teuer”* (G7-1) benennt die aus ihrer Armutssituation bedingte Nichtteilhabe der Frauen an dieser Form gesellschaftlichen Lebens:

“Wo soll man reinhocken? Das eine kostet 7 Mark, - wer hat das schon, so irgendwie?! Wer kann sich das schon leisten?! Finde ich. Und da kostet ein Bier 5 Mark und so, das ist viel zu teuer, in der Kneipe. Ich finde es überteuert. Ich finde alles zu teuer” (G7-1).

Angesprochen ist nicht der Verzicht auf Luxusgüter, sondern der unmögliche Aufenthalt an den Plätzen urbaner Halböffentlichkeit, deren Teilhabe auf Konsum beruht. Das Café oder die Kneipe, deren Zugang auf marktförmigen Rechten – den notwendigen finanziellen Mitteln - beruht, ist gerade den Frauen, die sie durch ihre Wohnungslosigkeit auf einen Aufenthalt in den innerstädtischen Räumen verwiesen sind, gleichzeitig verwehrt.

“Also bei mir hat’s eigentlich nicht arg viele Orte gegeben, ich denke, das liegt einfach auch da dran, dass ich über zu wenig finanzielle Möglichkeiten verfüge, um mir wesentlich andere Dinge leisten zu können” (G2-2), *“Innenstadt gibt’s ja so nichts, das ist alles mit Konsum verbunden im Grunde. Da kann man zwar mal durchlaufen und die schönen alten Häuser angucken, aber sich direkt aufhalten, kann man da eigentlich nicht”* (G2-2).

Die Ausgangslage der Frauen beruht auf einem zu geringen Besitz finanzieller Mittel für ein System halböffentlicher Einrichtungen, deren Nutzung als ein Aspekt der Integration in die Normalgesellschaft erfahren wird. Dieser konsumptive Zugang – zur sozialen Normalität – lässt sich verallgemeinern auf viele gesellschaftliche Einrichtungen, die den Frauen verwehrt bleiben:

“Ach, unheimlich viel, eigentlich gar nix, guck mal, z. B. Sportvereine, Veranstaltungen, Kino, Theater, Konzert, - ja, das ist alles immer mit Kosten verbunden. Und wenn du wenig Geld hast, dann - ja, dann musst du eigentlich auf fast alles verzichten. Und dann kommst du auch so in die Schiene: Kontakt zu anderen Leuten zu kriegen, wird auch immer schwieriger” (G2-2).

Die Innenstadt ist die Zone mit hoher Tagesfluktuation, einem großen Durchgangsverkehr konsumfähiger Menschen, die zumeist als Fußgänger sich dort aufhalten und bewegen. Daher ist die Innenstadt – vor allem die Fußgängerzone - der Bereich, in dem gebettelt wird. Einige Frauen (G3-2, G5-2, G7-1) berichten von ihren Erfahrungen, sich durch diese Praxis ihre Existenz zu sichern.

“Ich habe auf der Straße, Kaiser-Joseph-Straße, geschnorrt, wenn die Polizei gekommen ist, hast du halt Bußgeld bekommen und gleichzeitig deine Schnorrkasse weg gehabt, weil das verboten war zu der Zeit, wo ich draußen war” (G5-2), “Manchmal lustig, manchmal habe ich auch keinen Bock gehabt, aber ich musste es ja machen. Und dann haben - dann kamen die Bullen und haben sie wieder weggeschickt, so, dann bist du schon wieder der Gearschte, dann kriegst du eine Geldstrafe, weil du geschnorrt hast” (G7-1).

Die Frauen formulieren einen Kreislauf von Verarmung, Kriminalisierung und Ausgrenzung. Eine geltende Gesetzeslage, die die Ordnung im öffentlichen Raum regelt, wird durch die Polizei oder privaten Sicherheitsdiensten durchgesetzt.

“Oder Privatsheriffs oder öffentliche Sheriffs, egal, es haben ja mittlerweile die großen Geschäfte auch alle diese privaten Sheriffs rumlaufen. Da bleibt dir halt nur die Öffentlichkeit draußen” (G3-1).

Bisher unter den Aspekten der Erfahrung gesellschaftlicher Ausschließung, notwendiger Existenzsicherung, Kriminalisierung und Vertreibung thematisiert, ist der öffentliche Raum der Innenstadt und des innenstadtnahen Bereichs jedoch auch die Zone sozialer Treffpunkte. Für einen Teil der befragten Frauen gibt es hier Aufenthaltsorte, die fester Bestandteil ihres Tagesablauf waren bzw. sind (besonders deutlich: G1-2, G3-2, G5-2, G7-1). Es sind vor allem verschiedene öffentliche Grünanlagen (Colombipark, Stühlingerpark, Stadtgarten, etc.), verschiedene Plätze (Karlsplatz, ‚Denkmal‘, etc.) und das Bahnhofsareal - oft nur als markante Zeichen, wie eine Säule, eine bestimmte Bank etc. - die sich zu einer beweglichen, sich ständig in Veränderung befindenden sozialen Topographie zusammenfügen. Gerade die Präsenz einer größeren Gruppe, die durch ihr Verhalten Aufmerksamkeit erregt, wird von einer Allgemeinheit immer wieder als Störung empfunden. Hier werden weitere Erfahrungen der Frauen von oft in der Gruppe erlebter Vertreibung beschrieben:

“und ansonsten waren wir eigentlich oft dort oder beim Stadtgarten haben wir uns auch getroffen, aber da haben sie uns auch mehr oder weniger vertrieben wegen den Kinderspielfläche und so weiter und weil die Hunde halt frei rumgelaufen sind. Das wollten die halt nicht haben” (G5-2).

Die Erfahrung, vertrieben zu werden, wird vor dem Hintergrund einer öffentlichen Ordnung, städtischer/staatlicher und zunehmend auch privatisierter Kontrollmaßnahmen und dem Verhalten der eigenen Gruppe beschrieben.

“Oh, das war irgendwie der Treffpunkt für uns alle, da haben wir halt getrunken, geschwätzt, ein bisschen Stress gemacht, und manche haben den Stress halt nicht ertragen, dann haben sie es halt ein bisschen übertrieben, dann kam gleich die Bahnhofspolizei, dann musste man die Hunde wieder an die Leine machen und dann haben sie halt gemeint, wir müssten eigentlich da weggehen, weil das für die Leute sind, wo tagtäglich

mit dem Bus und Zug fahren müssen, nicht für uns quasi. Aber wo sollten wir denn hin, außer denn noch - den Colombipark sind wir dann auch hoch gegangen oder Stadtgarten, da haben sie uns auch verjagt” (G5-2).

Geschildert wird eine wiederkehrende, mit der Gruppe erlebten Erfahrung der Vertreibung. Das als zwangsläufig empfundene Geschehen wird oft mit dem Gebrauch von ‚man‘ bzw. ‚du‘ nicht aus der Subjektperspektive wiedergegeben, sondern für die Szene verallgemeinert. Die Gemeinsamkeit der Erfahrung und das Erleben kollektiver Passivität wird in den Passagen oft mit ‚wir‘ deutlich gemacht.

“Der Gottlieb oder bzw. ganz korrekt Edeka oder was es ist, egal, also der ist ganz krass. Also da kriegst du jetzt mittlerweile schon Hausverbot, wenn du nur mit jemand zusammen stehst, der irgendwie ein bisschen was mit der Szene zu tun hat, kriegst man mittlerweile schon Hausverbot. Ich sag ja, einer hat Hausverbot gekriegt, weil er sich Trauben kaufen wollte und vorher eine einzige probiert hat, der andere kriegt Hausverbot, weil er den oder den kennt und der eben mit solchen oder welchen Leuten was zu tun hat. Und es ist halt schon ziemlich heftig. Sobald du dich kurz auf die Treppe hockst oder was, kriegst du gleich eine Anzeige rein gedrückt wegen Hausfriedensbruch und ich habe mittlerweile auch schriftlich sogar Platzverweis gekriegt, ein Schreiben gekriegt, direkt vom Edeka, mit Platzverweis und Platzverbot. Also sobald ich die Stufen betrete, Bürgersteig ja, Stufen nein, ansonsten sofort Anzeige. Und also so gut wie jeder von uns, ich weiß ja nicht, bei der XY, weiß ich jetzt nicht, aber sagen wir mal zu 90 %, 90 % oder, sagen wir mal, 98 oder 95 %, egal, so was um die Ecke hat Hausverbot von den ganzen Leuten hier” (G1-2), “was weiß ich, Obdachlose oder überhaupt Süchtige halt - überall wird man weggejagt. Vom Bahnhof, aus dem Colombipark, überall” (G2-1).

Anschaulich wird eine Identität mit der Gruppe, die sich hier durch eine klare Opposition zu einer vertreibenden, umfassenden Macht - zum Staat, zur Stadt, zur Gesellschaft - artikuliert. Die Identifikation mit der Gruppe ist aber nicht durchgängig. Vielmehr sind die Beschreibungen oftmals ambivalent, denn beim Blick in die Gruppe hinein finden sich Äußerungen, in denen eine Abgrenzung und Distanzierung der eigenen Person zur Gruppe auch durch die Ersetzung von ‚wir‘ durch ‚sie‘ deutlich wird.

“Ja, weil es mir auch ein bisschen unangenehm ist, weil, es ist schon schwierig, irgendwie da zu hocken - - vorbei zu laufen und wirklich nicht zu kennen oder sonst was, - ich weiß nicht, wenn ich vorbei laufe: Hä, was ist das, fühlt die sich jetzt als was besseres, - oder so, weißt” (G7-1), “Ja, was soll ich dazu erzählen?! Da hat's halt immer Ärger gegeben, auch unter den Straßenleuten. Wer als Erstes dran ist, wegen Auszahlung, und wer nicht” (G5-2), “Und ich hätte auch gar keinen Bock, mir die Nasen immer anzugucken” (G3-2).

Mit einer Distanz zur Gruppe wird die Situation an den sozialen Treffpunkten für manche der Frauen widersprüchlich, der Aufenthalt an diesen öffentlichen Orten und das Verweilen mit der Gruppe schwierig.

“Dann hast du dir halt die Zeit an irgendwelchen öffentlichen Plätzen vertrieben, im Park, bist irgendwo rumgesessen, hast dir vielleicht noch was zum Trinken gekauft, und, ja, wenn du Pech hattest, warst du grad an einem Ort, wo sich mehrere Leute zusammengefunden haben, die eben nirgendwo anders hinkonnten. Und dann kam nach-

her irgendwann die Bullerei und hat die Leute wieder weggeschickt. Ja, das will man dann auch nicht. Also man ist eigentlich dann in so ner Situation nirgendwo erwünscht (G2-2).

Die Sichtbarkeit der Gruppe in der Öffentlichkeit und die Außenwahrnehmung durch vorübergehende Passanten, welche die Frauen nur als Teil einer homogenen Gruppe registrieren, führt zu unterschiedlichen Reaktionen. Einerseits kann die Behandlung durch die Passanten die Oppositionshaltung gegen ein gesamtgesellschaftliches Gegenüber bestätigen: *“Die Leute haben uns halt immer ganz komisch angeguckt, so von oben herab, so hochnäsiger”* (G5-2). Andererseits kann der Aufenthalt gerade dadurch erschwert sein, nicht als zur Gruppe hin eigenständige, individuelle Person wahrgenommen und beurteilt zu werden.

“D.h. wenn ich mich da sehen lass, werd ich direkt in einen Topf geschmissen mit den Leuten, die dort rumhängen, und man kann trotzdem nichts machen” (G3-1), *“weil man wird sofort schon vom äußeren Erscheinungsbild her über den Kamm gezogen”* (G3-1).

In der eigenwilligen metaphorischen Kombination *“über den Kamm gezogen zu werden”* kommt die Ambivalenz zum Ausdruck, die sich sowohl gegen die Allgemeinheit anonymer Passanten und deren Wertzuschreibung als auch gegen die Gruppenidentität richtet. So wird zum einen die Zuordnung der eigenen Person zur homogenen Gruppe abgelehnt. Zum anderen wird aber auch die von außen vollzogene Zuschreibung selbst als ungerecht erlebt.

Die Schwierigkeit im Umgang mit der Gruppe, hängt eng mit dem Thema Drogen zusammen. Eine Eigenschaft der Treffpunkte ist, dass dort Drogen vorhanden sind. Dort wird mit ihnen gehandelt, dort werden sie konsumiert. Sich an diesem Ort aufzuhalten, heißt, wie alle anderen auch, Drogen zu nehmen. Falls dies thematisiert wird, so wird ein Gruppenzwang bzw. eine Sogwirkung, die als negativ - zumindest als schwierig - erlebt wird, beschrieben.

“Da kriegst du halt alles - viel umsonst und da sagst du halt auch nicht nein. Und dann kriegst du es halt reingepumpt und irgendwann hockst du halt da, mit deinem tollen Kopf, so, der was verloren hat” (G7-2), *“da kannst du nicht viel machen, da kannst du nicht viel sagen. Du wirst automatisch mitgezogen, du saufst automatisch mit und so”* (G7-1).

Die Beschreibung der Dynamik des Drogenkonsums wird in einen Kontext mit der Lebenssituation ohne Wohnung zu sein – und auf der Straße zu leben – gebracht. In diesem Sinne verbindet sich der konkrete Ort mit dem biographische Werdegang: *“Und von der Jugendberatung bin ich rausgegangen, dann bin ich auf den Stühlinger Platz gegangen und dann haben wir angefangen zu trinken. Das war irgendwie der Abstieg und nicht der Aufstieg, - ist irgendwie mein Ding gewesen”* (G5-2).

In den Interviews wird eine Gratwanderung zwischen den verschiedenen Ordnungen, die an den Treffpunkten herrschen, sichtbar: einer Ordnung der Gruppe und einer, die als ein gesellschaftliches Gegenüber erfahren wird. Die jeweiligen Anforderungen und das Management der Frauen, sich dazwischen zu bewegen, verdichten sich im Bahnhofsareal. Selbst wenn in neueren stadtheoretischen Ansätzen nicht mehr die funktio-

nelle und symbolische Bedeutung des Bahnhofs für das Gesamtsystem ‚Stadt‘ eingeräumt wird, so nimmt er in den Erfahrungsberichten und Alltagspraxen der wohnungslosen Frauen eine zentrale Stellung ein, die sich auch aus seinen Eigenschaften als Schalt- und Schnittstelle städtischen Lebens begründet. Als ein überdachter Durchgangsort, der die maximale Anonymität der Großstadt verkörpert, und in diesem Sinne als Inbegriff einer transitorischen Öffentlichkeit aufgefasst werden kann, ist er ein Knotenpunkt von verschiedenen Interessen und Nutzungen, Bedeutungen und Auseinandersetzungen, die weit über die Funktion des Personenverkehrs hinausgehen. Für die wohnungslosen Frauen kommt oftmals die informelle und illegale Bedeutung und Nutzung als Drogenumschlagsplatz – vor allem für ‚harte‘ Drogen - und als Ort für die Ausübung der Prostitution dazu.

“Ach, Bahnhofsgegend halt, also, weil eben da, da, wird Kohle gemacht, auf welche Art auch immer. Ob da Sachen, die geklaut werden, verkauft werden, ob da der Körper verkauft wird, ob da ... irgendwelche Materie verkauft wird oder ob sich einfach eben nur getroffen wird, wie gesagt, das ist eben auch sehr, sehr wichtig. Also der Austausch, also alleine” (G1-1).

Wie die Innenstadt wird der Bahnhof von allen Frauen - mit äußerst unterschiedlichen Konnotationen - als Aufenthaltsort erwähnt. Aus seiner Funktion, flüchtiger Durchgangsort und Umschlagstelle eines Personen- und Warenverkehrs zu sein, bietet seine öffentliche Zugänglichkeit für sie einen fragilen Aufenthaltsraum, den man immer wieder nutzt - wie auch immer wieder daraus vertrieben wird.

“Beim Bahnhof hat man nicht so gekonnt, weil die Bahnpolizei ständig da war. Und wenn du dich nur aufwärmen wolltest, musstest du raus, - und wenn du ne dreckige Hose hattest oder weil du dein Gepäck dabei hattest, wussten sie gleich, du bist obdachlos. Und dann hast du noch einen Hund nebendran gehabt, dann hast du eh schon abstinken dürfen. Die Hunde mussten dort immer an der Leine geführt werden. Auch wenn sie neben dir hergelaufen sind” (G5-2).

Durch den Interessenkonflikt zwischen einerseits einer Ordnungsherstellung und Kontrollmaßnahmen und andererseits den versuchten, unerlaubten Nebennutzungen des Aufenthalts und Aufwärmens durch verschiedene Randgruppen, bleibt für die wohnungslosen Frauen der Bahnhof immer auch der Ort einer konkreten Vertreibung.

Ämter

Wurde bisher der Begriff der Öffentlichkeit für Orte und Plätze angewandt, die sich durch Zugänglichkeit, Sichtbarkeit und urbane Anonymität auszeichnen, steht der Begriff des Amtes für eine gesellschaftliche, institutionalisierte Form von Öffentlichkeit. In fast allen subjektiven Stadtplänen (bis auf G4) existieren städtische Ämter. Zumeist wird das Sozialamt, in bestimmten Fällen das Arbeitsamt oder das Jugendamt erwähnt. In den Interviews werden die Ämter zwar als Orte erwähnt – zu den Ämtern gehen zu müssen, dort negative Erfahrungen gemacht zu haben - doch liegt der Schwerpunkt auf der erlebten Behandlung und deren Bedeutung für das Selbstverständnis. Diese zumeist negativen Erfahrungen, die oft als ein zentraler Aspekt von gesellschaftlicher Marginal-

lisierung, Degradierung bzw. sogar als Ausschluss erlebt werden, sind in Kapitel 3.2 ausführlich dargestellt.

Nur in seltenen Fällen (G2, G8) wird konkret auf die Gestaltung der Gebäude eingegangen. Für die Überlegungen dieses Kapitels ist der Zusammenhang zwischen dem Amt als sozialem Raum (Erfahrung sozialer Degradierung) und dem Amt als physischem Raum wichtig. Die Wahrnehmung des Gebäudes oder der Zimmer wird eingebunden in eine atmosphärische Situationsbeschreibung. Diese ist nicht zu trennen von den Begegnungen, die darin stattfinden. Mit dieser sinnlichen Wahrnehmungskomponente untermalt und spiegelt die Gebäudebeschreibung die erfahrene Begegnung wider.

“Ich finde es (i.e. das Arbeitsamt) vom Gebäude her ist es licht, hat so ne irgendwie freundliche Atmosphäre, ist zwar sehr groß, aber an der Information kriegt man auch gesagt, wo man weiter hin - also es ist jemand als Ansprechpunkt da, und zumindest empfand ich es da immer - hatte ich das Gefühl, viel freundlicher behandelt zu werden wie jetzt meinetwegen auf dem Sozialamt oder Jugendamt. Da empfand ich es jetzt im Verhältnis immer unheimlich muffig und unfreundlich und so nach dem Motto: ja, was wollen denn Sie hier überhaupt? Gehen Sie doch lieber wieder, wenn Sie sich eh nicht auskennen und wursteln Sie sich allein zurecht! so, irgendwie, so indirekt, wird zwar nicht so gesagt, aber auf dem Arbeitsamt habe ich das Ganze eigentlich immer sehr korrekt, sachlich, korrekt und, ja, so empfunden” (G2-2), “Ja, und ich finde...so, wie es (i.e. das Sozialamt) aussieht, so ist auch das Verhalten der Mitarbeiter dort drin, so düster. Alles. Als ob die äußere Umgebung sich auch auf das, das Klima des Miteinanders förmlich überträgt” (G2-2), “aber es sind nicht alle Sozialämter so - weil, ich bin da mal mit nem Freund in Nordheim, das ist halt ne Kleinstadt, muss man dazu sagen, Gott, war das da schön! Keine - niemand hat gewartet, die Leute waren freundlich, man kam sich überhaupt nicht vor wie der letzte Arsch, und die Räume waren auch angenehm, bestimmt für die, die da gearbeitet haben, irgendwie von der Stimmung her angenehmer. Man lief da hin und davor waren irgendwie so Rasenstücke und nicht so ne total befahrene Straße, also es war irgendwie, ja, - und da habe ich gedacht, aha, es gibt also Unterschiede schon” (G8).

Im Kontext von Stadt, ihrer Wahrnehmung und Aneignungsmöglichkeiten, ist ein Aspekt, auf den hier nur kurz als gedanklicher Anreiz eingegangen werden kann, das Zusammenspiel zwischen konkretem Ort und sozialer Interaktion. Dass der Schwerpunkt auf den Effekten der Behandlung liegt – die eigene Handlungsunfähigkeit und Ohnmächtigkeit zu erleben angesichts einer in seiner Macht als willkürlich erlebten Gegenüber – verweist auch auf die Bedeutung des in einem Interview Nichtthematisierten. Wie zuvor betont liegt die subtile Funktionsweise zeit-räumlicher Strukturen gerade darin, sie nicht zu bemerken, also in ihrer unbewussten Wirkungsweise. Wie an anderer Stelle dargelegt wurde, umfasst der Begriff der Regionalisierung auch die Gliederung in kleinräumliche und kurze Zeitspannen (s. Kap. 5.2). Als Regionen tragen sie zur Normalisierung und Naturalisierung – als nicht bewusst wahrgenommen in ihrer gesellschaftlichen Konstruktion - von Herrschaftsverhältnissen bei. Eine weiterführende Analyse muss demnach die institutionelle Aneignung bzw. Nutzungsstruktur des Ortes untersuchen, innerhalb deren die Interaktion stattfindet. Die Regeln, die sich an den konkreten Ort binden, unterlegen nicht nur die in diesen Räumen stattfindenden Interaktion selbst, vielmehr gehört zur Organisation des Ortes auch die Vergabe von Terminen, zu

denen die Frauen erscheinen und in Gängen warten müssen, um dann verwaltungsmächtigen Personen gegenüber zu treten. Darin liegt beispielsweise eine Wirkung, die durch die wiederholte Sorge, diesen Gang allein bewältigen zu müssen, artikuliert wird (s. Kap. 3.2). Gleichzeitig lässt sich diese Erfahrung einer Positionierung keinesfalls aus dem Ort, seiner Organisation und den Begegnungen selbst erklären. Die Raumordnung ist ein machtvolleres Mittel zur Organisation gesellschaftlicher Verhältnisse, das analog zu anderen Strukturen ständig wirksam ist. Diese erlebte Situation ist dabei grundsätzlich geprägt durch die historisch gewordene und kulturelle vermittelte soziale Lebenswelt, zu der beispielsweise all die Institutionen einer wohlfahrtstaatlichen Organisationsweise gehören.

“Was Niederdrückendes, es drückt aufs Gemüt, man selbst fühlt sich schon Scheiße dabei, dass man überhaupt drauf angewiesen ist, wenn man in die Lage kommt, und wenn man dann auch noch so behandelt wird, weisch - so, so das vermittelt bekommt, auch indirekt: ja, was, wie kannst du dich eigentlich erdreisten, jetzt hierher zu kommen, du bist doch - wie du auch gesagt hast - an allem selber schuld und so. Da wird man immer noch kleiner, obwohl man sich wohl schon mies bei der ganzen Sache fühlt” (G2-2).

Exkurs: öffentliche Toiletten

Auf der Straße zu leben, sich ohne Wohnung alltäglich versorgen zu müssen, heißt auch, keine Gewähr auf existentiell Grundlegendes wie Toilette und Bad zu haben. *“also für Männer ist es vielleicht nicht ganz so schlimm, aber für Frauen ist es wahnsinnig, irgendwo in ner Stadt unterwegs zu sein und draußen zu leben, und mal auf Toilette zu müssen” (G3-2).* Ohne einen selbstverständlichen Zugriff auf eigene sanitäre Einrichtungen, berichten die Frauen alle von demselben Problem:

“Die öffentlichen Toiletten sind zugeschlossen, und wenn sie offen sind, dann kosten sie Geld. Und noch dazu sind sie unheimlich verdreckt” (G3-2), “Und noch ein Grundproblem haste halt so auf der Straße, die Männer können an jedem Eckchen pieseln, so” (G5-1), “Wir Frauen müssen halt aufs Klo” (G5-2), “... und dann finde erst mal ein Klo, wo du hinkannst” (G5-1), “... wo du darfst! Weil, wenn du ne dreckige Hose hast, darfst du auch nicht rein” (G5-2).

Die Erfahrung einer Degradierung und die Wahrnehmung, *“unter der Würde”* behandelt zu werden, ohne ein konkret benennbares Gegenüber im sozialen Raum in ein Außerhalb positioniert zu werden, konkretisiert sich bei der täglichen Suche nach einem Klo. Die Schilderungen, diesen notwendigen Ort aufzusuchen und den Zutritt verweigert zu bekommen: *“also wenn ich irgendwo auf Toilette möchte, irgendwo, da ist es mir auch schon passiert: Nö, hier wird nicht auf Toilette gegangen, oder so” (G7-1),* oder die finanziellen Mittel nicht ständig dafür aufbringen zu können, wiederholen sich in den Interviews. Die Frauen entwickeln einen Diskurs um gesellschaftliche, demokratische Teilhabe als gleichberechtigte Bürgerinnen, der ihnen in der Organisation städtischer Strukturen – der Benutzung öffentlicher Toiletten - verweigert wird.

“Toilette, - das kostet was, aber wo ich das eigentlich eine Frechheit finde, so, dass es Geld kostet, weil, eigentlich finde ich, bei so was darf man kein Geld machen, das ist was Natürliches und so, und das finde ich halt schon ne Frechheit, so für ne Mark fuffzig, dass man mal kurz aufs Klo geht, und wer hat das manchmal, eine Mark fuffzig,

wenn man ein Durchreisender ist, und hat kein Geld, und man muss dringend und so. Und dann wird man auch noch da verjagt so irgendwie. Hab' ich schon Erfahrungen gemacht" (G7-1).

Die Nutzung der öffentlichen Toilette betrifft somit jede Frau und jeden Mann. Argumentiert wird dabei von ihnen mit juristischen Aspekten:

"Ach, das ist mir auch schon passiert, also wenn ich irgendwo auf Toilette möchte, irgendwo, da ist es mir auch schon passiert: Nö, hier wird nicht auf Toilette gegangen, (...) und wenn, dann geht man halt einfach rein, weil, die dürfen das einem nicht verbieten. Es hat jeder ein Recht, überall auf Toilette zu gehen, auch wenn es das Colombi ist oder sonst was. Das steht im Gesetz" (G7-2), "ich weiß es nicht, ich kann am Bahnhof reinlaufen, wo ich will, ich darf nirgends auf Toilette gehen. Nirgends" (G1-2), "Ja, genau, was eigentlich früher mal ein Grundrecht war, so weit ich mich erinnere" (G1-1), "Ja, Grundrecht, dass, wenn du - oder irgendwie Menschenwürde, ich weiß es nicht." (G1-2).

Die Befriedigung des Grundbedürfnisses, aufs Klo zu gehen, wird eingefordert. Das heißt, dass das Verständnis der Frauen von einer demokratischen Rechtsstaatlichkeit, der Zutritt zu einer Toilette keinem Menschen - als (Welt-)BürgerIn - verweigert werden darf. Die Erfahrung dagegen, dass die Nutzung für sie nicht möglich ist, erleben sie als einen sozialen Ausschluss auf einer grundlegenden Ebene. In ihrer Wahrnehmung bedeutet dies eine Absprache der Menschenrechte für ihre Person. Die unmöglich gemachte Nutzung bis hin zum konkreten Zutrittsverbot ist für sie ein Bruch des Gesellschaftsvertrages. In derselben Sichtweise wird die allgemein akzeptierte Handhabe, Geld für die Benutzung öffentlicher Toilette zu verlangen von ihnen als illegitim beschrieben. Von einigen Frauen - und besonders in den Interviewpassagen von G1 - wird die Privatisierung als etwas Bedrohliches erlebt.

"Ja, das Schlimme an Freiburgs öffentlichen Toiletten ist, dass sie alle privat sind, und ich hoffe, dass wenigstens diese Toiletten am Busbahnhof offen bleiben und nicht auch noch geschlossen werden oder privatisiert oder was weiß ich, mit Kameras überwacht oder wer weiß, was hier alles schon los ist. Ich selber habe hier noch nicht drin übernachtet, aber ich weiß, dass hier auch öfter Leute übernachten" (G1-1).

Analog zu neueren Analysen von Urbanisierungsprozessen²⁵ (Davis 1994, 1999, Sorkin 1992, Soja 1996, für deutsche Städte: Noller/Ronneberger 1995/96, 1996) wird von diesen interviewten Frau eine bedrohliche Entwicklung benannt. Die zunehmende Privatisierung des öffentlichen Raumes zeigt sich an dem Beispiel öffentlicher Toiletten in ihren paradoxen Effekten. Nicht nur, dass ein als öffentlich geltender Ort seine Zugangsrechte zunehmend über scheinbar naturhafte Gesetzmäßigkeiten des Marktes regelt und die Toilette zum Ort privater Mehrwertabschöpfung wird, sondern dadurch stößt die von den Frauen eingeforderte gesellschaftliche Teilhabe an einem demokrati-

²⁵ In US-amerikanischen Städten wird dieser Privatisierungsprozeß schon seit längerer Zeit und in einer deutlicheren Ausprägung gesehen (Davis 1999, 1994, Sorkin 1992, Soja 1996). Dies liegt an der unterschiedlichen historischen Entwicklung von (mittel-)europäischen und US-amerikanischen Städte, den Idealen und der tatsächlichen Nutzung und Bedeutung von öffentlichen Räumen bzw. den Vorstellungen und Realitäten der Innenstädte.

schen Gesellschaftsraum, der zugleich mit neuen Strategien verstärkt für den Geldfluss nutzbar gemacht werden soll, zunehmend ins Leere.

Unmögliche Orte

Die Beschreibung der Ämtergänge und –besuche werden als eine Verweigerung des ‚Menschseins‘ empfunden. Doch wirken diese Erfahrungen, so wie sie von den Frauen dargestellt werden, eher ortlos und von konkreten Räumen abstrahiert. Sie resultieren aus einem diffusen Gefühl, ohnmächtig einer willkürlich (bürokratisch) arbeitenden Macht gegenüber zu stehen (s. Kap. 3.2). Vergleichbare Merkmale, sich als eine ‚an den gesellschaftlichen Rand hin verwaltete Sache‘ und eine gegebene Situation als menschenunwürdig zu erleben, wiederholen sich an anderen Orten des Hilfesystems: den Obdachlosenheimen und Notschlafstellen. Sowohl die Wohnheime als auch die Notschlafstellen sind Einrichtungen unter städtischer Trägerschaft. Die Art der Schilderungen unterscheidet sich von denen der Ämter grundlegend. Es sind nun gerade die konkreten Aufenthaltsorte, welche die Erfahrungen bzw. Wahrnehmung prägen²⁶.

In allen Interviews gibt es Textpassagen, die sich entweder auf die Wohngemeinschaften in den Obdachlosenheimen oder auf die städtischen Notunterkünfte beziehen. Alle Frauen, die sich dazu äußern (G1, G2, G3-1, G4, G5, G7-1, G8), lehnen sie als mögliche Aufenthaltsorte ab: *„Übernachtungsbruchbude“* (G2-2), *„Das ist ne Kakerlakenbehausung, sonst gar nix.“* (G5-1), *„Holzbaracken“* (G5-1). Es sind insgesamt Schilderungen von schwer erträglichen bzw. unerträglichen Lebenssituationen an diesen Orten.

Ein grundlegendes Merkmal, mit dem die Notschlafstellen eingeführt werden, ist die Zuweisung durch eine offizielle Stelle. Es sind entweder Passivkonstruktionen *„und dann wurden wir hierhin geschickt nach Klara 100“* (G1-1). oder aber Aktivkonstruktionen mit einem unbestimmten, machtvoll agierenden *„sie“*, wodurch die Frauen das Erlebnis, dass ein versuchter Zugriff auf sie ausgeübt wird, wiedergeben *„Und dann wollten sie mich in Klara 100 stecken, das wollte ich nicht“* (G7-1).

Die von ihnen für diese Orte beschriebene Situation basiert zu einem tragenden Teil auf dem Organisationsmodus, durch den ihre Person auf nicht annehmbare Weise verwaltet wird. Der Aufenthalt impliziert die Fügung in ein als unsinnig wahrgenommenes Regelsystem, das einem Verständnis von selbstbestimmtem Wohnen entgegengesetzt ist.

„Und wir haben gesagt, ja, wir bräuchten irgendwie ne Übernachtungsmöglichkeit, und dann wurde uns gesagt, das ginge nur, wenn wir getrennt wären. Dann haben wir gesagt, ja, wir sind frisch verheiratet und wir wollen uns auf keinen Fall trennen. Und dann haben sie gesagt, das geht nicht“ (G1-2).

Als Verweigerung einer Selbstbestimmtheit wird mehrfach die Regelung, nicht mit dem Partner zusammen übernachten zu können, wahrgenommen. Immer wieder als entmündigend werden die Öffnungen – und Besuchszeiten erlebt.

²⁶ Die Schilderungen beziehen sich nicht nur auf aktuelle Erlebnisse. Die beschriebenen Ereignisse liegen oft einige Zeit zurück. Daher wird von den Frauen auch die Notschlafstelle in der Klarastraße 100 erwähnt, obwohl diese seit 1998 nicht mehr dort existiert.

“Ich habe mir ja diese Ordnung durchgelesen, dummerweise, - man darf keinen Besuch, außer wenn man eh keinen Besuch hat, haben, so tagsüber, - so, wenn alle arbeiten, darf man Besuch haben, ja, nett, wirklich, bis 10 Uhr, ja, wer geht denn da schlafen in meinem Alter?! (...) Und ich finde das total unmöglich, also - oder so eingeschränkt, das finde ich so was...” (G8), “da wirst du ja ganz frühmorgens rausgeschmissen” (G2-2), “Die in der XY-Straße nützen auch die Not aus. Da musst du ab 10 Uhr als Erwachsener - darfst du keinen Besuch haben drin, da wirst du auch immer eingepfercht, toll! Überall wird's ungemütlich, in der Küche darfst du nicht mal einen Tisch hinstellen. Du darfst echt keinen Tisch hinstellen. (...) Die wollen es einfach ungemütlich machen. Ich finde es einfach hart” (G7-1).

In der Wortwahl und in den Begrifflichkeiten, welche die Frauen für die Beschreibung des Ortes gebrauchen, tritt immer wieder das Bild einer Entmündigung und räumlichen Verwahrung ihrer Person hervor: *“Dir geben dir wirklich den Rest, du wirst entmündigt” (G3-1), “manchmal ist es wie eine Bestrafung, du kommst, - echt, wie eine Bestrafung” (G7-1).*

Der verwaltungstechnische Akt, der sich für die Notschlafstellen auf die Gewährleistung und Bereitstellung einer Schlafstelle reduziert, wird durch die Gestaltung der konkreten Situation als eine gesellschaftliche Positionierung erfahren: *“Das kommt einem vor, wie ne riesengroße menschliche Müllkippe, also grad der Flugplatz, wenn ich da mal so durchgelaufen bin” (G2-2).*

Der Effekt einer solchen Organisation beschränkt sich nicht nur darauf, an einem als gesellschaftliches Außen konfiguriertem Ort verwahrt zu werden, sondern dort unfreiwillig mit anderen Wohnungslosen zwangsweise zusammen zu sein und dem Erleben dieser so gestalteten Realität: *“Die alte Klara 100 war echt auch deprimierend und asozial, also echt, unterste Schublade auch, durch das, dass sie noch mehr so Leute zusammen, - ich glaube, dass es dann noch deprimierender - und alle so auf einem Platz, ja, alle weg und so” (G2-1).*

Als willkürlich aufgefasst wird die Handhabung der offiziellen Stellen, Belegungen für die Wohnungen ohne eigenes Mitspracherecht vorzunehmen *“also - der große Nachteil ist, dass die Leute einfach zusammengesteckt werden, ob sie sich leiden können oder nicht, ob sie zusammenpassen oder nicht” (G5-1), “Die tun gar nicht ordnen, weißt. Die stecken dich rein, über unangenehm machen, weißt du überhaupt, dass sie schnell verpissen - das ist echt wahr” (G7-1), “Also du kannst es im Prinzip sehen wie ne normale Frauen-WG, bloß, man kriegt halt nicht aus'm Kopf raus, dass das eigentlich eher so zwangszusammengewürfelt ist und oftmals kommen halt die größten Idioten rein, wo echt jede Stimmung töten oder was weiß ich” (G2-1).*

Es ist der von außen erzwungene gemeinsame Aufenthalt, der als sehr problematisch für die Lebenssituation in den Obdachlosenwohnheimen und Notschlafstellen beschrieben wird. Die erzwungene Gruppensituation in den Heimen und Notschlafstellen wird durch eine inhärente Dynamik als bedrohlich empfunden. *“dann sind sie aggressiv, - ist ja natürlich, weil sie in einem Haufen sind und so” (G7-1).* Weder in den Wohngemeinschaften noch in den Notschlafstellen kommt es trotz der gemeinsam erfahrenen gesellschaftlichen Abdrängung zu einer Solidargemeinschaft. Im Zentrum des entworfenen

Bildes ist vielmehr die eigene Person²⁷, die sich allein in einer Umwelt befindet, in der nichts verlässlich ist und keine Kontrollmöglichkeit gegeben ist.

“Da ist ja jeder geschockt, wenn er das Haus nur sieht, und dann weißt du auch nie, wie die anderen in der Wohnung drauf sind, da weißt du nie, wer dir jetzt wieder besoffen entgegen kommt und am Streiten ist, und wo wieder irgendwo ne Spritze rumliegt oder die eine breit ist, oder ob dann irgendwelche Dealer rumhängen oder so, - das konntest du nie wissen. Oder manchmal bist du auch heimgekommen, da war mal - die Wohnungstür war öfter mal eingetreten, weil es dort irgendwelchen Krach gab. Irgend was war immer” (G5-1).

Beschrieben ist eine Situation, in der es große Anstrengung erfordert, die eigene Person zu schützen, denn der Ort selbst gewährt ihnen keinen Schutz:

“Keiner nimmt Rücksicht” (G5-1) *“Nee, absolut nicht, rücksichtsloser geht's gar nicht mehr gegenüber von anderen”* (G5-2) *“...Bargeld musstest du am Bauch tragen, du kannst sowieso nichts liegen lassen, weil eh alles geklaut wird...”* (G5-1).

Das körperlich und psychische Aushalten-Müssen der Situation ist nicht von dem konkreten Räumlichkeiten, in denen die Frauen sich aufhalten müssen, zu trennen. Die Erfahrung der unmöglichen Situation wird durch den konkreten Ort – das Haus, die Wohnung, die Einrichtung - verdichtet und gesteigert:

“Ja, also diese ganze Handhabung da ist - von den Räumlichkeiten her wirklich - es ist runtergekommen, ungepflegt, unschön, ja, - ich tät sagen, eigentlich entwürdigend für unsere Luxusgesellschaft drum herum. Also das ist - paßt nicht zusammen” (G2-2), *“Du wurdest auch behandelt wie der letzte Abschaum, so was menschenverachtendes...”* (G1-1) *“So wie die Bude aussah, wurdest du auch behandelt.”* (G1-2) *“Ja, genau. So richtig kackbraun”* (G1-1) *“Ja, wie Dreck halt, wie Scheiße”* (G1-2).

Die Situation vor Ort, die sich einerseits aus dem Empfinden einer Entmündigung und andererseits dem erzwungen Aufenthalt in einer ‚sozial feindlichen‘ Umwelt gestaltet, wird insgesamt als unerträglich geschildert. In den Schilderungen sind Bilder entworfen, die zu einer Vorstellung von Wohnen völlig gegensätzlich sind.

“Also, in dem Obdachlosenheim, in der WG, da hast du einfach nie deine Ruhe gehabt, das war ganz selten, wenn mal gar keine Frau da war, dann ging's mal, dass du hast ne Türe zumachen können und Ruhe gehabt hast, aber das war halt immer nur ganz kurz. Und auch sonst sollst du eigentlich meinen, du hast ein eigenes Zimmer, du kannst die Tür zumachen und hast dann deine Ruhe, aber es ist trotzdem, - es war ständig Krach, ständig irgendwelcher Streit, - da haben die anderen halt gestritten, das hast du alles gehört, dann haben sie bei der an der Tür wieder geklopft oder sind einfach ohne Klopfen gleich ins Zimmer gestürmt, - also du hattest einfach absolut keine Ruhe. Da war nix zu machen” (G5-1),

“Da bist du in einem Mehrbettzimmer gewesen, und dann hat der andere das gemacht, der andere hat hier was gemacht, der andere hat wieder gesoffen. Und dann hat es mir irgendwann mal gelangt, weil, da kommst du ja gar nicht zur Ruhe, und dann bin ich

²⁷ Außer bei Paaren – doch der Partner taucht bei den Beschreibungen nicht auf.

wieder gegangen. *Da hatte ich keine Lust mehr, weil, jeder hat was anderes gemacht und im Mehrbettzimmer, wo du den ganzen Tag unterwegs bist*” (G5-2).

Die Lebensbedingungen in diesen zugewiesenen Räumen gleichen ihrem Alltag, wie dieser sich ohne Wohnung insgesamt gestaltet. Darauf zurückgeworfen ihre psychische und physische Integrität zu schützen, sind diese Orte für ihre Lebenssituation wie eine Verlängerung der Straße in geschlossene Räume hinein.

Die Hoffnung und der Ausblick auf eine eigene Wohnung ist der Motor für ein Aushalten in der Lebenssituation der Obdachlosenheime. Die Handlungsmöglichkeit, die für die Notschlafstellen formuliert wird, erscheint dagegen lediglich das Verlassen des Ort bzw. sich dem Ort zu verweigern. *“Ich war mal ein Tag hier, ich bin so gerne wieder gegangen, du hast keine Ahnung!”* (G5-2). In der Konsequenz formuliert heißt das, wieder draußen auf der Straße zu sein.

Ortlosigkeit

Bei zwei Frauen (G4, G7-2) tritt ein anderes Merkmal in der Beschreibung der erlebten Ausgrenzung hervor. Bisher dargestellte Orte, konkrete Plätze oder Einrichtungen, an denen Vertreibung stattfindet bzw. gesellschaftliche Ausgrenzung erlebt wird, werden z.T. auch in diesen Interviews erwähnt. Aber ein wesentlicher Aspekt der Gesamtinterviews liegt darin, wie sich die Konturen bisher definierter Orte auflösen und der erfahrene Raum in seiner Strukturierung diffus wird. Dies betrifft vor allem die Unterscheidung von Innen und Außen, wodurch eine Wahrnehmung von Grenzen bzw. eine geleistete Grenzziehung sich verändert zeigt: z. T. ist diese nicht vorhanden, z.T. wird sie höchst flexibel gehandhabt. Der wahrgenommene Raum wird insgesamt bedrohlich. Die gesamte Umwelt wird als aggressiv wahrgenommen (s. Kap. 5.4.5 und 5.4.7).

Da Grenzen allesamt in ihrer Verlässlichkeit als heikel erfahrbar werden, und einen möglichen Aufenthalt unsicher gestalten, reduzieren sie den Handlungsraum auf den kleinst möglichen Radius. Es bleibt nur der eigene Körper übrig bzw. vor allem die permanente Gefährdung desselben.

Durchlässigkeit an den Rändern

Bisher traten aus den imaginierten Stadtplänen nur die Punkte und Zonen hervor, an denen die wohnungslosen Frauen sich als gesellschaftlich ausgegrenzt, herabgesetzt, entmündigt oder ohnmächtig erfahren. Es sind Orte, wohin sie sich in ein unerträgliches, unwürdiges Abseits abgeschoben fühlen, oder von denen sie schlicht vertrieben werden. Lag damit der Blick auf der Erfahrung von Grenzen selbst ihrer konkreten, körperlichen Daseinsberechtigung und ihrer Handlungsfähigkeit, so werden im folgenden Orte skizziert, die in den Interviews als eingeschränkte Möglichkeitsräume für einen Aufenthalt eingeführt werden.

Zu einem Teil bilden diese Orte eine Schnittmenge mit jenen Plätzen, die zuvor in diesem Kapitel als konfliktreiche Zonen dargestellt wurden. Einige der Orte sind identisch mit einem Teil der zuvor erwähnten sozialen Treffpunkte, die vor allem in verschiedenen innenstadtnahen Parkanlagen oder kleinen Grünflächen liegen: *“also bleiben nur*

diese öffentlichen Plätze, die ja bekannten öffentlichen Plätze in Freiburg...” (G3-1), die den Frauen zum Treffen von Bekannten verbleiben. “Für manche ist es halt ein Treffpunkt, für die Straßenleute, die jugendlichen Leute, sonst haben sie keinen Punkt, zu treffen. Dafür ist es schon gut, dass sie sich da sammeln, so irgendwie, dass sie mal einen Punkt haben. Weil sonst gibt's ja nichts” (G7-1).

Im Alltag ist der Aufenthalt mit der Gruppe oder mit der Szene keine Selbstverständlichkeit. Eher ist der Ausgang der Situation von der Durchsetzung geltender Regeln durch bevollmächtigte Personen abhängig.

“Da haben wir uns auch immer getroffen, bei der Kapelle, oder drüben beim Ententeich, in Gruppen, große Gruppen sogar, und da haben wir getrunken, ein bisschen Blödsinn gemacht, aber die Polizei hat uns zwar geduldet, aber sie hat uns manchmal verjagt, wenn wir es mal ein bisschen übertrieben hatten. Also, wenn es denn halt Ärger gab, mussten wir halt hier weg. Aber ansonsten durften wir schon hier bleiben” (G5-2), “Das war so irgendwie ein Treffpunkt, ein toller Treffpunkt irgendwie, da sind auch die Hunde rumgelaufen, da ist am Anfang die Polizei auch viel gekommen, aber irgendwann haben sie uns das gelassen” (G5-2).

Auf der Rückseite der Vertreibung taucht somit die Duldung auf. Die unscheinbare Beschreibung der Orte als jene “ja bekannten” verweist auf eine Verzahnung zwischen den strukturellen Komponenten einer Einschränkung wie eines möglichen Freiraums, die bestimmte Gebiete in einem fragilen Zustand einer zeitweisen Duldung strukturieren.

Diese Duldung ergibt sich an Orten, die in ihrer Nutzung und Funktion keineswegs eindeutig sind, an denen die Durchsetzung von Regeln einer öffentlichen Ordnung mehr Freiraum zulässt als an anderen Orten. Oft werden innerstädtische Gebiete erwähnt, die nicht in einem streng funktional geordneten Raum der modernen Großstadt aufgehen (vgl. Dear 1995), auch werden sie nicht als Orte einer disziplinarischen Kontrolle beschrieben, vielmehr sind es zugängliche Zonen und lassen für sie eine eingeschränkte Nutzung zu.

Im innerstädtischen Bereich verdichteten sich Aspekte, die mit dem Bild urbaner Vielfalt verbunden werden. Hier sind in größerem Maße noch Zonen vorhanden, die das der Ordnung entgegengesetzte Prinzip des Chaos mit aufnehmen. Im Leitbild der vitalen Stadt (vgl. Blinkert 2000) oder noch in den Gedanken einer Öffentlichkeit, bei der gerade der Park als Ort eines Aufeinandertreffens verschiedener Klassen ein Raum des sozialen Ausgleichs sein sollte (Davis 1994, 263), liegt die Anspruchshaltung auf der Herstellung eines Balanceakt zwischen den Prinzipien ‚Ordnung‘ und ‚Chaos‘. Sind dies auch idealtypische, historisch in der Moderne angelegte stadtplanerische Diskurse zu Urbanitätsvorstellungen, so wird dennoch im konkreten Stadtbild gerade für bestimmte Plätze oder Parkanlagen ein bedingt zugelassener Freiraum in den Interviews beschrieben, der zwischen Kontrolle und möglichem Nebeneinander changiert.

Trotz Konfliktlinien, die sich an diesen Orten auf tun, existiert für die Randgruppen in der konkreten Auseinandersetzung - beispielsweise mit den Polizeibeamten - ein gewisses Aushandlungspotential. An diesen sozialen Treffpunkten und informellen Anlaufstellen, die sich zum Teil immer wieder auflösen und an anderer Stelle wieder neu ent-

stehen, wird aus den Textpassagen in verschiedenen Gradationen ein Raum angedeutet, der einen bestimmten Grad an Selbstbestimmung zulässt.

Die räumliche Metapher der Lücke oder der Nische *“Und als da die ganzen besetzten Häuser waren, also vielmehr so Lücken, was es hier überhaupt nicht gibt”* (G1-2) reflektiert die Korrespondenz zwischen dem konkreten Ort und dem sozialen Möglichkeitsraum. Das Bild der Lücke wiederholt sich in dem uneindeutigen und widersprüchlichen Zwischenraum von Vertreibung und Duldung, von formell und informell und auch von legal und illegal.

“Ja, und ansonsten bleiben halt im Winter die ganzen Tiefgaragen, die also - die nicht vergittert sind, weil mittlerweile sind die ja alle vergittert, das heißt Gitter runter, kein Schlafplatz mehr, früher haben sich die Leute da noch zurückziehen können, oder große Wohnblocks, ab in den Keller runter, was mittlerweile ja auch immer mehr” *“Schrebergärten”* (G3-2), *“Schrebergärten, wo du dann aber immer - du bewegst dich immer so am Rande der Legalität, weil du musst dich halt irgendwo, ja, einnisten, wo du nicht darfst. Also immer so ein bisschen illegal, einfach nur, um nicht zu erfrieren”* (G3-1).

Eine weitere räumliche Metapher ist in demselben Bedeutungskontext angesiedelt. *“weil ich bin sowieso kein Innenstadtmensch, ich rede einfach auch von den Freiräumen draußen, außerhalb der Stadt”* (G3-1). Das beschriebene Außerhalb kann mit der räumlichen Metapher des ‚Rand‘ in Verbindung gebracht werden. Diese spiegelt ebenso die Parallelität von konkretem und sozialem Raum. Am Rand des innerstädtischen Gebietes entstand - und verschwand - als wichtiger und oft erwähnter Ort die Vauban-Wagenburg, die für einige Frauen ein sozialer Knotenpunkt, zeitweise Aufenthaltsmöglichkeit oder sogar Wohnort bildete.

Sowohl an den kurzfristigeren sozialen Treffpunkten als auch an dauerhafteren Lebensorten, wie besetzte Häuser oder Wagenburgen, sind die Frauen oft in einen sozialen Zusammenhang eingebunden: *“Angenehme Orte das sind ganz klar für mich alle Grünanlagen, die Wagenburgen früher, wie sie illegal waren, weil da einfach ein ganz anderes soziales Gefüge war, als wie jetzt wo sie legal sind”* (G3-1).

Die beschriebenen Ränder, Nischen und Lücken sind nicht nur gemeinschaftlich genutzte Räume, sondern auch mögliche Rückzugsräume für die eigene Person. Es sind die erreichbaren Naturgebiete am Stadtrand – immer wieder wird die Dreisam erwähnt *“Ach so, - Dreisam ist schon angenehm, ab und zu da zu hocken, also das fließende Wasser ist so irgendwie - ist halt angenehm, es gibt schon schöne Orte, wo man hocken kann, wo man sich verziehen kann oder uns treffen, so, genau so wie Schlossberg, da kann man hochspazieren und so”* (G7-1), *“Die Rückzugsmöglichkeit für mich ist nur raus in den Wald”* (G3-1), - bzw. ein durch die Bahn erweiterten Stadtrand *“wo du dich zurückziehen kannst, außer noch Titisee-Neustadt. Aber da konnte ich nur am Sonntag hochfahren, mit den Hunden”* (G5-2).

Erzählt wird nicht mehr aus der Perspektive einer Randposition, die dem ohnmächtigen ‚ganz unten‘ in der Gesellschaft entspricht. Im Gegensatz zu den Erfahrungen einer gesellschaftlichen Marginalisierung, wird hier der konkrete Ort zum selbstgewählten und gestaltbaren Ort, an dem sich die Passivität gerade nicht wiederholt.

“und es war halt sehr viel grün, es war Freiraum zum Leben und um sich zu entfalten. Ich meine, das war damals hier sowieso ganz toll, weil, es war ja niemand da, der gesagt hat, das darfst du nicht und das darfst du nicht. Es war ja schon so ne Stadt in der Stadt hier selber, hier drin” (G3-1).

Auch die Frauen, die als ortlose Einzelgängerinnen und urbane Drifterinnen einen Sonderstatus bei unserer Interpretation der imaginierten Stadtpläne innehaben, erwähnen bestimmte öffentliche oder halböffentliche Orte in der Innenstadt, die sie als mögliche Aufenthaltsnischen nutzen können. Ist es für G4 die Halböffentlichkeit ausgewählter Cafés (s. Kapitel 5.4.7), in denen sie ihren Aufenthalt genießt, gibt es für beide Frauen öffentliche Plätze, die sie positiv schildern. Für G4 ist der Karlsplatz - und der dazu nahe gelegene Stadtgarten - ein Ort, an dem sie sein kann. Er wird beschrieben mit: *“zumindest gibt's Bänke auf'm Karlsplatz”*, auf denen sie sitzen kann. G7-2 nimmt bei der Beschreibung für ihren Aufenthalt am Augustinerplatz einen Grundgedanken urbaner Vielfalt mit auf und erklärt damit, was sich hinter der kryptischen Aussage von Bänken als Bedingung für einen möglichen Aufenthalt verbergen könnte: *“der Unterschied an Leuten hier: es ist ne breitere Masse von Leuten, also du musst dich nicht unbedingt mit der einen Sorte von Leuten abgeben, du kannst es dir aussuchen,”* Denn der Ort bietet *“...genügend Platz, so. Ja, es ist ein netter Ort, - also man kann hier auch Ruhe haben, wenn man will, hockt man sich halt woanders hin, mit nem Buch oder - ist ganz nett hier” (G7-2).*

Dadurch, dass genügend (Frei)Raum vor Ort gegeben ist, existiert für sie die Möglichkeit, dort an einer Stelle auszuwählen, dass eine sichere Position im Verhältnis zu den anderen, flüchtigen Passanten etc. aufgebaut werden kann und an der sie in Ruhe bleiben kann.

Schlupflöcher

In den letzten Abschnitten wurden topographische Lagen, die als Ränder, Nischen und Lücken eingeschränkte Aufenthaltsmöglichkeiten für die Frauen bieten, dargestellt. Zum Teil wurden diese sogar mit den Merkmalen von Selbstbestimmtheit als Gegenpol zur Bevormundung und Entmündigung verbunden. In den Interviews wird noch eine weitere Kategorie möglicher Aufenthaltsräume erwähnt, die vor allem durch die niederschweligen Einrichtungen repräsentiert werden.

Neben Wohnungen von Freunden und Bekannten, durch deren Nutzung ein wichtiger Anteil an Versorgung funktioniert, werden eine Reihe von Einrichtungen von freien Trägern - das Ferdinand-Weiß, der Essenstreff im Dreikönigshaus, die Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen, die Jugendberatung, DROBS - in den Interviews mit sehr positiven Konnotationen eingeführt.

“Das fand ich immer - ja, da hatte ich immer so das Gefühl, man wird behandelt wie ein Mensch. Nicht wie ein Untermensch” (G2-2), “Also die DROBS verbinde ich mit - mit nix Negativem” (G1-1), “weil ich da gern hingeh, ist mir auch total wichtig und macht mir Freude, da hinzugehen” (G2-1).

In Kapitel 3.2 werden die verschiedenen Einrichtungen nach ihren in Anspruch genommenen Funktionen dargestellt. Ähnlich den Ämtern ist hier wiederum das Thema,

wie sie als konkrete Räume in ihrer Organisation subjektiv wahrgenommen werden. Im Gegensatz zu den Ämtern können die in den Interviews erwähnten niedrighschwelligten Einrichtungen – quasi als topographische Schlupflöcher – in den räumlichen Kontext weiterer möglicher Aufenthaltsorte skizziert werden. Die Besuche werden nicht als Pflichterfüllung eines Termins, als Zwang zu erscheinen, beschrieben, auch sind sie nicht von dem Motiv einer erfahrenen Behandlung durch ein machtvolleres Gegenüber unterlegt, vielmehr werden die Einrichtungen als Begegnungsorte beschrieben, zu denen die Frauen zu vorgegebenen Öffnungszeiten hingehen können, wenn sie wollen.

“Da (i.e. Ferdinand-Weiß-Haus) war es halt angenehm zum Unterhalten und zum irgendwelche Spiele machen, also war auch von den Leuten her sehr angenehm. Ja, und dann auch mit den Sozialarbeitern, mit dir z. B., oder auch mit der XY. Wenn dann noch irgendwelche Sachen angestanden sind, mit dem Sozialamt zu regeln oder so, hatte man auch Unterstützung” (G5-1).

In den Beschreibungen mischen sich Eigenschaften von Institutionen und sozialen Treffpunkten. *“Ja, Versorgung. Auch eben Treffpunkt mit anderen Leuten, die ich sonst nicht viel gesehen hab', eben, war ganz angenehm” (G5-1).* Die Besuche werden als angenehm erinnert, es sind Bekannte, Freunde aus der Szene dort, wobei von einigen Frauen der Möglichkeitsraum innerhalb des Angebotes betont wird, dass zu bestimmten Zeiten bestimmte Räume ausschließlich für Frauen zugänglich sind. Ebenso ist am selben Ort die Möglichkeit geboten, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Diese Gruppe der niederschwelligten Einrichtungen werden wie eine Klammer zwischen den informellen Treffpunkten und offiziellen Institutionen beschrieben. Der Institutionencharakter, durch den auch hier eine Nutzung vorgegeben ist, zeigt sich in entsprechenden Vokabeln für die Inanspruchnahme: *“bin ich also regelmäßig dort”, „und dann Frauengruppe, zwar bloß einmal die Woche, aber ja, ich nutze es regelmäßig” (G2-1).*

Ein entscheidendes Merkmal, das bei den Schilderungen hervortritt, ist die Freiwilligkeit, mit der die Frauen diese Orte aufsuchen.

5.3.2 *Kein Ort, auf den Verlaß ist*

In den Alltagsbeschreibungen wird eine Anstrengung sichtbar, die für die Situation, in der die Frauen sich befinden, grundlegend ist. Ein wiederkehrendes Motiv, um die Lebensbedingungen auf der Straße wiederzugeben, ist der damit verbundene Stress: *“also da ist alles einfach total erschwert, alles, was ansonsten ganz leicht und ganz locker von der Hand geht” (G2-2).* Ihre individuellen Raum-Zeit-Muster, die sich aus Schleichwegen und Nischen zusammensetzen, sind trotz der wiederkehrenden Feststellung: *“Du hängst doch quasi nur rum” (G5-2)* von einer Notwendigkeit, fast ständig in Bewegung zu sein, unterlegt, die vor allem aus der Unsicherheit der Aufenthaltsorte resultiert.

Ein ständiges *“herumwandern”* - *“irgendwie rummarschierst” (G8)* - ergibt sich aus den Bemühungen, sich einen Alltag in vorgegebenen Stadtstrukturen einzurichten, die nicht die ihren sind. Die Wahrnehmungskategorien, in denen sie ihr Unterwegssein beschreiben, sind häufig Zwang bzw. erzwungene Bewegung. Eine extreme Mobilität kennzeichnet dabei den Alltag von Frauen, die von illegalen, ‚harten‘ Drogen abhängig sind.

Die Nutzungskonflikte und Kontrollmaßnahmen, die Erfahrung von Vertreibung und Abhauen, von Kontrolle und Ausbeutung, sind gerade für die Frauen, die Heroin konsumieren nochmals gesteigert. *“Da bist du halt ständig nur am Aufpassen vor der Polizei und dass dich keiner abzieht und keiner beklaut”* (G5-1). In dieser doppelten Hetzjagd durch ein legales und ein illegales, durch ein formelles und ein informelles System, die sich beide an diesem Ort organisieren wird hier eine Dynamisierung der Bewegung der Frauen deutlich. Ihre individuellen Raum-Zeit-Muster beschleunigen sich in den vorgegeben Stadtstrukturen zwischen Anschaffung, Beschaffung, Konsum und Aufpassen.

“Sagen wir mal, wo ich noch drauf und so am Bahnhof so unterwegs war, da war also mit dem Colombipark, - da war überhaupt kein fester Treffpunkt so, sondern alles ist mehr oder weniger hoch und runter gelaufen, es ging nur zack, zack, zack, zack, weißt du” (G1-2).

Die konkrete Vertreibung oder der kaum mögliche, z.T. verweigerter Zutritt zu bestimmten Orten, ebenso wie der unerträgliche Aufenthalt an für sie vorgesehenen Orten erzwingt zusammen eine permanente Bereitschaft zum Weitergehen: *“Aber ansonsten ist Ende Gelände. Muss man wandern”* (G1-1).

“Ja, ziellos, - einfach gelaufen. Weil es so arschkalt war, du konntest nicht hocken bleiben, weil - du hättest dir den Arsch abgefroren. Da bin ich halt die ganze Nacht rumgelaufen. Und dann haben sie mich manchmal verjagt” (G7-1).

Insgesamt bleibt für die Frauen oft nur übrig: *“und dann kann man fast nix anderes machen, als draußen zu sitzen”* (G7-2). Wo auch immer dieses ‚Draußen‘ ist, die Aufenthaltsorte sind prekär und bieten keinen Schutz für sie. Die konkrete Situation gestaltet sich als *“abhängen”, “rumhängen”, “mehr rumgegammelt”* (G5-2) *“bist irgendwo rumgesessen”* (G2-2), *“tagsüber rumgelungert, mal da, mal da”* (G7-1). Die Merkmale, die für die Bewegung kennzeichnend sind, wiederholen sich somit an den Orten, an denen sie sich aufhalten. Als Ergänzung zum oft ziellosen Herumwandern wird der Aufenthalt mit einer Richtungslosigkeit assoziiert. Die Darstellungen und Beschreibungen des Alltag ohne einen strategischen Ausgangspunkt und stabilen Rückzugsort umreißen ein besonderes Verhältnis zwischen Drinnen und Draußen. Bei einigen Frauen veranschaulichen die Beschreibungen eine Raumwahrnehmung, bei welcher tendenziell der gesamte Stadtraum, in dem sie sich bewegen zu einer amorphen Umwelt wird. Die Aussage, im Sommer und Frühjahr viel im Stadtgarten gewesen zu sein, und *“im Winter waren wir draußen”* (G5-2) benennt nicht die Unterscheidung sich im Freien oder in geschlossenen Räumen, sondern sich außerhalb der Stadt aufgehalten zu haben. Zuge-spitzt wäre der gesamte Stadtraum der Raum der eigenen flexiblen, unsteten - und auf den ersten Blick paradoxen - Verortung. *“Ach, das Haus, da waren noch viele Häuser!! Das war doch nur ein Ding, wo ich jetzt zufälligerweise mein Bett hatte”* (G1-1). Auch das Verhältnis der eigenen Person zum Raum ist ein anderes. Für die Zeit einer extremen Mobilität und einem Leben auf Platte beschreibt eine ehemals Heroin abhängige Frauen ihre eigene Lokalisierung: *“Ja, früher war's heftiger, ja. Der Stühlingerpark war auch da, wo ich drauf war, wo ich dann Platte, - also draußen gepennt hab', in dem Park damals”* (G1-2). Nicht mehr der Raum ist fest und sie verortet sich darin, sondern ihr Körper ist das verbleibende feste Zentrum und um ihre Person herum arrangiert sich die materielle Umgebung des Parks.

Die Schilderungen einer Existenz in ständiger Bewegung, werden variiert durch die Pflicht zu bestimmten "Gängen" und "Touren", die es zu machen gilt. Durch den Gang zum Amt und – als Teilnehmerin an einem Methadonprogramm (G1-2, G2-1, G2-2, G5-1) - zur Arztpraxis, besteht der Alltag aus einer Reihe von festen Terminen, einem erforderten, regelmäßigen Erscheinen an diversen Punkten in der Stadt.

"Auch beim Dr. XY bin ich täglich, weil ich muss halt gezwungenermaßen, das Methadon auch schlucken halt" (G2-1), "Im Moment ist es halt, also ich krieg', werde substituiert mit Methadon und da muss ich halt jeden Tag erst mal zum Arzt. Das ist schon mal die eine Tour, wo ich auf jeden Fall zu machen habe" (G1-2), "Ja, das ist - ja, z. B. auch - das erste halbe Jahr war mir praktisch überhaupt nie möglich, mal übers Wochenende irgendwas zu unternehmen, wegzufahren oder so. Weil, am Wochenende ist ja immer nur vom 11 bis um 12 hier die Möglichkeit, hier das Methadon zu bekommen und dann war der Tag natürlich zerrissen" (G2-2), "Und dort musstest du einfach eben auch jeden Tag hin, jeden zweiten Tag musstest du beim XY deinen Zettel holen und jeden Tag konntest du dann 18 Mark an Geld holen, am Wochenende hast du dann für drei Tage gekriegt, 50 Mark bekommen" (G5-1).

Wegstrecken verfestigen sich dabei nicht nur zu routinisierten Handlungsmuster, sondern sie verdeutlichen eine Abhängigkeit von konkreten Programmen, Institutionen und Einrichtungen, *"du bist dann eben nicht mehr heroinabhängig, du bist dann methadonabhängig. Und deswegen tapst du auch jeden Tag da hin. Und dann wird's irgendwann lästig" (G2-2).* Die Programme, wie die damit verbundenen Gänge gewährleiten zwar eine Integration in ein Teilsystem. Die geleistete Integration wird jedoch ohne gesellschaftliche Einbindung in einem umfassenderen Sinn beschrieben.

Geschildert werden in den Interviews individuelle Variationen eines Alltags von z.T. unbestimmten, z.T. vorgegebenen Routen, Gängen und Touren. Ob mit der räumlichen Zielvorgabe eines Anlaufpunktes oder ohne diesen existiert in den Raumbeschreibungen kein stabiler, persönlicher Ausgangspunkt:

"Meine Hauptorte, die ich eigentlich täglich abgehe, das ist die Praxis vom Dr. XY, dann gehe ich regelmäßig in die DROBS, zu euch hier in den Treff. Fahre regelmäßige Straßenbahn, falls man das auch als Ort bezeichnen kann, aber da ich mich dort oft aufhalte, habe ich gedacht: gehört irgendwie dazu, weil es auch so ein Punkt ist, der ja wichtig ist, um von einem Punkt zum anderen zu kommen eben in so ner großen Stadt" (G2-1),

"Hab mir da dann halt den Tagessatz abgeholt und davor hat ich halt /// Sozi. Ah ja, es hat aber trotzdem nicht gereicht. Dann hast du noch die Stadt, schnorren, dann Mensa, wenn es ging, wenn wir nicht rausgeflogen sind wegen dem Aussehen oder so, ist eben nur für Studenten. Na ja, dann wieder zurück ins Rieselfeld, dort kochen und Feuer, Wasserholen. In der Stadt rumhängen und saufen, zukiffen oder so. Warten bis es Abends wird und dann ins Crash und im Crash sich die Kante geben, hoffen, dass man einen Fahrplatz oder einen Taxigeld schnorren kann, und dann zurück aufs Feld. Und das jeden Tag" (G3-2),

"Mein Tagesablauf, der war immer so praktisch, also ich bin abends anschaffen gegangen, habe meine vier Freier gemacht, dann habe ich 400 Mark gehabt, dann bin ich anschließend zum Agent gegangen und habe meine drei Grämmer geholt oder wie auch

immer, für was es halt grad gereicht hat, und dann bin ich, ja, entweder - anfangs dann eben in den Park und habe dort gepennt” (G1-2),

“Ich könnte schon, aber ich kann sowieso nicht lange irgendwo drin bleiben, weil ich die ganze Zeit irgend was machen muss. Was mach' ich? Ich hänge in der Stadtbibliothek viel ab, Uni-Bibliothek irgendwie, dann Dreisam, wenn das Wetter irgendwie möglich ist, - wenn nicht, gehe ich Leute besuchen oder - lese drinnen weiter. Ja, ich mach irgendwie nicht viel, ich sitze nur draußen rum und sitze drinnen rum und lese rum und lauf' manchmal zwei, drei Stunden durch Freiburg, sonst mache ich eigentlich gar nichts. Hole mir ab und zu die Zypresse, schau', ob es irgendwo Arbeit gibt, stell' mich irgendwo vor, aber irgendwie - so geht das schon seit drei Monaten und irgendwie passiert gar nix” (G7-2).

In den Alltagsbeschreibungen der Frauen zeichnen sich Lebensbedingungen ab, die sich nicht nur auf die Wohnungslosigkeit reduzieren lassen, vielmehr wird die Verzahnung von Armut, Arbeitslosigkeit, oft von Drogenproblematiken und anderen existentiellen Belastungen mit der Wohnungslosigkeit offenkundig. Um ihre Lebenslage und die damit einher gehenden Zwänge, Abhängigkeiten, Stigmatisierungen und Fluchten zu beschreiben, werden häufig Metaphern genutzt, die eine analoge Bewegung im Raum nachzeichnen, wie sie für den konkreten Alltag und die eigenen Raum-Zeit-Muster mit ihren mangelnden Zugängen zu anderen Orten und eingeschränkten Bewegungsmöglichkeiten gerade heraus gearbeitet wurden. Oft wird das Bild genutzt, sich endlos im Kreise zu drehen oder nach unten gezogen zu werden.

“Die Straße ist ein hammerhartes Pflaster zum Überleben, und die meisten Leute, die möchten gerne wieder weg von der Straße, nur, wer da ne Zeit lang auf der Straße ist, kommt in diesen Kreislauf rein, kommt mit der Psyche nicht mehr klar, kommen dann irgendwelche Drogen, irgendwelche - ganz egal, in welcher Form, einfach um das Leben wegzuspulen, was er so nicht schafft im klaren Kopf und so” (G3-1),

“Und in der Zeit hängst du halt wieder in der Luft, da bist du halt wieder gezwungen, da weiter irgendwelche Drogen zu nehmen, da bist du gezwungen, weiter zu verkaufen, weiter kriminell zu sein, und es nimmt halt kein Ende” (G5-1),

“Es ist nur sehr schwer, wenn man mal da reingerutscht ist, da wieder rauszukommen. Weil es einfach wirklich dieser Teufelskreislauf, und wenn du dann das ofW (i.e. ohne festen Wohnsitz) im Ausweis drin hast, dann bist du gefressen, dann hast du keine Chance mehr” (G3-1),

“Was natürlich schwer ist, ist auch wieder dieses...dass lauter Leute, so Problemeleute, aufeinander treffen irgendwo. Und so diese Kontaktaufnahme zu, sagen wir mal, Otto Normalverbraucher, das fehlt einfach ein bisschen. Man hängt immer so in diesem Kreislauf von Obdachlosigkeit und Suchtproblematik, in dem hängt man dann irgendwie drin” (G2-2).

Die Schwierigkeiten, in denen die Frauen sich als verfangen erleben, sind individuell verschiedenen und werden ebenso unterschiedlich empfunden. Die Teilnahme im Methadon-Programm kann trotz der damit verbundenen Pflicht und Disziplinierung beispielsweise eine Richtung vorgeben und als Halt vor einem Rückfall in die Welt des Heroinkonsum gesehen werden, oder als erneuter Kreislauf einer Abhängigkeit erlebt werden. Egal, an was im einzelnen Fall der eigene Teufelskreislauf konkret festgemacht wird – ob das Leben auf Droge oder zwischen Ämtern, Arbeitslosigkeit und Armut zer-

rieben zu werden oder einfach die Straße selbst - geschildert wird diese biographische Situation mit dem Fehlen eines verlässlichen Ort des Rückzugs.

“ist sehr, sehr schwierige Lebenssituation, ja. Weil es eigentlich nirgendwo einen Aufenthaltspunkt gibt, wo man sich gemütlich zurückziehen kann, was weiß ich, ein Tee kochen, einen Kaffee kochen, eine Zeitung lesen” (G2-2), “Da hast du immer Menschen außen rum und ab und zu willst du keinen Menschen sehen” (G7-1).

Sichtbar wird in den Alltagserzählungen, wie untrennbar miteinander die Raumwahrnehmung und das eigene Verhalten verwoben sind. Das individuelle Verhalten und damit auch die Aneignung des Raumes wird in weitem Maße bestimmt von den äußeren Vorgaben und Zwängen und der Knappheit der eigenen Ressourcen. Gewichtigen Anteil hat dabei eine Wechselwirkung zwischen den äußeren Verhältnissen einer städtischen Raumordnung und deren oft unbewusste Übernahme in die eigene subjektive Wahrnehmung (s. Kap. 5.2). Die Schilderungen von den Plätzen, Ecken und Gegenden konzentrieren sich darauf, wie die Frauen sich innerhalb der Beziehungskonstellationen erleben, bzw. wie sie die stattfindenden Positionierungen der eigenen Person erfahren. Ein Ort wird kaum in seiner gesellschaftlich produzierten Materialität beschrieben, sondern in erster Linie als sozial bestimmter Handlungskontext.

Für uns ist entscheidend, dass die wohnungslosen Frauen, die nicht an einer dominanten Gestaltung und Produktion teilhaben, dennoch nicht auf eine Passivität reduziert sind. Solch eine Sichtweise würde bedeuten, dass nur die Vertreibung, nur ihr Ausschluss und die für sie offiziell geltenden Regeln ins Blickfeld geraten würden. Fasst man aber das bisher Dargestellte zusammen, zeigt sich bei den Ortsbeschreibungen, dass diese zwar vor allem innerhalb von Zwängen, Ohnmachtserfahrungen und Stigmatisierungen beschrieben werden, aber auch von einem Spektrum von Möglichkeiten durchsetzt sind.

Innerhalb einer permanenten Bedrohung durch verschiedene Marginalisierungsprozesse, in welchen sich die Frauen verfangen sehen, gilt es nun, in einem weiteren Schritt ihre konkreten Überlebenstrategien heraus zu arbeiten und ihr alltägliches Durchkommen in diesem schwierigen Spannungsfeld zu betrachten. Die Frage ist, wie es den Frauen gelingt, innerhalb des Kreislaufes dennoch aktiv zu werden und ihn eventuell zu durchbrechen. In welcher Art sie ein offizielles Hilfeangebot wahrnehmen und es individuell und selektiv für sich in Anspruch zu nehmen wissen. Die Frage ist, was für ein eigenes Netz von Punkten einer Versorgung und Unterstützung sie aufbauen. Neben der selektiven Nutzung des Angebots eines offiziellen Hilfesystems, führen sie in den Nischen und Lücken innerhalb vorgegebener Strukturen gestalterische Momente und minimale Handlungen ein, die den Stadtraum nicht unberührt lassen. Nachdem kurz die Nutzung entlang vorgegebener Strukturen erläutert wird, richtet sich der Blick vor allem auf jene Gegenden, die offen sind für verschiedene Arten von Nutzungen. Es sind Orte und Plätze im Stadtraum, die anders als vorgesehen gebraucht werden können. Wieder ist der konkrete Raum relevant, und zwar wie er analog zu anderen Strukturen als Mittel zur Organisation des Alltags benutzt und rekonstruiert wird bzw. wie er taktisch genutzt und angeeignet wird.

5.3.3 *Nutzen und Taktiken*

Nutzung entlang vorgegebener Strukturen

Für Frauen ohne eigene Wohnung stellt die Organisation des Alltags in der Regel ein großes Problem dar: all die Dinge fehlen, die durch eine Wohnung vorhanden sind und die den selbstverständlichen Rahmen für eine Bewältigung des Alltags darstellen - Regenerationsmöglichkeit durch eine sichere Schlaf- und Aufenthaltsstelle, Möglichkeiten zur Körper- und Wäschepflege, Selbstversorgungsmöglichkeiten etc..

Das Hilfesystem bietet unterschiedliche Einrichtungen mit verschiedenen Angeboten (Unterkunft, Versorgung, Aufenthalt, Beratung etc.). In allen Erzählungen der Frauen tauchen Teile dieses Hilfesystems auf und werden - wenn auch nicht immer (s. Kap. 2.2.) - in der ihnen ‚zugesprochenen‘ Funktion von den Frauen beschrieben und genutzt. Allerdings stellt die Nutzung dieser vorgegebenen Strukturen oft erst den zweiten Schritt dar: zuvor wird häufig versucht, die Notlage durch die Nutzung persönlicher Netzwerke zu beheben. *“Also ich bin immer zu Freunden gegangen, da ich das Glück hatte, noch Leute zu kennen und musste eigentlich nie an öffentliche Plätze gehen, um Wäsche zu waschen oder zu duschen oder so”* (G7-2).

Die Grundlage, um überhaupt zu einer Nutzung der Stellen im Hilfesystem zu kommen, ist es, sich die entsprechenden Informationen zu beschaffen, das nötige Wissen herzustellen. *“Ja, ich wusste gar nicht - ich wusste - ich habe das damals alles erst erfahren, so, dass man Tagesgeld und was es so gibt von den verschiedenen Leuten, - ich wusste gar nicht”* (G8). In der Praxis heisst dies häufig, in Kontakt zu anderen, die von der selben Notlage betroffen sind, zu treten, um deren Erfahrungswissen abzufragen. *“Und da finde ich manchmal schon gut, dass man bei den Punks manchmal hockt, weil manche ziehen dich wirklich mit und sagen, da und da gibt’s was, - hab ich schon die Erfahrung gemacht”* (G7-1).

Dieser Weg, sich Informationen zu beschaffen, setzt voraus, dass die Frauen eine andere Orientierung entwickeln: eine Annäherung an die Szene der Wohnungslosen ist unabdingbar, um Zugang zu notwendigem Wissen zu erhalten. Die Frauen beschreiben immer wieder, dass dieser Weg nicht einfach und oft auch nicht geeignet ist, ihre Lebenssituation zu verbessern: die Szenekontakte stehen häufig auch für das Einsetzen einer Abwärtsspirale, für eine Verschlechterung der Situation. Verständlich ist daher der Wunsch einer Frau, dass Betroffenen der Zugang zu Informationen erleichtert werden müsste:

“Einen Stadtplan aufstellen für Leute, die wohnungslos sind und hier in die Stadt reinkommen, damit sie wissen, wo sie Wäsche waschen können und billig Kaffee trinken und wo sie nachts hingehen können, -ja. Da mal einen Stadtplan irgendwie aufstellen. (...). Ja, ein paar Adressen von Leuten, die einem auch helfen können. Das fehlt hier halt” (G7-2).

Haben die Frauen erst den Schritt in Einrichtungen geschafft, beschreiben sie die Nutzung dieser Stellen sehr pragmatisch:

“Für Obdachlose gibt’s da eigentlich nur die Anlaufstellen. Ganz klar um sich morgens zu duschen und zu waschen. Mit dem Essen ist es schon wieder so eine Geschichte, weil

die ja zu früh zumachen, um sich wirklich essensmäßig zu versorgen. Also bleibt im Endeffekt der Essenstreff, der auch nicht so optimal ist, weil man einfach essen muss, was einem vorgesetzt wird, weil man sich nicht selber versorgen kann” (G3-1),

“Ich meine, dadurch, das ich im Obdachlosenheim gewohnt hab, habe ich die meisten Sachen (i.e. für die alltägliche Versorgung) gehabt. Also wir hatten ein Bad, Toilette, Küche, auch ne Waschmaschine im Keller, die ab und zu funktioniert hat, ab und zu nicht. Und ganz in der Nähe war ja auch - oder ist immer noch - das Ferdinand-Weiß-Haus, wo man eben dort dann auch einfach Wäsche waschen konnte und auch duschen, also versorgt war ich von dem her eigentlich ziemlich gut. Da gab’s keine Probleme, mal abgesehen davon, dass wir jede Menge Kakerlaken in der Küche hatten und das Kochen nicht Spaß gemacht hat. Oder wenn man nachts auf die Toilette musste, dann hat man erst mal 20 Viecher rennen gesehen, - aber man konnte zumindest auf Toilette gehen. Ja, und dann gab’s noch das Kleiderlager, genau, für Kleidung, wo ich dann im Ferdinand-Weiß-Haus eben einen Kleiderschein bekommen hab und man dann da Kleidung holen konnte. Das war’s mit der Versorgung” (G5-1).

Zwar liegen in den Beschreibungen sehr klare, negative Bewertungen, die jedoch zugleich in eine Normalität eingebunden werden – *“jede Menge Kakerlaken”, “Kochen hat nicht Spaß gemacht”* -; zentral bleibt jedoch, dass die offiziellen Strukturen eine alltägliche Versorgung ermöglichen. Hierin liegt auch die zentrale Motivation zur Nutzung von Angeboten: in der Sicherung der Existenz durch Alltagsversorgung, aber auch durch den Zugang zu finanziellen Mitteln (Auszahlung der Sozialhilfe): *“Hab mir halt da den Tagessatz abgeholt” (G3-2), “Da musstest du in die Klara 100 gehen und dein Geld holen” (G5-2).*

Neben diesen beiden Zugängen spielt die Möglichkeit eines Aufenthaltsortes und Treffpunktes bei der Selektion von Angeboten eine zentrale Rolle.

“und sonst ist es immer Montag und Freitag der offene Treff, den die DROBS macht, (...), also Montag, Freitag, immer von 12 bis 2. Da freue ich mich eigentlich auch immer drauf.” (G2-2), “Da habe ich geschrieben: die Jugendberatung. Das war so ein Ort, wo ich gedacht hab’, ich bin ein bissle zuhause. Konnte ich mich auch wohl fühlen” (G5-2).

Auffällig ist, dass unter der Fragestellung nach ihren Orten in der Stadt Beratungsstellen eine sehr geringe Rolle spielen und als für die Frauen bedeutsame Orte nur selten erwähnt werden. Und selbst wenn dies der Fall ist, spielt neben der zentralen Funktion dieser Stellen - der Beratung - die Möglichkeit, diese Stellen im Sinne einer Alltagsbewältigung im ganz praktischen Sinne zu nutzen, eine große Rolle.

“Oder wenn sie Wäsche waschen wollen oder so, dann kannst du auch zu der DROBS, ne, und das find ich also schon eine gute Sache” (G1-2).

Im Zusammenhang damit, wie aufwendig die Organisation des Alltags ohne Wohnung ist, wird verständlich, dass die Frauen insbesondere die Angebote nutzen, die ihnen bei der Bewältigung ihrer Lebenssituation helfen.

Herstellung von Wohnersatz - Nutzung in eigener Funktionalisierung

Alltagsbewältigung heißt für Frauen ohne Wohnung schlicht, den Tag ohne Wohnräume, wie Küche, Bad, Schlaf – und Wohnzimmer zu organisieren. Neben der Nutzung des Hilfesystems geht ein großer Teil der Versorgung außerhalb dieses institutionalisierten Rahmens von statten. Im Folgenden geht es nun darum, wie die Frauen, die täglich darauf angewiesen sind, sich zeitweise auch an öffentlichen Orten aufzuhalten, sich dort einrichten, diese Räume immer wieder aufs Neue mit ihren persönlichen Ansprüchen gebrauchen und in eigenen Interessen nutzen. Ihre Ansprüche und Interessen sind andere als die offiziell intendierten Umgangsweisen mit und an den Orten. Alle interviewten Frauen wenden in unterschiedlichen Ausmaßen mit der ihnen eigenen Kreativität verschiedene Taktiken an, um sich in diesem Sinne Teile des städtischen Raum anzueignen.

Das definierende Merkmal davon, Platte zu machen, ist es, irgendwo einen Schlafplatz finden zu müssen. Das heißt in dieser extremen Lebenssituation, wenn nirgendwo anders unterzukommen ist, immer wieder draußen schlafen zu müssen. Von den Frauen werden vor allem Schlafplätze am Rand der Innenstadt genannt. Neben verschiedenen Stellen unter Brücken beim Dreisamufer, sind es bestimmte, gegen Witterungseinflüsse geschützte Stellen in Parkanlagen. Liegt der eigentliche Zweck und die planerische Intention von öffentlichen Parkanlagen darin, für die StadtbewohnerInnen und StadtbesucherInnen einen Ausgleich zum städtischen Treiben und ein Erholungsgebiet zu gewährleisten, zeigen die Schilderungen der Frauen dagegen, wie sie routiniert den Ort nachts als Gelegenheit zum Schlafen nutzen und sich eine Schlafstelle fabrizieren: *„wo ich auf der Straße war, wo ich damals übernachtet hab', das war ja auch hier im Park“* (G1-2). Ähnlich flüchtig in der Aneignungsweise – für eine Nacht bzw. für ein paar Stunden – ist beispielsweise das Übernachten in Autos oder in den überlebenswichtigen öffentlichen Toiletten *„und dann konnte ich es halt nimmer aushalten, und dann habe ich in der Toilette gepennt. Weil ich nicht gewusst habe, wo ich pennen soll“* (G7-1). Von den jüngeren Frauen wird auch die subkulturelle Disco Cräsh mit ihren langen Öffnungszeiten als günstige Schlafgelegenheit genannt: *„sonst kannst ins Cräsh bis zum Abliegen, aber jetzt machen sie auch schon blöd rum. Vorher konnte man ja da drin schlafen“* (G7-1).

Zumeist werden diese mit unauffälligen Handlungsweisen angeeigneten Orte in ihrer Notwendigkeit als Schlafstelle beschrieben und in ihrem Gebrauch darauf reduziert, überhaupt ein wenig schlafen zu können. Das ansonsten nebensächliche Detail beispielsweise einer Überdachung wird zu einem Kristallisationspunkt für den fabrizierten Gelegenheitsraum: *„und da war so ein Vordach - einfach nur so ein Seiteneingang, ein Vordach, ne Treppe, und da ging kein Licht an, wenn man da nach hinten ging. Und dann haben wir uns einfach da hingelegt“* (G8).

Die eigene Hygiene wird oft bei Freunden oder in den schon beschriebenen Einrichtungen wahrgenommen. So ist es neben einer Schlafstelle gerade der tägliche Aufenthalt – *„dann hast du dir halt die Zeit an irgendwelchen öffentlichen Plätzen vertrieben“* (G2-2) - für den Räume hergestellt werden müssen. Vor allem das ständige Bemühen, vor der Witterung geschützt zu sein, betont erneut die beispielhafte und zugleich besondere Stellung des Bahnhofes. Trotz der oft negativen Konnotation durch die stete Vertrei-

bung beruht die Zähigkeit, immer wieder zurück zu kommen, auch auf der Qualität des Bahnhofs, eine zentrale Versorgungseinrichtung unter einem öffentlich zugänglichen, schützenden Dach zu sein „und die Winterzeit waren wir halt mehr oder weniger wieder am Bahnhof, unten, und wollten uns aufwärmen usw.“ (G5-2). Gelegenheiten, einen Ersatz für einen Wohnraum zu etablieren, beschränken sich nicht auf den Bahnhof und werden genutzt, so wie sie sich ergeben:

„Früher, wo der Golfkrieg war, war ja die Uni mal besetzt von den Studenten hier, und da haben wir uns da drin eingerichtet so mit Couch, Teppich, Schaukelstuhl, mitten in der Halle, das war ganz lustig. Da konnte man richtig drin wohnen, sozusagen, konnte man auch mal essen“ (G3-2).

Das Taktische, das hervor tritt, liegt in jenem zuvor beschriebenen Kalkül, keinen eigenen Ort zur Verfügung zu haben und somit gänzlich von der günstigen Gelegenheit – abhängig zu sein.

„Und ansonsten bin ich wirklich ein Mensch, der sagt, raus und eben Feuer machen, weil ich eben auch eigentlich auf gesunde Ernährung achte, also ich habe keinen Bock, da ständig von Imbissstuben zu leben, ich koche mir dann lieber selber und dazu muss eben ein Platz sein, wo man Feuer machen kann. Ganz klar“ (G3-1).

Den Frauen ist es nicht möglich, irgendwo zu sein und von dort einen strategischen Handlungsplan zu entwerfen, der dann umgesetzt werden könnte. Vielmehr liegt ihr notwendig erworbenes Geschick und ihre Kunstfertigkeit in der Art und Weise, wie sie die Gelegenheiten ergreifen, wie sie von dem vor Ort Vorfindlichen Gebrauch machen und Aspekte von Wohnen, Privatheit, Schutz, Intimität und Heimlichkeit hineintragen.

„Also das waren für mich Orte, in Berlin jetzt, also die drei, speziell drei Klappen, wo ich mich jedes Mal, wenn ich drin war, wo ich dachte, so, so, jetzt kann ich mich mal kurz entspannen, so, egal, was für krasse Leute um mich da rum waren und wie die sagten, Oh, wie viele Bullen hast du schon umgelegt? - Ich habe schon drei Bullen getötet! Und dann eben so ne Frau, die irgendwie wird so getreten, weil sie irgendwie nicht trifft und total fertig ist, und ich denke trotzdem so: Kann ich mich mal für ein paar Sekunden Ruhe.“ (G1-1).

Aus den vorgegebenen Raumstrukturen, die ihren Interessen fremd bleiben, muss der eigene Nutzen und Vorteil immer wieder neu organisiert werden. Eingerichtet wird der Platz zum Schlafen, oder die Nische, um sich aufzuwärmen, immer an Orten, die dafür nicht vorgesehen sind.

Egal um welche Eigenschaft des Wohnens es sich handelt, ob Schlafen, Kochen oder geselliges Beisammen sein, liegt ein weiteres Merkmal der Gebrauchsweisen von Orten darin, Privatheit im Öffentlichen herzustellen. Es wird ein paradoxer Raum fabriziert, indem Aspekte, die mit Wohnen verbunden sind, an diesen Orten gelebt werden. Hengartner erwähnt dieses paradoxe Moment in seiner Untersuchung des Bahnhofs: “Die genannten Gruppen (i.e. verschiedene Randgruppen) mit ihren unverkennbaren Gruppenstilen nehmen den Bahnhofsraum oder besser: genau abgezielte Segmente des Bahnhofsraums explizit auch für die Etablierung einer gewissen Privatheit in Anspruch. Sie beziehen einen beträchtlichen Teil der Legitimation ihres Da-Seins und So-Seins aus der Öffentlichkeitsfunktion des Bahnhofs, d.h. sie nutzen den Schutz, den Anonymi-

tät und Unverbindlichkeit des Bahnhofs liefern, indem sie Nischen der Privatheit etablieren.“ (Hengartner 1999, 313f.). Weiter unter führt er aus: “zahlreiche Nischen, die von klar umrissenen Gruppen ‚besetzt‘ werden und als Lebensraum in Anspruch genommen werden, erlauben es all jenen, denen dies im täglichen Leben und durch seine Bedingungen teilweise oder ganz versagt bleibt, sich im Schutz, gleichsam im ‚Wind Schatten‘ der Bewegung und des Flusses im Bahnhof zu verweilen” (Hengartner 1999, 315). Trotz der leicht verklärenden Aura seiner Analyse, die einer idealisierten Auffassung von öffentlichen Räumen verhaftet bleibt, und somit die ständige Vertreibung unerwähnt lässt, wird in diesem Tun die Fabrikation einer prekären Aufenthaltsmöglichkeit erkennbar.

Wie die Gelegenheiten auch ergriffen und genutzt werden, es zeigt sich, dass der momentan erzielte Gewinn nicht als ein eigener Ort bewahrt werden kann. Die vorteilhafte Situation ist von den äußeren Umständen - auf welche die Frauen keinen Einfluss haben - abhängig. Ihr Umgang mit dieser Abhängigkeit besteht in einer Kombination von Strategien, die sich auf spezifische Weise ergänzen. Zum einen wird in den Interviews wiederholt ein Gefühl der Handlungsunfähigkeit und des Ausgeliefertseins beschrieben. Die Frauen artikulieren ein fatales Erklärungsmuster von Glück und Pech, das auf ein Jenseits der eigenen Möglichkeiten wie des eigenen Verschuldens verweist:

„Habe immer irgendwie Glück gehabt, und bin dann aber immer wieder zurück nach Berlin auch, und dort, bin dann halt da - also hin und her, - also bei Freunden oder auf Dachböden, da“ (G1-1), „aber wenn du einen Hund hast und der bellt und du hast Glück, also du kannst auch Pech haben, wirst rausgeschmissen, dann hast du halt Pech gehabt“ (G1-1), „Habe Glück gehabt und bin nicht erwischt worden“ (G2-2), „du musst halt Glück haben“ (G7-2).

Doch statt einer Beschreibung, wie sie sich passiv in ein waltendes Schicksal fügen, wird dieses Erklärungsmuster einer höheren Gewalt häufig ergänzt durch die Erwähnung einer durch sie geleisteten Implementation von Handlungen, welche die gegebenen Situation aufrechterhalten sollen. *„Titisee-Neustadt, da gibt es einen Campingplatz, für mich ganz alleine, da war Dusche da, war Toilette da, man musste es sich halt sauber halten. Die haben das halt offen gelassen, ich weiß auch nicht wieso, - ich war halt da“ (G5-2).* Der extremen Lebenssituation angepasst erweisen sich diese unscheinbaren, unauffälligen Handlungsstrategien sowohl als routiniert wie auch als höchst flexibel.

„Man hat uns von unten nicht gesehen, aber Spaziergänger haben uns bestimmt gesehen. Und dann in Au auch, da hat sich auch niemand beschwert, so, - okay, wir hatten das Zelt da immer wieder abgebaut, weil wir unterwegs waren auch, und dann auch mal ohne Zelt - ach ne, genau, auf dem Vauban-Gelände - und da haben wir teilweise auch die Bewohner gefragt, wenn wir wussten, nur zwei Tage oder so, ob das okay ist. Dann sind wir halt praktisch so hin- und hergewandert“ (G8),

„Wäsche waschen war so gut gar nicht, oder halt mal bei einem Kumpel grad die Klammotten ausgezogen, und die Waschmaschine gestopft, in den Trockner, und hinterher wieder angezogen. Und beim Kumpel mal geduscht oder so, oder bei der DROBS oder so, aber ansonsten da hast du dich echt von einem Tag auf den anderen durchschlagen müssen. (...) Da planst du nicht groß voraus“ (G1-2).

Ein solch implementiertes Handeln ist das Gehen selbst. Nicht das erzwungene „Ablaufen“ von Ämtern, Behörden, Arztpraxen etc., gemeint ist vielmehr ein Gehen, mit dem die Frauen in ihre Ersatz-Wohnumwelt Verbindungslinien legen und durch eine Regelmäßigkeit der Gänge die Schlafgelegenheit mit der Aufenthaltsmöglichkeit verknüpfen. „Für mich war es eigentlich nur das Ferdinand-Weiß-Haus eben, weil es zum einen grad in der Nähe war und da waren wir eigentlich jeden Vormittag“ (G5-2). Das Muster dieser Wege veranschaulicht die Selektion. Die Orte werden nach ihrer Erreichbarkeit – „in der Nähe“ – ausgewählt und durch alltägliche Routinisierung – „Und, ja, und der nächste Weg ist an und für sich dann immer nach dem Abschlucken immer Bahnhof“ (G1-2) – verfestigt.

Da andere Transportmittel ihnen meist nicht zur Verfügung stehen, ist eine Hauptaktivität der Frauen zu Fuß oft lange unterwegs zu sein; in diesem Kontext darf die Kreativität, sich das Gehen genüsslich zu gestalten, nicht vergessen werden. Gerade der Genuss geht in keiner Funktion auf und verweist auf ein eine Art zweckfreies Wohlbefinden.

„Aber ich finde es halt da oben (i.e. Schlossberg) entspannend. Es tut echt gut, so, wenn man von allem seine Ruhe haben möchte, und dann da oben spazieren läuft, so irgendwie, - das ist echt schön, - da oben“ (G7-1).

Der Gebrauch des Raumes beschränkt sich in den Schilderungen nicht nur auf das Flanieren und auf ein Gehen, das Verbindungslinien schafft, sondern er umfasst auch die strategische Meidung. Die Meidung von bestimmten Orten hängt mit deren jeweiligen Bedeutung und Nutzung zusammen. Es kann ein Rückzug davon sein, mit bestimmten Situationen, in denen die Frauen ihr Anderssein – z.B. als gesellschaftliche Ausgrenzung - erfahren, sich nicht mehr konfrontieren zu wollen. Sie erklären, es leid zu sein, Erfahrungen, die eine negative Positionierung wiederholen, und denen sie nichts entgegensetzen können, weiterhin ausgesetzt zu sein:

„So, dass der Mensch halt gerne hingeht, also so, dass sie wissen, sie sind willkommen. Also wenn du irgendwo das Gefühl hast, du bist nicht willkommen, dann gehste auch nimmer hin. Da sperrst du dich denn zu“ (G3-2).

Oft ist es aber nicht dieser z.T. ihre Lebenssituation verstärkende Regress, sondern die Meidung betrifft soziale Treffpunkte, deren Bedeutung und Nutzung mit einem gemeinschaftlichen Drogenkonsum einhergeht. Durch die Sogwirkung, die an diesen Orten herrscht, ist der Umgang nicht einfach:

„Ja, weil es mir auch ein bisschen unangenehm ist, weil, es ist schon schwierig, irgendwie da zu hocken - vorbei zu laufen und wirklich nicht zu kennen oder sonst was, - ich weiß nicht, wenn ich vorbei laufe: Hä, was ist das, fühlt die sich jetzt als was besseres, - oder so, weißt - so kommt's dann bei mir so, und deswegen gehe ich lieber aus dem Weg. Nur manchmal, wenn ich jetzt z. B. Lust habe, jemand zu sehen, dann hocke ich schon dazu“ (G7-1).

Gerade wenn Frauen davon berichten, sich in einer Phase zu befinden, in der sie ihre Drogenabhängigkeit überwinden wollen, gestaltet sich die Interaktion an einem Ort schwierig, an dem durch die Gruppe weiterhin Drogen konsumiert. Die Wirksamkeit dieser sozialen Treffpunkte wird bei den Versuchen einer Distanzierung deutlich, die vor allem durch Entscheidung von Drogen wegzukommen getragen ist. Strategien müs-

sen gefunden werden, um einen Umgang mit den Orten zu entwickeln. In diesem Fall bedingt die notwendige Distanzierung zur Gruppe die Meidung der betreffenden Orte.

„Ja, seitdem meide ich ihn überhaupt, also wenn es sein muss, komme ich hier mal vorbei, eben weil sich hier immer noch so einige Junkies rumtreiben, und so weit wie möglich, gehe ich dem hier aus dem Weg“ (G5-1),

„und da war ich jetzt eigentlich auch ein paar Monate dabei, weil, ich habe halt sonst auch nicht gewusst so genau, wo soll ich halt hin und so. Aber inzwischen ist es bei mir so, dass ich mich da grad auch abkapsle“ (G2-1).

Die Beschreibung des eigenen Raum-Zeit-Musters veranschaulicht, dass nicht nur bestimmte Plätze gemieden werden, sondern dadurch den dort herrschenden Beziehungskonstellationen und Situationen aus dem Weg gegangen wird. Die Meidung ist ein überlebensnotwendiger, gestalterischer Umgang mit dem Raum.

In der Herstellung und Veränderung des eigenen Raum-Zeit-Musters zeigt sich die Parallelität zur eigenen biographischen Entwicklung. Um die neue biographische Phase zu erklären, wird eine räumliche Metaphorik von Stillstand und zielgerichteter Bewegung angewandt, die mit den sozialen Konstellationen der alten Treffpunkte kontrastiert wird.

„Also, ja, mich ödet's halt an, ich komme halt einfach nicht klar mit dem Gerede und so. Weil, ich bin auf dem Weg, wo ich - ich nehme nichts außer Methadon und ich will dann auch groß nichts über - über Drogen und so hören. Weil, das zieht dann bloß wieder runter, es paßt halt nicht zu dem Weg, deswegen bin ich mich grad am Abkapseln“ (G2-1),

„Und so muss man sich halt denn bemühen, wenn man halt nix trinkt oder keine Drogen nimmt, dass irgendwie alles seinen Gang hat mit Wohnung, mit Arbeit oder mit dem Kind oder sonstiges, man muss halt immer gucken, dass es irgendwie seinen Weg geht, so dass die Gesellschaft einen auch anerkennt“ (G5-2).

Herstellung der dritten Haut - Herstellung von Schutzräumen

Für Menschen in Wohnraum sind Faktoren wie ‚Von vier Wänden umgeben sein‘, ‚die Tür hinter sich zumachen können‘ eine Selbstverständlichkeit. Das Bild des Wohnens als ‚dritter Haut‘ verdeutlicht dies: wie eine Haut umgibt uns eine Wohnung und schafft eine materielle Basis, um Schutz herzustellen und das Eindringen des Fremden ins Private zu verhindern. Sie bietet damit die Möglichkeit, die körperliche und psychische Integrität einer Person sicherzustellen. Das entscheidende Merkmal eines Lebens ohne eigene Wohnung ist die Schutzlosigkeit, das Fehlen jeglicher Rückzugsmöglichkeiten.

„Es ist kein Schutz, es ist - auf der Straße bist du hilflos ausgeliefert, es ist wirklich so. Du bist hilflos ausgeliefert“ (G3-1).

Das Gefühl, ohne eigene Wohnung über keinen sicheren Ort zu verfügen, wird besonders deutlich in der Aussage einer Frau über die Zeit, als sie im Obdachlosenheim lebte: als einzigen geschützten Raum nennt sie eine Anlaufstelle für wohnungslose Menschen:

„Ja, sicher gefühlt ist gut, in der Wohnung (i.e. einer Obdachlosenunterkunft) auf jeden Fall nicht unbedingt, weil es da oft genug eingetretene Türen gab und Theater und so... Was heisst sicher gefühlt. Eigentlich nur in der Wartburg (i.e. eine Anlaufstelle für Wohnungslose)“ (G5-2).

Vor diesem Hintergrund, dass ihnen der Schutz durch eigene vier Wände verwehrt ist, müssen wohnungslose Frauen kontinuierlich Schutz herstellen, ohne über einen sicheren Ort, eine verlässliche Rückzugsmöglichkeit verfügen zu können²⁸.

Organisiert wird dieser Schutz auf unterschiedliche Art und Weise. Je nachdem, wie sich die reale Situation darstellt - auf der Straße oder in einer Obdachlosenunterkunft zu leben oder Unterschlupf bei Bekannten gefunden zu haben - sehen auch die Strategien, wie jene ‚dritte Haut‘ hergestellt wird, verschieden aus.

Schutz des Körpers

Im Vordergrund - gerade was das Überleben auf der Straße anbetrifft - steht immer wieder, die ‚eigene Haut zu retten‘, d.h. Maßnahmen zu ergreifen, das körperliche Überleben und die körperliche Integrität so gut wie möglich zu sichern. Für Menschen mit einer Wohnung und einer funktionierenden Infrastruktur darin ist der Schutz vor Erfrierungserscheinungen, gegen Nässe und Kälte eine Selbstverständlichkeit, über die nicht nachgedacht werden muss. Für die Frauen, die auf der Straße leben, besteht dagegen eine existentielle Notwendigkeit darin, sich vor der Witterung zu schützen. Dies gilt insbesondere für die Frauen, die ohne jede Unterkunft auf der Straße leben.

„Ja, gut, dann (i.e. bei schlechtem Wetter) hast du dich halt da drunter gelegt oder wie gesagt, eben dann geguckt, dass ich bei jemand anders unterkomme für ne Nacht oder so, je nachdem halt. Und wenn halt gar nix war mit Übernachtung, dann hat man sich halt irgendwie so wo runter gelegt. Hauptsache im Trockenen“ (G1-2), „Das ist so ne Brücke und am Anfang halt, da ist so ein kleiner Torbogen drunter - schwer zu beschreiben, und da ist es halt ein bisschen windgeschützter und versteckter“ (G3-2), „Und, na ja, dann haben wir eben gezeltet“ (G8), „Ja, das war regensicher. Da konntest du dich vergnügen, das war echt optimal“ (G5-2).

In abgeschwächter Form gilt dies allerdings auch für Frauen, die beispielsweise in Notunterkünften leben, in denen sie sich tagsüber nicht aufhalten können, und die über eine genaue Kenntnis verfügen müssen, wann sie sich zu welcher Zeit an welchem Ort wettergeschützt aufhalten können.

Neben die Unerlässlichkeit, sich im ‚Kampf gegen die Elemente‘ zu behaupten, wird im Zusammenhang mit dem Schutz des Körpers immer wieder die Erfordernis genannt, sich vor Übergriffen und Gewalt durch andere Menschen zu schützen. Hier sind Frauen in besonderem Maße ungeschützt: sie erwähnen in den Interviews immer wieder die Gefährdung, Opfer von Belästigungen, Übergriffen und sexueller Gewalt zu werden:

²⁸ An dieser Stelle darf nicht vergessen werden auf die Situation der Frauen hinzuweisen, die erleben müssen, dass selbst die Existenz einer Wohnung nicht ausreichend Schutz bietet: Opfer häuslicher Gewalt müssen immer wieder die Erfahrung machen, dass gerade an dem Ort, der allgemein für Sicherheit und Schutz steht, sie Übergriffen auf ihre Person ausgesetzt sind. Nicht selten ist dies der Hintergrund für eine Flucht aus der Wohnung und damit eintretende Wohnungslosigkeit.

„Ja, man ist auch Freiwild, also heutzutage ganz extrem, dass Frauen, die auf der Straße sind, einfach so Lustobjekte darstellen, die sich ja sowieso nicht wehren können, weil geh mal hin als Frau auf der Straße und zeig ,ne Vergewaltigung an, das ist als Frau in geordneten Verhältnissen schon schwierig genug, da mit klarzukommen, jetzt als Frau auf der Straße bis du von vornweg schlechthin ,ne Nutte. Also ganz von schlechthin“ (G3-1),

„Also wenn ich wirklich die Tür zumache, oder wenn ich unterwegs bin, dass ich dann echt - also nicht von zwielichten Gestalten angesprochen werde oder so, das würde ich mir wünschen“ (G4).

Eine Strategie in dieser Situation ist es, sich mit Menschen, denen zugeschrieben wird, dass sie Schutz gewährleisten können, zu umgeben.

„Und die (i.e. männliche Bekannte der Mitbewohnerin) haben halt quasi die Herrschaft der Wohnung (i.e. Obdachlosenheim) an sich gerissen und mich auch schon bedroht und so pipapo. ... und dann bin ich halt so seit vier, fünf Monaten- bin ich quasi zu meinem Freund umgesiedelt so inoffiziell“ (G2-1), „... also ich hab einfach alleine Angst, wenn ich draußen schlafe, also ich habe das halt dann - ich war halt immer mit jemand anders unterwegs so“ (G8), „Wir waren halt früher - wir Frauen waren immer zusammen, wir waren // wenn jemand, weil ich halt die Stärkere war, ich konnte mich halt mal wehren, da kamen sie immer zu mir, wenn sie belästigt wurden, hilf mir, hilf mir“ (G3-2).

Für andere Frauen übernimmt diese Funktion eindeutig ihr Hund:

„Ja, ja, ich habe ja immer meine Hunde um mich herum gehabt. Wenn die gebellt haben, bin ich schon aufgewacht“ (G5-2), „So viele obdachlose Frauen kenne ich z.B. nicht. Aber die, die ich kenne, die hatten einen Hund, oder mindestens einen- und - ja, also wegen Sicherheit“ (G8).

Vereinzelt werden von Frauen auch Waffen, als Möglichkeit bzw. Notwendigkeit sich zu schützen, genannt.

„Wie gesagt, ich hab immer ne Gaspistole dabei gehabt, zum Schutz.... Das ist klar, also immer mit einem Auge wach, - bist du immer wach gelegen irgendwie, also nie richtig fest geschlafen, nö“ (G1-2).

Schutz des inneren Raums, der Psyche

Neben der Notwendigkeit, die rein körperliche Unversehrtheit zu sichern, nennen die Frauen immer wieder die Notwendigkeit, auch ihr psychisches Überleben zu sichern: Hier spielen Begriffe wie Alleinsein und Rückzug eine große Rolle. *„Ich brauch manchmal einfach nur einen Raum, wo ich einfach echt die Tür zumachen kann und leck mich am Arsch, weisst du, echt so, ganz für mich allein bin, weisst du, so.“ (G1-2).* Rückzug wird zwar einerseits klar als Notwendigkeit, allerdings sehr regelmäßig im Zusammenhang mit der Unmöglichkeit, Rückzugsmöglichkeiten herzustellen, erwähnt: *„Das gab´s nicht auf der Straße, auf der Straße gibt´s das nicht.“ (G5-2)*

Spaziergänge werden oft als einzige Möglichkeit für Ruhe, Rückzug und Alleinsein genannt, wenn keine eigene Wohnung vorhanden ist:

„Und ab und zu bin ich mal an die Dreisam runtergegangen, weil ich meine Ruhe haben wollte, wenn es gar nicht mehr ging, weil dort eben, in der Wohnung - also in dem Obdachlosenheim, in der WG, da hast du einfach nie deine Ruhe gehabt“ (G5-1).

In dieser Situation wird für viele der Frauen der Aufenthalt in den Menschenmengen der Stadt zu einer starken Belastung; einige versuchen dieser Situation immer wieder zu entfliehen:

„Ich hasse Menschenansammlungen und Freiburg ist grade im Sommer wahnsinnig voll von Menschen. Also ich kann mich kaum bewegen in der Stadt, von daher - ich bin halt ein Mensch, den es wirklich nicht in ne Stadt zieht, jetzt Freiburg oder irgend ne andere Stadt, - es zieht mich nie in die Stadtmitte, außer eben um meinen Lebensunterhalt zu verdienen“ (G3-1).

Eine extreme Konsequenz des Fehlens jeglichen Rückzugsraums wird quer durch die Interviews deutlich: in Situationen, in denen es unmöglich ist, einen äußeren Rahmen zu finden, in dem der Schutz der Psyche, Phasen der seelischen Erholung möglich sind, bleibt nur noch die Möglichkeit, diese ‚Ruhe‘ in sich selber, unabhängig von äußeren räumlichen Bedingungen zu schaffen - durch Drogen und Alkohol.

„Und wenn du eine gute Shore drin hast, dann bist du dann auch ruhiger. ... Dann hast du wirklich Ruhe. Dann ist wirklich Ruhe und Frieden in dir drin“ (G1-1), „Ja, dann hast du Ruhe, dann brauchst du keinen Raum mehr, weißt du. ... wo du nix mitkriegst von der Aussenwelt, so, weisst du, wo du nur für dich bist irgendwie, wenn du in dich zusammensackst, ist egal, aber du hast für dich deine Ruhe. Das ist schon so, Da hast du halt keinen Raum, da ist es halt das Gift, wo dir die Ruhe gibt.“ (G1-2),

„...kannst nirgends alleine sein, hast nirgends deine Ruhe. Und grad jetzt bei dir so am Bahnhof, da hast du auch nur Besoffene um dich rum gehabt (G5-1), „Ja, ja, und irgendwann greifst du dann selbst zur Flasche... weil du es gar nicht ertragen kannst. Du kannst es nicht ertragen - das ist ein Ding der Unmöglichkeit“ (G5-2).

Das Bild der ‚Unmöglichkeit‘ zieht sich wie ein roter Faden durch das Bemühen der Frauen um Schutz: im Grunde sehen sie deutlich, dass die entscheidende Voraussetzung für Schutz ein stabiler, verlässlicher Ort, der mit Eigenschaften wie Vertrauen und Sich-Wohlfühlen verbunden wird, unabdingbar ist. Für einige Frauen sind durchaus auch alternativ gestaltete Wohnräume wie Wagenburgen solche Orte, für die meisten bedeutet es jedoch in der Konsequenz, dass ohne die reale Rückzugs- und Schutzmöglichkeit eigener vier Wände alles nur ein Ersatz ist und sie das Ziel, Schutz herzustellen, ohne eine eigene Wohnung niemals in ausreichendem Umfang erreichen können:

„Es gibt für mich keinen Ersatz für ne Wohnung. Ne Wohnung ist einfach unersetzlich“ (G2-2), „Du musst keinen reinlassen, wenn du nicht willst, es kommen nur Leute rein, die du reinlassen willst. Also, eine Wohnung ist das einzige - es gibt sonst nix“ (G5-1), „Ach Gott, das ist halt ein Problem, ich meine, ich kann mich irgendwo an öffentlichen Orten irgendwo zurückziehen, aber eben ein Zimmer habe ich halt nicht. Das fehlt mir schon“ (G7-2).

Um mit dieser Diskrepanz leben zu können, entwickeln die Frauen neben den schon genannten Startegien eine umfassende Taktik, um im schutzlosen Raum Schutzraum im Sinne eines ‚atmosphärischen Sicherheitsraumes‘ herzustellen. Sie berufen sich auf ‚mystische Kräfte‘ im Umgang mit ihrer Schutzlosigkeit und der Hilflosigkeit, Schutz

zu organisieren. Sehr häufig wird das Überleben schwieriger Situationen durch ‚Glück‘ erklärt, immer wieder tauchen in den Interviews Begriffe wie die ‚Schutzengel‘ auf. *„Gut, ich müsst echt lügen, um irgendein Horrorerlebnis jetzt da - müsst ich echt lügen. Ja, besser so, klar, vielleicht hab ich auch einen Schutzengel gehabt, mag schon sein“* (G1-2).

Das Einbeziehen ‚höherer Mächte‘ ist hier aber nicht ausschließlich als ein fatalistisches Erklärungsmuster des eigenen Überlebens zu verstehen – vielmehr ist es auch als aktive Strategie der Frauen zu sehen, um in einer ausweglosen Situation das psychische Überleben zu sichern. Eine Frau beschreibt diese Strategie sehr schön: sie schafft es, sich trotz widriger Umstände eine Atmosphäre zu schaffen, in der sie ein Gefühl von Sicherheit entwickeln kann:

„Da gab’s so ne Stelle, wo dann nachts immer so einer, so - der hat immer, wie nennt man die, die arabischen Dings, die islamischen Leute, die auf den Türmen sind und beten? (Interviewerin: Muezzin.) Muezzin, genau, das war so ein Muezzin. Der hat da irgendwo von so einem Mietshaus aus sein Gebet gesprochen, und das hat mich wie so ein Wiegenlied -. und da hatte ich überhaupt keine Angst. Um mich herum Ratten und Spinnen und ... , das war mit scheißegal, das war so, das war echt märchenmäßig. Also da habe ich mich so sicher gefühlt“ (G1-1).

Deutlich wird bei allen Frauen, wie umfassend ihr Leben davon geprägt ist, Schutzräume herzustellen: ihre gesamte Alltagsorganisation richtet sich auf das Ziel von Schutz und Sicherheit aus. Nimmt doch schon allein die Notwendigkeit, sich vor der Witterung zu schützen, viel Raum und Zeit ein, so tritt dies in den Erzählungen der Frauen doch in den Hintergrund gegenüber den Anstrengungen, die sie unternehmen, um Schutz vor Übergriffen und insbesondere auch Ruheräume herzustellen, um das psychische Überleben zu sichern. Viele Handlungen der Frauen sind durch diese Notwendigkeiten vorgegeben und die Kraft, die sie investieren müssen, um sich geschützte, ruhige Orte zu schaffen, ist immens.

Unsichtbarkeit/Sichtbarkeit

Die Lebensweise der Frauen muss immer am Rand der Vertreibung organisiert werden und dementsprechend sind die Gelegenheiten, die sie ergreifen, unsicher, unbeständig und damit selbst flüchtig. Ihr Aufenthalt an den erwähnten Orten, der oft nicht den dort üblichen Gebrauchsregeln entspricht, läuft im günstigen Fall auf ein Geduldetsein hinaus. Diese Situation verweist darauf, wie mit Wissen – z.B. von Orten und Zeiten, wo, wann und wie sich dort verhalten – taktisch umgegangen wird. So liegt ein geschickter Umgang, um die Gelegenheit für den eigenen Gebrauch zu bewahren, auch darin, den Ort geheim zu halten.: *„also das sind die Orte, die ich nicht so bekannt geben will“* (G8). Durch den strategischen Umgang bekommt die Allgemeinheit bzw. Polizei, Sicherheitspersonal, mögliche BesitzerInnen etc. die Anwesenheit gar nicht mit. *„...konnten wir da tagelang stehen hinter Bäumen versteckt, aber schon auf ner Wiese irgendwie. Man hat uns von unten nicht gesehen“* (G8), *„Schon ein bisschen versteckt so“* (G1-2). Dieser Umgang mit Kenntnissen und Wissen um Orte gilt auch innerhalb der Szene, da die Gelegenheit leicht zu zerstören ist. Der inoffizielle Gebrauch des Raumes ist heikel und prekär:

„Da haste einen schönen Platz gefunden mit ein paar Leuten, wo es richtig toll ist, - am Anfang bist du nur zu zweit, zu dritt, da kannst du schön Platte machen, da haste deine Ruhe. Dann kommen immer mehr Leute, immer mehr Leute, das spricht sich rum, und je mehr Leute kommen, desto mehr Krach gibt's halt auch. Und dann gibt's halt Randalen und dann wirst du wieder verjagt“ (G5-1).

Die Unsichtbarkeit der eigenen Person ist zudem eine konkrete und notwendige Schutzfunktion. Besonders wenn die Frauen allein unterwegs und auf Platte sind: *„Da hab ich mich da in ein kleines Eck verkrochen halt“ (G1-2).*

In den Interviews wird noch die Herstellung einer weiteren Art taktischer Unsichtbarkeit in öffentlichen Räumen deutlich. In Äußerungen wie z.B.: *„ich weiß nicht, ich glaub nicht, ich seh total abgesifft aus oder irgend was...“ (G1-1)*, die auf die eigene äußere Erscheinung bezug nehmen, wird die Taktik der Unsichtbarkeit innerhalb der Menge angedeutet:

„Die Frauen auf der Straße, es werden immer mehr, immer dringlicher. Der Staat kann sich nicht mehr hinsetzen und die Augen zumachen und sagen: Es gibt keine obdachlosen Frauen, die sind ja gar nicht, wo sind die denn? Klar, die Frauen, die setzen sich nicht - so raus, also gerade Frauen die jetzt neu in die Obdachlosigkeit reinkommen, die haben Scheu, die sind Angst, die verstecken sich irgendwo unter irgendwelchen ... die zeigen sich nicht so in der Öffentlichkeit, die hängen nicht da rum und sagen: ich bin obdachlos, helf mir eben“ (G3-1).

Im öffentlichen Raum als normale Bürgerin erkennbar zu sein und als solche aus dem Blickfeld der anderen ‚NormalbürgerInnen‘ zu verschwinden. Das heißt, dass wohnungslose Frauen dem Raum eine andere Bedeutung geben, sie scheinbar als konsumierende Bürgerinnen darin verweilen, und dabei in dieser Maske versuchen, ihre eigenen Anliegen von Überleben zu regeln. Sue Ruddick wählt für diese taktische Herstellung von Unsichtbarkeit, die sie bei Wohnungslosen in Los Angeles beobachtet, den Begriff der Perücke: *“These tactics express the negotiation of the assigned meaning of space for purposes other than those intended. These strategies can be seen as a perruque applied to the sphere of reproduction rather than production.” (Ruddick 1996, 57)*

Auch Biels Reportage nimmt das Motiv des unsichtbaren ‚Wohnens‘ in der Maske städtischer Geschäftigkeit auf. Sie berichtet über Majorie Bard, die selbst ehemals wohnungslos war und inzwischen zu dem Thema versteckter Armut wohnungsloser Frauen in den glitzernden Metropolen von Kalifornien promoviert hat. Die alltäglichen Überlebensstrategien der von ihr untersuchten ‚Schattenfrauen‘, ähneln trotz der völlig anderen Regionen US-amerikanischer Großstädte denen der vorliegenden Interviews. Die Frauen verstecken sich dort ebenso die Nächte über in Autos, verbringen sie in 24-Stunden-Zufluchtsorten oder Busterminals. Tagsüber halten sie sich auch in diesen Riesenstädten in Einkaufszentren, Bibliotheken oder anderen öffentlichen Bereichen auf. Die Sichtweise der Untersuchung ist nicht verengt auf ein gesellschaftliches Schattendasein, vielmehr wird eine dazu quer verlaufende Bedeutungsebene durch die Bezeichnung als Schattenfrau in dieser sonnig strahlenden Gegend thematisiert. Gegenständlich wird das Paradox ihrer Existenz, da ihr Leben im Schatten – als verdecktes Dasein - als bewusste und aktiv geleistete Inszenierung von Unsichtbarkeit und somit als taktische Überlebensstrategie aufgezeigt. *“Sie sind gepflegt, geschmackvoll gekleidet und nett fri-*

siert, und sie scheinen heiter zu sein. Sie sehen wie ganz ‚normale‘ Kundinnen aus und benehmen sich auch so, sind aber allein stehende obdachlose Frauen – hauptsächlich über vierzig und überraschend gut ausgebildet -, die in guter Gesellschaft nicht auffallen würden.“ (Brad zitiert nach Biel 1996, 115). Ebenso wie für wohnungslose Frauen in US-amerikanischen Großstädten liegt für einen großen Teil der in der Studie interviewten Frauen ein bedeutender strategischer Zug darin, unsichtbar zu bleiben. Durch das eigene Verschwinden in der anonymen Menge entgehen sie nicht nur einer sozialen Abwertung, sondern es gelingt ihnen auch unbeobachtet die eigene Versorgung zu sichern.

Bisher wurde dargestellt, wie die Frauen sich ihnen bietende Gelegenheiten ergreifen. Nach der Unauffälligkeit des Verhaltens soll das Gegenteil thematisiert werden: die sichtbare Präsenz Wohnungsloser in der Stadt. Lag der Blick zumeist auf einer einzelnen Akteurin bzw. einer unauffälligen und verschwindend kleinen Gruppe, so soll in Bezug auf die Sichtbarkeit die Wirkung der Gruppe beachtet werden. Gerade an ‚stadtbekanntem‘ Orten wie hierfür beispielhaft der Bahnhof oder das ‚Denkmal‘ beschrieben wurden, ist die Präsenz der Gruppe wirksam. Die Tragweite einer solchen Präsenz ergibt sich dabei aus ihrem Kontext mit der Vertreibung bzw. der Duldung. Diese Aspekte verweisen auf Konflikte, die an diesen Orten zu Tage treten. Innerhalb der Prozesse von Vertreibung und Duldung werden Kämpfe um Bedeutung und Funktion von Orten ausgefochten (vgl. Knopp 1995). Erst durch die Duldung - die eine gewisse Beständigkeit impliziert - werden manche Plätze zu jenen *„ja bekannten“* – sogar zu stadtbekanntem - Treffpunkten, ohne dass dies von definitionsmächtigeren Gruppen intendiert war. Die allgemeine Bekanntheit dieser Orte verweist zumindest auf eine Teilhabe an der Bedeutungsgenerierung, die mit auf dieser Präsenz beruht. Gleichzeitig wird der eigene Gebrauch der prekären Gelegenheit durch eine ständige Wiederkehr bzw. durch die Duldung stabilisiert. *„Jungs und Mädels halt, es ist halt ein guter Treffpunkt, wo die Straßenleute wohnen, die in die Stadt kommen, da läuft ja jeder hier rum, so“* (G7-1).

Immer wieder werden öffentliche und halböffentliche Räume durch die dauerhaft hergestellte sichtbare Präsenz zu einer „Heterotopie“ (Foucault 1991, s. Kap. 5.2), zu einer Art unmöglichem Nebeneinander von Fragmenten verschiedener Welten. Es ist das paradoxe Nebeneinander von Durchgangsverkehr und einem gleichzeitigen Bemühen um eine Dauernutzung, wie Hengartner es für die transitorische Öffentlichkeit des Bahnhofsgebäudes beschreibt: „Der Bahnhof verfügt insgesamt über eine klare Binnenstruktur, ist deutlich räumlich segmentiert. Er teilt sich in eine Vielzahl, unsichtbarer, aber von deren Nutzergruppen okkupierten Räumen auf, die sich zu einer eigentlichen Sozialtopographie zusammensetzen lassen.“ (Hengartner 1999, 313). Im Nebeneinander werden einer homogen erscheinenden Masse von Passanten und der Randgruppen verschiedene Platzierungen (Foucault 1991) zusammengelegt, die in ihren Beziehungen nicht gänzlich aufeinander zurückzuführen, nicht miteinander zu vereinen sind.

Weerenbeck beschreibt die Funktion des Punks, den dieser für die Gesellschaft innehat. Der Punk hält der Gesellschaft einen Spiegel vor (Weerenbeck 1989, 30). Dies kann für eine Szene, die sichtbar anders ist, ausgeweitet werden und auf das raumtheoretische Konzept der Heterotopie angewandt werden. Es wird deutlich, wie der konkrete Raum das notwendige Mittel ist, dass die Spiegelhaftigkeit, die auf Präsenz und Sichtbarkeit aufbaut, funktionieren kann. Für ein Passantenpublikum beruht die stattfindende Inter-

aktion dieser flüchtigen Begegnung auf der durch sie oft abwertenden Zuschreibung einer Auffälligkeit. Die abwehrende Geste offenbart, dass die Spiegelfunktion nicht auf der moderaten, naturgetreuen Wiedergabe liegt, sondern gleich einem Zerrspiegel funktioniert. Während Weerenbeck den verzerrenden Gestus und die Mittel des Anstoßes in der Übertreibung, Deformation und Karrikatur betont, muss hier der Blick auf das gesellschaftlich Ausgeschlossene bzw. Auszuschließende, das hier konkret vor Augen tritt, gerichtet werden. Gespiegelt wird die eigene Teilhabe an Ausschlusspraktiken – wie die Angst vor einer nicht möglichen Kontrolle.

Für den Zusammenhang von Stadt, Marginalisierungsprozessen und deren räumliche Komponenten darf diese Interaktion nicht auf die Spiegelfunktion reduziert werden. Für eine Analyse muss der Ort selbst, dem in andauernden und konfliktreichen Begegnungen auch veränderte und mehrfache Bedeutungen und Gebrauchsregeln abgerungen werden, mit einbezogen werden.

Bedeutungsgenerierung an den Rändern und Nischen

Bisher wurde das taktische Vorgehen der Frauen im Hinblick auf die Herstellung von Räumen aus den Interviews heraus gearbeitet. Der Schwerpunkt lag darauf, auf welche Art und Weise die Frauen Gelegenheiten ergreifen und wie sie nach ihren eigenen Bedarf von Orten Gebrauch machen. In einem letzten Schritt wendet sich der Blick im Kontext dieser taktischen Aneignungsstrategien auf die Erzählweisen in den Interviews. In den Mittelpunkt rückt damit die Art und Weise, wie die Frauen die Orte und Wege, ihre Geographien, beschreiben. Schon an anderer Stelle haben wir Wert darauf gelegt, die jeweiligen subjektiven Raumrepräsentationen als einen gestalterischen Prozess und somit selbst als Aneignungsstrategie von Räumen zu sehen (s. Kap. 5.1). Die narrative Handlung ihres Erzählens ist ein Teilprozess des sich Einrichtens in den räumlichen Gegebenheiten.

Raumausschnitte stellen Gegenstände der alltagspraktischen Erfahrung dar. Als solche werden sie in jenem individuellen kartographischen Prozess identifiziert, klassifiziert und als kognitives und emotionales Konstrukt handhabbar. Dieses ‚Handhabbare‘ äußert sich nach Weichhart gerade darin, dass solche Raumausschnitte benannt werden und somit auch zu Gegenständen intersubjektiver Kommunikation werden können (Weichhart 1990, 20f.). Das taktische Vorgehen, wie es in den narrativen Handlungen der wohnungslosen Frauen zum Ausdruck kommt, liegt insbesondere darin, dass sie die zuvor erläuterten Elemente ihrer Gelegenheitsstruktur von Nischen, Rändern und Ecken entgegen dominanten oder offiziellen Gebrauchsregeln beschreiben. Die Erzählungen lassen zum einen den Umgang mit dem Raum deutlich werden und zum anderen bilden sie selbst einen Umgang mit dem Raum. In dem narrativen Raum der Interviewsituation stellen sie einen Wohnersatz her: *„Ja, sicher, wie so ein Himmelszelt, Sterne und so, klar. Ich hatte da keine Zimmer oder irgend was, ich habe meinen Schlafsack gehabt, und das war's“* (G1-2). Diese Lebenssituation, sich auch nur innerhalb einer unverlässlichen Gelegenheitsstruktur ein Durchkommen zu sichern, stellt die Bedeutung der narrativen Herstellung von Räumen heraus.

„Ja, auf der Scene halt (...) gut, also wenn ich auf der Straße war, dann habe ich mich den ganzen Tag am Bahnhof aufgehalten, dann war halt das meine Nachbarschaft oder

meine - irgendwie, - weil, du hast ja nicht mehr gehabt, wenn du keine Wohnung gehabt hast” (G1-2).

Dies gilt besonders für die nicht vorhandenen Rückzugsmöglichkeiten:

„Dann war ich bei der Dreisam, manchmal auch beim Flückinger See, da haben sie so einen großen Spielplatz gebaut, wie ein Häusle sieht das aus. Das sind so Röhren, wo man durchrutschen kann, und ganz oben bin ich dann mit den Hunden gewesen über Nacht. Meine Ruhe gehabt” (G5-2).

Tagsüber wird der Ort in seiner intendierten Absicht als Spielplatz genutzt. Die interviewte Frau erläutert aber nicht nur, dass der Ort nachts einfach zu ihrem Schlafplatz wird, sondern vielmehr beschreibt sie – mit dem Spielplatz spielend – wie das vorhandene Inventar, ein Röhrensystem, eine günstige Gelegenheit ist, in ihm ihr höher gelegenes „Häusle” zu sehen, in dem sie sich - der Erzählung nach pragmatisch vorgehend - wie auf einer Burg von ihren Hunden umgebend sicher fühlend die Nacht verbringen kann.

Die narrative Geographie, die einen schützenden, vertrauten Raum entwirft, wird zu einem möglichem Zentrum des Alltags. Als Orientierungspunkt werden von ihm aus die täglichen Gänge organisiert und kann fast ein routinierter Alltag beschrieben werden.

„Also ich bin - beim Pennen bin ich immer eigene Wege gegangen, ich habe drei Hunde neben mir gehabt, und da habe ich meine Ruhe gehabt(...), und dann ist das wie ein Häusle, und da war das irgendwie mein Schutz. Da bin ich mit den Hunden hoch gegangen, und dann habe ich da oben gepooft. Und wenn ich dann wach geworden bin, sind wir wieder Richtung Stadt reingelaufen” (G5-2),

„Hier ist ein wunderschöner Platz, um Platte zu machen. Hier liegt ne Matratze. Also wir hatten damals irgendwelche Decken und einmal hat uns sogar einer noch ne Decke geschenkt. Da sind zwar ständig Radfahrer vorbeigekommen, aber hier haben wir drei Nächte lang geschlafen. Es war total schön und das Wasser rauschte. Die Bullen sind einmal nachts gekommen, haben unsere Ausweise sehen wollen, wir haben gesagt, wir sind auf Hochzeitsreise. Dann haben sie sich entschuldigt und haben uns hier liegen lassen. Und da war ich echt glücklich, da dachte ich, so, das ist schön. Und tagsüber haben wir unsere Sachen da oben dann versteckt und in den Büschen, ist auch nix weggekommen, und haben dann so unsere Gänge gemacht. Und dann abends wieder hierher gekommen” (G1-1).

Diese räumlichen Repräsentationen zeigen wie der physische Raum mittels ihrer spontanen Benennungen eine Projektionsfläche für die Frauen sein kann. In den narrativen Räumen kommen sie selbst zum Ausdruck. „Einige Raumstellen und Raumattribute sind nicht nur Symbole sozialer Beziehungen und sozialer Werte, sondern auch als Symbole des selbst wirksam, sind gleichermaßen Medium und Gegenstand der Ich-Darstellung” (Weichhart 1990, 41). Diese wirksame Symbolisierung benötigt aber gerade in einer unverlässlichen Umwelt die sprachliche Benennung. Für die Lebenssituation der Frauen ist das Entscheidende, dass sie sich ihr Privates, Heimliches, zu Schützendes in den vorgegebenen Strukturen einer Öffentlichkeit einrichten. Sie ergreifen Gelegenheiten in den Nischen und Rändern von Orten, die von anderen Personen und Gruppen dominant angeeignet bzw. durch andere Interessen machtvoll gestaltet sind. Obwohl in der realen Situation entscheidende Aspekte wie beispielsweise die Kontrolle über den

Raum kaum gewährleistet sind, werden in den Berichten auf einer sprachlichen Ebene Momente einer Identifizierung und Verbundenheit mit dem Raum deutlich, die auf die Dauer der Gelegenheit – *„aber hier haben wir drei Nächte lang geschlafen“* (G1-1) – beschränkt sind. Diese räumliche Aneignung ist für andere oft unsichtbar, nebensächlich, unscheinbar. Oft erst durch die Verbalisierungen der Frauen treten ihre Räume als durch sie gestaltete zu Tage.

Diese Plätze und Gebiete können – als gleichzeitig prekär und dennoch relativ stabil – als konkrete Folie einer möglichen räumlichen Identifikation erlebt werden. Dies kann durch das Leben mit einer sozialen Gruppe an bestimmten Orten wie dem Bahnhof: *„Bahnhof ist für mich auch immer noch Zentrum“* (G1-2), in Institutionen wie dem Cräsh oder der KTS, oder durch die Besetzung von Häuser oder der Wagenburg erlebt werden, oder die Erfahrung, dass Lebensräume zu einem bestimmenden Merkmal der Selbstdefinition werden, kann sich auf die einzelne Person beschränken:

„Weil ich halt ein Waldschrat bin. Für mich sind alle angenehmen Orte, die außerhalb von der Stadt liegen und unangenehm ist mir Stadt sowieso, weil sie einfach total überfüllt ist und man als Außenseiter der Gesellschaft keine Toleranz findet in der Stadt“ (G3-1).

Die narrativen Strukturen lassen erkennen, dass die Erzählungen nicht bloß Ergänzung zu ihrem konkreten Tun sind, sondern sie produzieren Handlungsgeographien. *“Sie sind nicht nur eine Ergänzung der Ausdrucksweise der Fußgänger und der Rhetorik des Gehens. Sie beschränken sich nicht darauf, diese in den Bereich der Sprache zu versetzen und zu übertragen. Sie lenken tatsächlich die Schritte. Sie machen eine Reise, bevor oder während die Füße sie nachvollziehen.“* (de Certeau 1988, 216)

Dieser beschreibenden Art einer Lenkung von (Handlungs-)Schritten fällt ohne die vorhandene Möglichkeit einer räumlichen Konstanz, Stabilität und Verlässlichkeit nochmals ein ganz anderes Gewicht zu, wie dies für gesicherte Alltagsgeographien gelten mag.

Das Anliegen war, alle erwähnten Orte als Punkte einer höchst wirksamen raumzeitlichen subjektiven Konfiguration einzuführen. Als solche sind sie für dort stattfindende Interaktionen die Bezugsrahmen, an die machtvolle Regelwerke gebunden sind. Konkrete Orte sind oft uneindeutig und gewähren im täglichen Gebrauch jene mikrobenhaften Freiräume, die wir versucht haben, durch das Herausarbeiten taktischer Aneignungsstrategien ein wenig sichtbar zu machen. Die Frage muß grundsätzlich lauten, was diese oft widersprüchlichen und paradoxen Konfigurationen für die Alltagsbewältigung der Frauen bedeuten, was ihre täglichen Routen in diesen komplexen Mustern erschwert, wo Hindernisse sich aufbauen, nach denen sie sich orientieren müssen, bzw. an welchen Stellen Erleichterung auftaucht und Möglichkeiten sich auftun.

5.4 Gruppenspezifische Raumwahrnehmung, Aneignungsstrategien und Wohntaktiken

5.4.1 Alternativorientierte (Wagenburg, Hardcore-Punk; Gruppe 3)

Die Gruppe, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Die Gruppe bestand aus zwei Frauen. Geplant war eine Stadtdiskussion zu dritt, aber die Treffen wurden schließlich zu zweit durchgeführt, nachdem drei vorherige Anläufe für ein erstes gemeinsames Treffen gescheitert waren. Sprecherin 1 – die die beiden anderen Frauen angesprochen hatte – lebt seit vielen Jahren auf der Straße, die letzten fünf Jahren in einem Bauwagen auf wechselnden Standplätzen. Sie ist schwanger und wird in der nächsten Zeit in eine Wohnung ziehen. Sprecherin 2 ist mehrere Jahre jünger. Sie lebte mehrere Jahre lang offen wohnungslos und zählt sich damals wie heute der Punk-Szene (Hardcore-Punk) zu. Seitdem sie ein Kind hat, lebt sie in zwei Welten: Mit dem Kind in einer Wohnung; wenn sie ohne Kind ist, sucht sie die alte Szene auf.

Beide haben in ihren Darstellungen gemeinsam, negative Erfahrungen zu relativieren („*nicht so optimal*“). Darüber hinaus stellt Sprecherin 1 die kollektive Identifikation in den Vordergrund: sie spricht als Obdachlose und für Obdachlose; erst im Verlauf der Vorbereitungen taucht eine Selbstdarstellung in der Form „*Ich bin*“ auf. Sie analysiert Versorgungsdefizite und entwickelt Forderungen („*die Stadt müsste...*“) für Obdachlose. Sie vermittelt, erklärt, begründet. Sprecherin 2 spricht ebenfalls von den kollektiven Erfahrungen der Punk-Szene, aber diese sind anders. Sie grenzt sich gegen Sprecherin 1 ab und relativiert mit kritischen Einwüfen deren positive Darstellungen (Beispiel: Sprecherin 1 führt ein Zeitungsprojekt als positives Beispiel der Aktivitäten von Obdachlosen an; Sprecherin 2 wirft ein, das sei wohl „*ein Schuss in den Ofen*“ gewesen). Sprecherin 2 betont die negativen Aspekte der Wohnungslosenszene wie Kaputttheit, Gewalt, Sterben und den „*Rückzug jeder für sich*“ – Sprecherin 1 hatte die positiven Gemeinsamkeiten in den Vordergrund gestellt; Sprecherin 2 erzählt von ihrem Saufen und Kiffen als provokative Alltagsnormalität, während Sprecherin 1 Drogen eher als untypische Folgeerscheinung staatlicher Repression erklärt. Sprecherin 2 erwähnt explizit, dass sie zu einer „*heftigeren Gruppe*“ gehörte – und entsprechend „*ganz andere*“ Erfahrungen gemacht hat. Sprecherin 1 bettet alle diese Einwüfe in eine unterstellte Gemeinsamkeit ein. Beide äußern sich im Wesentlichen nacheinander, wobei Sprecherin 1 immer wieder mit langen Passagen dominiert und Sprecherin 2 sich eher zurückhält. So entstehen auch zwei unterschiedliche kognitive Karten und bei der Stadtbegehung kommentieren beide Sprecherinnen jeweils „*ihre*“ Orte – auch dort, wo diese Orte beiden bekannt sind.

Sprecherin 1: Die Raumwahrnehmung - Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraumes

Die Struktur des Gesamtraumes gliedert sich in drei thematische Zonen: (1) in die Stadt, prototypisch die Innenstadt, (2) in einen Bereich der „*abgelegenen Orte*“ wie Grillplätze, Plätze, an denen man Feuer machen und kochen kann, und vor allem Plätze, an denen das Leben in Wagenburgen möglich war und die heute mit Strategien „*gefunden*“ werden können für Vorformen der Sesshaftigkeit, und (3) in „*öffentlich zugängliche*“ Anlaufstellen und Versorgungsangebote für wohnungslose Menschen. Die Konfigura-

tion dieser Orte zeigt ein Innen und ein Außerhalb bzw. einen Kern und einen Rand. Der innere Bezug der Orte zueinander ist durch das Motiv der Vertreibung bestimmt als Vertreibung aus der Stadt sowie als Vertreibung, die auch vor den Orten am Rand und Außerhalb nicht halt macht. Die Vertreibung wird als permanenter und ubiquitärer Zustand dargestellt und hat somit fast so etwas wie Raumqualität.

Die Stadt oder Innenstadt erscheint als Antagonist zu den Plätzen außerhalb. Liebe zur Natur begründet die Abneigung gegenüber der („überfüllten“) Stadt, doch das allein ist nicht die Begründung. Im Diskurs geht Sprecherin 1 nahtlos von dem Thema Stadt über zur Darstellung von Diskriminierungserfahrungen („*Man findet als Außenseiter der Gesellschaft keine Toleranz in der Stadt*“) im öffentlichen Bereich und schließlich zur abwertenden Erfahrung in Ämtern. Stadt wird so gleichgesetzt mit „*öffentlichen Sachen*“, verbunden mit einer sozialen Abwertung, und ist doppelter Bedeutungsträger: Ort und zugleich Ordnungsmacht. „*Die Stadt*“ erscheint subjektiviert als Träger von Haltungen, von Maßnahmen der Vertreibung oder eben als diejenige, die hilfreiche Angebote macht.

Die „abgelegenen Plätze“ haben die Funktion einer Gegenwelt, sie sind Orte vor allem der naturnahen Menschen und der Gemeinsamkeit im Kollektiv beim gemeinsamen Kochen oder Essen. Es gibt eine deutliche Korrespondenz für die Beschreibung der Orte „*außerhalb der Stadt*“ und der „*Außenseiter der Gesellschaft*“, der Menschen, „*die anders sind*“. Die Orte „*außerhalb der Stadt*“ bekommen einen geradezu utopischen Gehalt. Der tatsächlich außerhalb der negativ bewerteten Gesellschaft liegende Ort kann zur lebberen Alternative werden (der Terminus „*außerhalb*“ wird auch auf die Legalität angewandt: die angenehmen Orte sind geduldet, aber illegal; mit der Legalisierung geht das Positiv-Alternative der Wagenburgen verloren; siehe auch Querauswertung). Bei der Stadtbegehung stellt sich heraus, dass der Wagenburg-Standort nicht weit außerhalb der Stadt liegt, sondern noch in der Stadt und die Wagenburg wird als „*Stadt in der Stadt*“ bezeichnet. Damit ist die Lokalisierung „*außerhalb*“ vom räumlich Abgelegenen übertragen auf die Abgrenzung des von der umgebenden Gesellschaft „*eigenen Freiraums*“.

Die Erzählmotive setzen den Dualismus fort: Das Kollektiv der Wagenburg wird verbunden mit sozialer Wärme, in der Gesellschaft dagegen herrscht soziale Kälte. Die Gesellschaft und insbesondere die Ämter bieten nur „*einen Tritt in den Arsch*“; im Vergleich dazu boten Wagenburgen familiäre Zugehörigkeit und solidarische Unterstützung. Wagenburgen werden assoziiert mit „*Freiräumen*“, „*selbständigem Denken*“, freies „*Atmen*“, „*offener Gemeinschaft*“, „*Freiraum zum Leben, zum sich Entfalten*“, denn „*es war niemand da, der gesagt hat, das darfst du nicht und das darfst du nicht*.“ Der „*Gesellschaft*“ und insbesondere dem „*Otto Normalverbraucher*“ wird dagegen Fremdbestimmung, Zwang und Vorschriften, Isolation, „*sich einkasteln*“, „*Angst voreinander*“ bescheinigt.

Diese Grundstruktur der Bipolarität (sozial:) Gesellschaft versus Gemeinschaft oder Vertreibung versus Toleranz bzw. (topografisch:) Zentrum versus Rand bleibt durch alle drei Diskussionsphasen erhalten, aber sie erfährt eine Modifikation. Zum einen zerstört die Vertreibungsstrategie der Stadt auch die Orte „*außerhalb*“ – in Gestalt von

Verboten, ein offenes Feuer zu machen, aber vor allem auch in „*psychologischen Spielchen*“, so z.B. in der Legalisierung und räumlichen Beengung der Wagenburgen, die daran zugrunde gehen. Sprecherin 1 erklärt, dass dadurch die Gemeinsamkeit zerstört wurde, die Menschen in den Wagenburgen vereinzelt und in ihrem Ghetto gegeneinander aufgehetzt. Die möglichen Orte an den Rändern wurden für Sprecherin 1 so zu No-Go-Areas, gezeichnet von Alkohol und Drogen. Sie distanziert sich nicht vom idealen Gehalt, aber von der aktuellen Erscheinungsform dessen, was von den Wagenburgen übrig blieb: Da geht sie nicht mehr hin. Die ideale Gegenwelt existiert nicht mehr – was den Vertreibungsstrategien der Stadt angelastet wird. Das Motiv des Platzes außerhalb wandelt sich vom Ideal familiären und ethisch überlegenen Zusammenhalts zum Motiv der ökonomischen Zugänglichkeit von Orten allgemein, gefasst in das Bild der Schranken, die auf Zufahrtsstraßen zu Baggerseen errichtet werden und die somit die Nutzung von Orten außerhalb der Stadt zu einer finanziellen Frage machen. Der Ausschluss bleibt Thema, aber er erscheint nun nicht mehr als Ausschluss der „*Menschen, die anders sind*“, sondern als Ausschluss der Menschen, die nicht genug Geld haben, um einen an bestimmten Orten Eintritt zu bezahlen. Das Motiv der Kollektivität und familiären Verbundenheit wandelt sich zur Frage, ob die Sprecherin einen Ort finden kann, der fest (im Sinne einer Beständigkeit) genug ist, um Verabredungen zu ermöglichen und auf diese Art und Weise zu einem Ort inszenierter Gemeinsamkeit (wieder: gemeinsam kochen und essen) werden kann.

Versorgungsangebote haben eine intermediäre Funktion. Einerseits bieten sie eine Versorgung, andererseits haben sie eine „*Alibifunktion*“, weil sie nicht anschließen an die Herstellung einer kollektiven Aufgehobenheit unter den Ausgegrenzten und in den Randzonen der Gesellschaft. Damit sind sie unzureichend und sie versorgen „*nicht wirklich*“, was immer wieder betont wird.

Sprecherin 1: Strategien und Taktiken

Ein erster, genereller Strang von Strategien beinhaltet das defensive Ausweichen: etwas wurde „*halt abgeschafft*“, „*man konnte nicht mehr...*“, und – in Wiederholungen: - „*da bleibt/blieb nichts anders als...*“. Diese Strategie unterstreicht das Motiv der übermächtigen und durchdringenden Vertreibung und stellt in den Vordergrund, wie „*man behandelt wird*“.

Doch gibt es zwei wichtige aktive Aneignungsstrategien: die erste ist das Besetzen von „*Plätzen außerhalb*“, das Aufbauen eines eigenen funktionierenden, „*in sich strukturierten*“ und geradezu vorbildhaften „*sozialen Gefüges*“ an diesen angeeigneten Orten (bis zur Vertreibung durch Legalisierung). In der Gemeinschaft, die hergestellt wurde, hatte die Sprecherin das Gefühl kollektiver Aufgehobenheit („*das erste Mal das Gefühl, nicht allein zu sein*“: Wagenburg als Familie). Die Gemeinschaft lebt von der Abgrenzung, unter den Ausgegrenzten ist Solidarität überlebenswichtig.

Die zweite aktive Strategie (nach dem Scheitern der Wagenburg) ist das Finden von Nischen und das Erwirken von Duldung. Sprecherin 1 bringt Beispiele, wie sie durch Aufsammeln von Müll „*einen guten Draht zur Forstverwaltung*“ herstellt oder sie bekommt ein Essen von der Polizei: „*wenn die gekommen sind und haben gesehen, du bist einigermaßen in Ordnung, machst keinen Dreck, pöbelst die Leute nicht an.*“ Auf diese

Weise gelingt es ihr, „feste Plätze“ „für sich“ zu finden, „wo ich eine gewisser Toleranz erfahre, wo ich eben sein kann mit meiner Person und meinem Leben“.

Sprecherin 1: Bedeutung von Wohnen

Für die Einstellung zum Wohnen ist für sie das Motiv der „offenen Tür“ oder des „die Tür Zumachens“ zentral. Bei der Beschreibung der Wagenburg steht „offene Türen“ (und „offene Gesellschaft“) und „eine Tür aufmachen für die Leute“ für Kontakte, Unterstützung, Hilfe, Integration und Schaffen von Ausgleich. Die Sprecherin grenzt sich ab von „Otto Normalverbraucher“, für den es „normal“ ist, die „Tür zuzumachen“. „Tür zu“ steht für Isolation. Vereinzlung und Angst sind die Folge, „weil in der Gesellschaft jeder die Tür hinter sich zumacht und mit dem Anderen nichts zu tun haben will“ und jeder sagt „ich mache lieber meine Tür zu und häng mich in nichts rein.“ Die „Hasenstallchenbewohner“ sind intolerant. Wohnung ist insofern negativ, als sie einem Gemeinschaftsgedanken entgegensteht und einsam macht. Sprecherin 1 braucht aber die Gemeinschaft, weil sie sich, sobald sie allein auf sich zurückgeworfen ist „im Kreis dreht“. Dennoch gibt es Passagen, die den Gedanken von Wohnen und den Gedanken an Gemeinsamkeit verbinden: „ich hab die Möglichkeit nicht, mich in eine Wohnung zurückzuziehen und zu sagen, ich lad meine Freunde dahin ein“. Als sie dann einen festen Platz für sich mit ihrem Bauwagen gefunden hat, kann sie von diesem Platz aus Gemeinschaft inszenieren.

Sprecherin 2: Die Raumwahrnehmung - Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraumes

Sprecherin 2 erwähnt vor allem Orte in der Innenstadt – zum einen den Treffpunkt der Punk-Szene, die Mensa, die Straßen, der Penny-Markt, Musikkneipen, die bis spät in die Nacht geöffnet haben, sowie besetzte Häuser. Hier spielt sich der soziale Alltag ab. Eine zweite Zone ist der Standplatz der Bauwagen, eine Wagenburg, die aber tatsächlich außerhalb von Freiburg liegt, so dass der Weg von diesem Standplatz in die Stadt und – zum Kochen und zum Schlafen – wieder zurück auch Teil des subjektiven Planes ist.

Die Innenstadt wird als Lebensort beschrieben: die Notwendigkeiten der alltäglichen Organisation des Lebens wie das Besorgen von Geld oder von Essen, sich Treffen mit anderen („man trifft auch viele Besucher aus anderen Städten (...) man besucht sich ja regelmäßig“) und vor allem Saufen und Kiffen, wird dort verrichtet. Die Orte in der Innenstadt werden jeweils mit Funktionen und Regelungen beschrieben: der Markt zum Einkaufen, die Mensa zum Essen, bei Regen steht man unter dem Dach, es gibt „junk-freie Zonen“ etc. Dementsprechend wird die Innenstadt genutzt und steht in enger Beziehung zu den Strategien der Aneignung – allerdings in einem anderen Sinn, als Menschen mit festem Wohnsitz die Innenstadt nutzen. Aspekte der Zweckmäßigkeit der Nutzung werden erwähnt (z.B. ist der Platz unter dem Dach bei Regen verpisst und unangenehm).

Zum Alltag gehören auch die Erfahrungen von Diskriminierungen, insbesondere Innenstadtverbot, Alkoholverbot, Festnahme zur Ausnüchterung, Beschlagnahme von Hunden, Drohungen etc. Diese Erfahrungen prägen ebenfalls den Stadtalltag, so dass in be-

sonderem Maß auf Sprecherin 2 die Beschreibung der Innenstadt als ‚Daseinskampfzone‘ zutrifft. Die Nutzung der Innenstadt muss immer geschickt erkämpft und durchgesetzt werden. Dies kann bis zu dem Punkt ausgedehnt werden, an dem eine Sanktion der Nutzung ein Ende macht.

Die Besetzung von Häusern wird als „*toll*“ und „*lustig*“ kommentiert, wobei aber klar ist, dass eine Nutzung auf Dauer nicht möglich ist.

Der Schlaf- und Rückzugsort wird nicht weiter angesprochen und er erscheint nur als Ort, zu dem man aus der Stadt zurückkehrt bis man am nächsten Tag wieder in die Stadt geht.

Sprecherin 2: Strategien und Taktiken

Strategien sind kollektive Strategien; die Erzählung bezieht sich stark auf einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund; zum kollektiven Hintergrund gehört aber auch gerade, dass jeder und jede für sich kämpft. Gemeinsame Aktionen, Erlebnisse und Alltagsbewältigung verbindet, aber es entsteht keine spezifische (wie bei Sprecherin 1 z.B. familiäre) Gemeinschaft. Im Gegenteil, die Sprecherin spricht von „*zu vielen Idioten*“ und den „*sabbernden Pola-Köpfen* (i.e. mit Polamidon Substituierte)“.

Auf der Oberfläche erscheinen die Strategien von „*saufen, zukiffen oder so*“, „*sich die Kante geben*“, „*schnorren*“, „*rumhängen*“ und „*warten, bis es Abend wird*“ als Strategien der Alltagsgestaltung. Diese Strategien werden explizit als Alltagsnormalität ausgewiesen („*und das jeden Tag*“, „*den ganzen Tag*“), als wiederkehrende Routinen wie das Füttern der Hunde und das Kochen. Genau genommen handelt es sich somit um eine Art der Formung eines spezifischen Lebensstils, der darin besteht, aus subjektiver Perspektive das als normal zu bezeichnen, was aus anderer Perspektive eine Abweichung ist. Nicht nur das Verhalten, sondern v.a. die Behauptung der Normalität dieses Verhaltens ist eine Provokation, ebenso wie auch die Darstellung der Vertreibungserfahrungen als normal provoziert. Mit der Darstellung der Normalität weist sich Sprecherin 2 als Expertin aus, die auch kundig zwischen den unterschiedlichen Gruppen der Wohnungslosen-Szenen differenziert.

Die Alltagsstrategien sind überwiegend – aus Sicht der Gesellschaft - parasitär, abweichend und illegal und bergen eine Reihe von Gefahren. Kommentiert werden sie von ihr überwiegend mit „*Spaß gemacht... schön war's*“, „*ist nett*“, „*das war ganz lustig*“. Die Strategien sind vor allem flexibel, denn die Nutzung der Ressourcen ist stets von Sanktionen bedroht („*allein schon vom Aussehen her*“). Die Versuche, ein Mensaessen zu ergattern, scheitern, wenn der Hausmeister kommt; wiederholt taucht die Wendung auf „*und dann war Schluss*“. Das betrifft auch die Besetzungen, die mit Räumungen beendet werden. Es war klar, dass sie raus müssen, „*weil das Haus – das wäre zu schön gewesen.*“ Die Vorläufigkeit ist bewusst und einkalkuliert; der Spielraum bis zu einer Sanktion wird ausgenutzt. Der Kampf mit der Ordnungsmacht scheint an einigen Punkten sogar Ritual- und Routinecharakter zu gewinnen.

Sprecherin 2: Bedeutung von Wohnen

Der damalige Schlafplatz außerhalb der Stadt wird ebenso wenig erwähnt wie die heutige Wohnung der Sprecherin 2; sie bleiben als Themen ausgespart. Im Kontext der kollektiven Aneignungsstrategien in der Innenstadt ist Wohnen mit Besetzungen verbunden: „*Da haben wir uns da drin eingerichtet so mit Couch, Teppich, Schaukelstuhl, mitten in der Halle, das war lustig. Da konnte man richtig drin wohnen, sozusagen, konnte man auch mal essen*“ - Wohnen im Kontext der Subkultur ist kollektiv, provisorisch, ein Erlebnis, eine Provokation – bis zur Räumung.

Gesamtinterpretation

Trotz der Abgrenzung und der Unterschiede haben die Stadtpläne und die sozialen Verortungen der beiden Sprecherinnen Ähnlichkeiten. Für beide spielt die Stadt eine doppelte Rolle als Aufenthaltsort und als Ordnungsmacht bzw. als Ort, an dem Vertreibung und sozialer Ausschluss erfahren wird. Während die kognitive Karte von Sprecherin 1 zwischen „*in der Stadt/Gesellschaft*“ und „*Plätze außerhalb*“ unterscheidet – bezogen auf den Ort ebenso wie als soziale Verortung von Menschen – und sich den Menschen und Plätzen „*außerhalb*“ zuordnet, sucht Sprecherin 2 die offene Konfrontation von den außerhalb stehenden Menschen innerhalb der Stadt selbst und konzentriert sich auf den Daseinskampfplatz Innenstadt.

In dem Spannungsverhältnis zu ‚der Gesellschaft‘ werden die Erfahrungen von Vertreibung in aktiven Strategien der Abgrenzung bearbeitet (verbale Distanzierung, Provokation, Gestaltung und Aufbau einer Gegenkultur). Vertreibung und Abgrenzung sind verzahnt; gerade in der Punk-Ideologie stabilisiert Vertreibung die kollektive Identität. Für diese Selbst-, Verortung ‚*außerhalb*‘ spielt die kollektive Zugehörigkeit zu den – jeweils unterschiedlichen, einmal mehr familiären und Gemeinschaft betonenden, einmal „*heftigeren*“ und härteren – Subkulturen eine Rolle.

Das Herstellen von Wohnen ist so vor allem die kollektive Aneignung, illegal und stets bedroht von Sanktionen (Besetzungen von Häusern, illegale Wagenburgen). Jenseits der kollektiven Aneignung zeichnet sich Wohnen als privater Rückzugsort ab. Der Ort der eigenen Wohnung, der für Sprecherin 2 bereits existiert und für Sprecherin 1 in greifbarer Nähe gerückt ist, ist auf den Karten nicht verzeichnet. Für Sprecherin 2 haben wir dies als Lösung der Spannung zwischen der Welt der Subkultur und der Welt der eigenen Wohnung interpretiert: sie trennt beide Welten und hält die Wohnung als andere Welt aus der Diskussion heraus. Die frühere kognitive Karte von Sprecherin 1 hätte mit ihrer Polarität keinen Platz für ein positiv besetztes eigenes Allein-Wohnen. Die Modifikationen der kognitiven Karte von Sprecherin 1 haben wir vor dem Hintergrund interpretiert, dass mit dem bevorstehenden Bezug einer Wohnung – zusammen mit der neuen Erfahrung der Mutterschaft – der Abschied von der Lebensform Wagenburg und ein Sich-Einlassen auf das vorher als zugehörig zur abgelehnten Zone der angepassten Gesellschaft denunzierte feste und abschließbare Wohnen ansteht und sich darüber Verschiebungen der Orte auf der kognitiven Karte ergeben müssen. Die Wohnung müsste als neue Zone entsprechend einem neuen Gleichgewicht von Alleinsein/Rückzug und Inszenierung von Gemeinschaft eingezeichnet werden.

5.4.2 *Substituierte (Gruppe 2)*

Die Gruppe, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Die Gruppe bestand aus zwei Frauen. Über das Frühstück in der Fachberatungsstelle wurde der Kontakt hergestellt. Nach erstem Zögern fanden sich aufgrund von mehreren informierenden Vorgesprächen drei Frauen zusammen, von denen aber dann nur zwei kamen. Später waren Terminabsprachen und Durchführung unkompliziert. Sprecherin 1 wohnt offiziell in einer Obdachlosenunterkunft, hält sich aber „*Tag und Nacht*“ bei ihrem Freund auf. Sie hat bisher immer vermeiden können, auf der Straße zu leben. Sprecherin 2 hat eine Vorgeschichte, in der sie aus einer Normalität mit Wohnung, Kindern und Arbeit, in der sie ihre Drogenabhängigkeit unauffällig leben konnte, erst auf die Straße katapultiert wurde, dann in einer Obdachloseneinrichtung Unterkunft fand und von dort aus vor kurzem in eine eigene Wohnung vermittelt werden konnte. Beide Frauen sind arbeitslos und nehmen am Substitutionsprogramm teil (Methadon; Sprecherin 1 seit 1 ¼ Jahren, Sprecherin 2 seit einem ¾ Jahr).

Die beiden Frauen sind gut befreundet. Sie kennen sich aus dem Substitutionsprogramm und vom Frauentreff in einer Drogenberatungsstelle. Beide sind engagiert und kämpferisch, aber im Gespräch kommt es immer wieder zu bedrückten Passagen, wenn es darum geht, wie schwierig es ist, aus der Drogenabhängigkeit herauszukommen. Beide sind eher an Normalität von Wohnen und Arbeit orientiert. Einerseits gehören sie zur Szene, andererseits distanzieren sich beide von der Szene im Zusammenhang mit den Ansätzen, Distanz zu den Drogen zu gewinnen.

Die Diskursregeln sind elaboriert und beinhalten sowohl die Verwendung von professionellen Termini (z.B. „*Suchtproblematik*“, „*sozial Schwache*“, „*Randgruppensein*“), als auch von szenenspezifischen Termini („*Pumpe*“ für Spritze etc.). Die Darstellungsformen umfassen sowohl die wichtige subjektive Ebene (z.B. „*ich habe das Gefühl*“, „*so kommt es mir vor*“, „*so fasse ich das auf*“ etc.) als auch abstrakte Analysen über „*das System*“.

Sprachlich wird zum einen die ‚normale Normalität‘ Bezugspunkt (z.B. „*Da geht niemand gern hin*“, „*das geht bestimmt nicht nur mir alleine so*“), zum andern wird die Besonderheit des Lebens als Drogenabhängige dargestellt mit einer Abgrenzung gegen „*die*“ (ohne Angabe, wer damit gemeint ist, meist synonym für die Bürger oder die Öffentlichkeit), die Drogenabhängige ihrerseits ausgrenzen und Vorurteile gegen sie pflegen. Eigene Erfahrungen werden verallgemeinert als kollektive Erfahrungen von Drogenabhängigen und Obdachlosen dargestellt mit der Verwendung von „*man*“, „*du*“ oder „*die Leute, die weggejagt werden*“, „*die keine richtige Wohnung haben*“ etc. vor allem wenn es um die gemeinsame Betroffenheit von Verwaltungs- oder Vertreibungsmaßnahmen und den dadurch erzeugten typischen Alltagsablaufs geht (z.B. „*die Leute werden auf die Straße geschickt*“, „*du hast ja auch kein Geld*“). Eine emotionale Identifikation wird aber nicht angedeutet („*Wir*“ kommt nur ein einziges Mal vor; das Zusammensein in der Szene wird eher, wenn überhaupt als ungewolltes Produkt dargestellt: „*Gleichgesinnte, die ... zusammenhalten gegen die Gesellschaft, wo auf sie runterguckt. Ja, das ergibt sich halt so.*“)

Die Interaktionsdynamik ist gekennzeichnet durch die kommunikative Bezugnahme der Sprecherinnen aufeinander, mit dem eine gemeinsame Darstellung erzeugt wird. Gleich zu Beginn, nach der Aufforderung zur Kartierung sagt z.B. Sprecherin 1: „*Da schreiben wir wahrscheinlich alle dasselbe*“ und Sprecherin 2 ergänzt: „*Das kann ich mir auch vorstellen.*“ Zwischendrin wird auf Aussagen der jeweils anderen hingewiesen und Erfahrungen einbezogen. Die Gemeinsamkeit der produzierten Beschreibung ist dort am dichtesten, wo es um die Schilderung von Diskriminierungserfahrungen vor allem durch Ämter und um die dadurch erzeugten Gefühle der Kleinheit, des Hinterherrennens, der Hilf- und Machtlosigkeit geht.

Der Interviewerin gegenüber signalisieren die Befragten – z.B. durch Nachfragen –, dass sie den Auftrag ernst nehmen. Sie explizieren, vermitteln (z.B. Erläuterungen, wer mit einem bestimmten Namen gemeint ist) und bemühen sich um Vollständigkeit und Genauigkeit.

Als eigentliches Thema – ablesbar an den jeweils inhaltlich und interaktiv ‚dichten‘ Passagen – kristallisiert sich die Ausgrenzung heraus, die keinen Anhaltspunkte für Veränderungen zulässt und ein Weiter- und Rauskommen verhindert. Die Interviewerin initiiert mehrere Male andere Themen (z.B. Frage nach angenehmen Orten, Szenentreffs, Alltagsbewältigung), aber die Befragten kehren über kurz oder lang beharrlich zu ‚ihrem‘ Thema zurück.

Die Raumwahrnehmung – Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamttraumes

Auf der kognitiven Karte sind die Orte verzeichnet, die den „*regelmäßigen*“ Alltagsablauf strukturieren: An erster Stelle die Praxis, in der das Methadon abgegeben wird, dann die Drogenberatungsstelle, die Fachberatungsstelle, der Anwalt, das Sozial- und Jugendamt, das Arbeitsamt und die Siedlungsgesellschaft, die Wohnungen vermittelt. Die Obdachloseneinrichtung, in der Sprecherin 1 offiziell lebt, und die, in der Sprecherin 2 vor Bezug ihrer Wohnung lebte, sind ebenfalls eingezeichnet; diese Einrichtungen (mit Ausnahme von Anwalt, Fachberatungsstelle, Siedlungsgesellschaft) werden auch in der Stadtbegehung aufgesucht.

Sprecherin 2 zeichnet zudem ungewöhnlicherweise ein Fortbewegungsmittel als Aufenthaltsort in die Karte ein: „*Ich fahre regelmäßig Straßenbahn, falls man das auch als Ort bezeichnen kann, aber da ich mich dort aufhalte, habe ich gedacht: gehört dazu, weil es auch so ein Punkt ist, der ja wichtig ist, um von einem Punkt zum anderen zu kommen*“; auch der Plan von Sprecherin 2 enthält Mobiles und betont Linien: „*Kreuz und quer latsch ich in Freiburg rum (...) da gibt's keine bestimmten Plätze, ich laufe halt irgendwo hin.*“ Die Karte enthält somit nicht nur physisch fest lokalisierbare Orte, sondern auch Orte der Fortbewegung und vor allem Routen mit Orten, was sich sprachlich auch in der Kommentierung wiederfindet: Die Sprecherinnen sind nicht an Orten oder halten sich dort auf, sondern die Orte werden „*abgegangen*“ oder „*angelaufen*“, „*da gehe ich täglich hin*“, „*das ist zum Durchlaufen*“ etc.. Die Wohnungen werden dagegen mit „*Ruhe*“, „*zur Ruhe kommen*“ in Verbindung gebracht. Damit gliedert sich die kognitive Karte zum einen in eine Sphäre der Bewegung und der Routen, auf denen unterschiedliche Orte „*ab*“- oder „*angelaufen*“ werden, zum anderen in Punkte der

Ruhe (hier ist der gezeichnete kognitive Plan um die Diskussionspassagen zu ergänzen, die benennen, was in der Stadt gerade nicht vorhanden ist: Orte der Ruhe). Nicht nur die Bedeutung der Orte, sondern auch der Gegensatz von In-Bewegung-Sein und Zur-Ruhe-Kommen ist wichtig.

Die meisten eingezeichneten Orte werden erzwungenermaßen aufgesucht, insbesondere die Methadonpraxis und die Ämter, und werden dementsprechend mit negativen „*Gefühlen*“ verbunden; eigentlich nur die Beratungsstellen werden mit positiven Angeboten („*Lust und Laune*“) vorgestellt. Im Verlauf der Diskussion werden weitere Zwänge erwähnt, die in Bewegung halten. Dazu gehört die Infrastruktur der Versorgungsangebote für Obdachlose selbst: Unterschiedliche Funktionen (Übernachtung, Auszahlung der Sozialhilfe, Essen, Aufenthalt etc.) sind über die Stadt verteilt, die Öffnungszeiten sind begrenzt. In Bewegung hält auch die Vertreibung von öffentlichen Plätzen und Parks. Die Gänge zu den Ämtern kosten „*viel Zeit und Nerven*“ und die Methadonvergabe „*zerreißt den Tag*“, weil sie in den späten Vormittagsstunden stattfindet, so dass man nichts anderes unternehmen kann. Das füllt den Tag, „*weil einfach die Bewältigung des Alltags so viel Raum eingenommen hat, dass für viele andere Dinge einfach keine Zeit mehr da war*“. Die Zwischenräume, die zwischen den Terminen bzw. zwischen den Orten der kognitiven Karte entstehen, sind auch nicht produktiv zu füllen: Da gibt es „*vertrödelte Vormittage*“, das „*Rumtreiben*“, „*Abhängen*“ und „*sich die Zeit an irgendwelchen öffentlichen Plätzen vertreiben*“ und „*morgens raus aus der Unterkunft, darfst erst abends wieder rein: Was machste mit dem restlichen Tag?*“

Die zentralen Orte werden mit Metaphern der Bewegung beschrieben. Insbesondere das Sozial- und Jugendamt und die Szenenorte werden – auf unterschiedliche Weise – mit Stagnation verbunden. Beim Sozial- und Jugendamt – dies ist das zentrale ‚eigene‘ Thema der Frauen – „*ist halt kein Weiterkommen (...) damit sich vielleicht auf dem Weg was bewegt*“; „*habe gemerkt, ich komme da allein nicht weiter*“, „*da bewegt sich gar nichts mehr, da geht – das ist dann wie eine Sackgasse oder wie ne Wand, gegen die du ständig rennst*“. Auch in der Szene ist es „*immer das Gleiche (...), weil sich nichts bewegt*“ und an den Treffpunkten herrscht „*immer dasselbe Thema: Gift und Kiffen und Saufen und Abhängen und Methadon*“. Vor allem ohne Geld lernt man auch keine „*normalen Leute*“, solche ohne Suchtprobleme, Leute, „*die einem nicht schaden*“, kennen, auch in diesem Sinn gibt es kein Weiterkommen. Die Methadonpraxis enthält in der erzwungenen täglichen Routine und als Bezugsort der Drogenszene Momente der Stagnation, sie wird aber auch als „*erster Schritt*“ auf einem „*neuen Weg*“ bezeichnet.

Lässt man die Angebote der psychosozialen Versorgung und die Wohnungen weg, dann bildet der kollektive Stadtplan ein System von Orten ab, das eine ständige Bewegung erzwingt, die aber nirgendwo hin führt. Die Wohnungen stehen für eine andere Zone, die mit Ruhe assoziiert werden und die so einen Gegensatz zu den öffentlichen Orten der (unproduktiven) Bewegung bilden. Die Obdachlosenunterkunft, in die Sprecherin 2 vermittelt wurde, ermöglichte es ihr „*zur Ruhe zu kommen*“. Sprecherin 1 vermisst in ihrer Obdachlosenunterkunft dagegen Ruhe; dort herrscht „*zwangszusammengewürfeltes Chaos*“. Orte, die mit Ruhe verbunden sind, fehlen gerade. In den Diskussionen werden als eines der zentralen Themen besonders die Leerstellen des Stadtplans betont: Es fehlen Aufenthaltsräume, Unterschlupferte, Ansprechpunkte etc.: „*Nirgendwo ein Aufenthaltspunkt, du musst dich an öffentlichen Plätzen rumtreiben, kommst nicht zur*

Ruhe“, „*nirgendwo ein Aufenthaltsort, wo man sich gemütlich zurückziehen kann*“; auch in der Drogenberatung sind die Räume zu klein und zu eng dafür, „*dass man sich einfach so mal zusammen setzen kann*“ ohne Termin oder Gespräch, einfach als Aufenthaltsort.

Die Zonen der Ruhe beherbergen ein Potential. Sie sind in der Struktur des kognitiven Planes interpretierbar als Antithese zur Bewegung. Der Zwang zur Bewegung macht Ruhe unmöglich und Ruhe könnte den Kreislauf, die Bewegung, die letztlich Stagnation bedeutet, durchbrechen und aufheben. „*Alles nix, wo du richtig zur Ruhe kommst und dir mal Gedanken machen kannst, wie kann ich an der Situation, die jetzt entstanden ist, was ändern? Du kommst gar nicht mehr zur Ruhe*“. Ruhe bedeutet nicht Ruhe um der Ruhe willen, sondern Ausgangspunkt für Veränderungen zu sein. Das Durchbrechen des Kreislaufs mündet in eine andere Art der Bewegung, in das (als nicht zugänglich beschriebene) „*Weiterkommen*“ und „*Rauskommen*“.

Strategien und Taktiken

Das Unterwegs Sein, das (tägliche) „*Abgehen*“ der Orte bildet einen ersten Strang von Strategien, der interpretiert werden muss vor dem Hintergrund der Dynamik von Sucht als Bewegung, die sich selbst aufrechterhält (s.u.): Auch wenn das Unterwegs Sein durch die Substanzabhängigkeit (und bei einem Aufenthalt an den Orten der illegalen Drogenszene auch durch Vertreibung) erzwungen ist, so wird aus den Wegen doch eine Routine gemacht, die ihrerseits eine Struktur von Routen und damit einen Anhaltspunkt darstellt, ebenso wie der geregelte Nachschub an Methadon ein Moment der Konstanz, der Stabilität mit sich bringt. Aber es gibt ebenfalls die gegenläufigen Strategien, die darauf zielen, Ruhe herzustellen, z.B. Ruhe durch Wohnen: Beide Frauen haben es vermieden, dauerhaft offen wohnungslos auf der Straße zu leben. Sprecherin 1 ist „*kurz vor knapp*“ in die Obdachlosenunterkunft eingezogen, „*besser wie Straße halt*“; sie bemüht sich um eine eigene Wohnung. Sprecherin 2 konnte durch den Einzug in eine andere Einrichtung den Absprung zum eigenen Wohnen finden; seitdem sie die Wohnung hat, hält sie sich viel dort auf. Die Ruhe hat aber nicht nur die Komponente des festen Ortes, sondern auch die Komponente, der Drogendynamik zu entkommen. Beide Frauen erwähnen, dass sie sich derzeit von der Szene der Drogenabhängigen „*abkapseln*“. Eine andere Strategie ist das Alleinsein: „*Wenn ich Ruhe will, dann lauf ich irgendwo hin, wo kaum Leute sind*“, „*dann hänge ich lieber für mich alleine dann rum oder laufe mit dem Hund*“.

Eine dritte Strategie ist der Kampf - persönlich mit den Ämtern und politisch gegen eine vorurteilsvolle Öffentlichkeit. Retrospektiv ist für beide Frauen der Weg in das Methadonprogramm eine bewusste, willentliche Entscheidung gewesen, einen neuen Weg einzuschlagen. Beide Frauen entwerfen in der Nachbesprechung positive Utopien einer Stadt mit einer nicht diskriminierenden Architektur und mit einer sozialen Integration ohne den Ausschluss von Randgruppen und entwickeln konkrete politische Forderungen.

Bedeutung von Wohnen

Wohnen ist mit positiven und durchaus konventionellen Phantasien verbunden. Sprecherin 1 läuft gern durch die Straßen, guckt Häuser an und träumt von einer eigenen Wohnung, *„und überleg mir auch, ach, da wär ne schöne Wohnung, da wär ne schöne Wohnung und ach, da würd's mir gefallen und mach mir's Herz schwer (lacht) und freue mich halt drauf, wenn es mal so weit ist. Hab noch nie ne Wohnung für mich allein gehabt“*; *„heimlicher Wunsch wäre ne kleine, schnuckelige 2-Zimmer-Wohnung mit nem Balkon; einem Balkönchen“*. Wohnung ist mit Ruhe verbunden, daher bezeichnet sie ihre derzeitige Wohnung – die sie mit einer drogenabhängigen Frau teilt (!) – auch nicht als Wohnung (*„was heißt hier Wohnung, also...“*). Dass Ruhe nicht möglich sei, bezieht sich auch darauf, dass *„oftmals halt die größten Idioten rein kommen“*, d.h. Privatheit nicht gewahrt werden kann.

Für Sprecherin 2 hat Wohnung ebenfalls einen hohen Stellenwert: Wohnung ist *„unersetzlich“*, *„einfach so ein wichtiger Rückzugsraum, um auch zu sich selbst zu finden, zur Ruhe zu kommen und überhaupt wieder Kraft schöpfen zu können, um die Dinge wieder anzugehen. Wenn das fehlt, dann fehlt so viel. Das kann man nicht ersetzen.“* Sie verbindet mit Wohnung Ordnungsvorstellungen (*„ein sauberes, ordentlich gepflegtes Haus“*) und Vorstellungen von Privatheit: *„Das Individuelle, dieses für-mich-alleinsein-können, so tun und lassen können, wie ich will, z.B. grad in der Unterhose rumlaufen.“* Eine Wohnung zu haben, ermöglicht es, Besuch zu bekommen und vor allem den Kontakt mit den Kindern wieder herzustellen.

Beide haben klare Vorstellungen von der Atmosphäre des Wohnens, die nicht *„trist“* sein darf, sondern *„hell“*, *„licht“*, *„weit“* sein soll. Für beide Frauen wird mehrfach ein Bezug zwischen Qualitäten der Raumgestaltung und dem eigenen Gefühl hergestellt (was auch zu einer Kritik sowohl an *„düsteren“* Ämtern als auch an *„tristen“* Obdachlosenunterkünften führt). Sprecherin 2 formuliert dies noch einmal explizit bezogen auf Wohnraum: *„Top-guter Wohnraum (...) ist so fast wie die Keimzelle, Familie, das, was drumrum ist, ist der Wohnraum, das ist was grundlegend Wichtiges. Und wenn das schön und gepflegt ist, hell, alles gedeiht dort besser. Ja, jeder, jeder Mensch, dem geht es anders, wenn er sich in ner schönen Umgebung aufhält. Das wirkt einfach auf ihn und das, finde ich, steht auch jedermann, der nicht im Geld schwimmt, genauso zu.“*

Gesamtinterpretation

Die räumlichen Metaphern, die die Struktur der kognitiven Karte ausdrücken, entsprechen vor allem biografischen Metaphern. Diese biografischen Metaphern ihrerseits haben Aspekte, die spezifisch von der Drogenabhängigkeit geprägt sind. Metaphern mit der doppelten Bedeutung von Topografie und Drogenbiografie sind z.B. *„der Kreislauf“*, *„das Weiterkommen“*, oder *„das Rauskommen“*. Die Abhängigkeit als Aspekt eines Kreislaufs wird mehrfach in dieser Doppeldeutigkeit erwähnt: als Drogenabhängigkeit, als soziale Abhängigkeit und als täglicher Routinegang in der physischen Umgebung: *„die Abhängigkeit immer, da hierher zu rennen“*; *„man ist da halt immer wieder in diesem Suchtkreislauf drin“*, *„in dem Kreislauf von Obdachlosigkeit und Suchtproblematik“* bzw. Wohnungslosigkeit und Arbeitslosigkeit, *„kommst so auf die Schiene“*, *„kein Weg (...) und man sieht nirgendwo ein Türle, wo man aufmachen könnte und denkt, das könnt ich jetzt mal probieren. Irgendwo hat man das Gefühl, es geht gar*

nichts, in keiner Richtung“. Die Veränderung der alltäglichen Wege in der Stadt korrespondiert mit dem, was nicht ohne Grund ebenfalls mit einer topografischen Metapher als ‚Ausstieg‘ aus der Sucht bezeichnet wird.

Die Biografie verselbständigt sich mit der Drogenabhängigkeit, wird zum „*Selbstläufer*“ und gerät außer Kontrolle. Dies beschreibt insbesondere Sprecherin 2, die innerhalb kurzer Zeit Arbeit, Kinder (Sorgerecht) und Wohnung verlor. *„Und so sind halt viele Dinge in Bewegung geraten, die ich gar nicht mehr abfangen konnte. Das war dann – das ist einfach von allein gelaufen und ich bin immer hinterher gerannt“*, *„zu dem allen – also das wird dann immer, immer uferloser, hat man so das Gefühl. Man sackt immer mehr in ein Loch und weiß gar nicht, wie man rauskommt“*. Diese Metapher kehrt häufig wieder: der Sog (etwas zieht nach unten) oder das *„runter gedrückt Werden“*, das *„Abrutschen“* im Gegensatz zum *„Raushelfen“*. *„Runter drücken“* kann eine als entwürdigend empfundene Behandlung auf einem Amt, aber auch das Zusammensein mit anderen Drogenabhängigen, das Gesprächsthema Drogen oder eine Festlegung der eigenen Person auf die Suchtproblematik – einmal süchtig, immer süchtig.

Die Eigendynamik von Sucht und sozialem Abstieg besteht in einem Verlust der Kontrolle über die Lebensumstände: *„Es ist wahnsinnig, wie schnell das auf einmal nach unten geht und wie wenig Mittel man als einzelne Person nachher noch hat (...) das aufzuhalten. Das wirklich – das mahlt auf einmal so schnell (...) ich kam mir so vor, als ob ich, wie wenn ich neben mir stehe und das Leben läuft neben mir und ich guck es so an und denke immer: das kann doch nicht sein, das gibt's doch gar nicht (...) das lief dann auf einmal alles so, so wie verselbständigt. Und ich hätte davor nie erwartet, dass es so schnell geht, das waren im Grunde genommen nachher nur ein paar Monate, wo es dann wirklich Deckel darauf und aus war. Irrsinn.“* Das Gefühl der Machtlosigkeit und der fehlenden Kontrolle über die Lebensumstände wird immer wieder erwähnt und ist zentral für das Unbehagen mit Ämtern (*„das ist immer so je nach Lust und Laune des Chefs (...) der eine so, der andere so“*, *„Gefühl der Hilflosigkeit“*, *„Ausgeliefertsein“*, *„man weiß nie genau, wie man sich eigentlich verhalten soll, weil, es ist so unterschiedlich, was dabei rauskommt“*; *„das erfährt man irgendwann mal durch Zufall“*, *„abhängig von dem Leuten und ihrem Goodwill“*). Dies korrespondiert mit den Unwägbarkeiten der Implikationen des Drogengebrauchs: denn *„du weißt ja nie, es kann ja jeder Zeit mal was kommen“* (gemeint sind mögliche Überdosierungen). Machtlosigkeit unterliegt auch der Beschreibung der Interaktion, in der eine Verständigung unmöglich ist (*„an die Leute komme ich nicht hin (...), ich spüre, im Grunde genommen habe ich recht, aber ich kann das nicht rüber bringen, ich kann das nicht erklären“*, *„ne total hilflose Situation, wo dringend Unterstützung nötig ist“*), wobei dies spezifisch mit dem Wissen der Institutionen um die Geschichte der Abhängigkeit von illegalen Drogen verknüpft wird: *„Mit den illegalen Drogen – also ich habe das Gefühl, dass ich als Person total abgewertet bin und auch so behandelt werde“*.

Die physische Vertreibung wird vor allem beschrieben als reale Ortlosigkeit (*„du kannst nirgendwo hin“*, *„nirgendwo erwünscht“*) bzw. als symbolische Ortlosigkeit durch das Abdrängen an den Rand, wo man nicht mehr gesehen wird. Dies wird symbolisiert in der Unterbringung in der Notübernachtung weit außerhalb des Innenstadtbereichs (*„für die Touristen alles schön und sauber, clean, nix Schlimmes, nix Böses, nix*

Asoziales“, „keine Scheißleute irgendwie zeigen“, „nicht gut fürs Stadtbild“ - „Leute, wo Probleme haben, gehen unter“, „werden übergangen“, „nicht mehr wahrgenommen“, „weggucken“, „totschweigen, vertuschen, runterdrücken“). Vertreibung steht gegen die Möglichkeit, „den Leuten wirklich zu helfen“ bzw. „rauszuhelfen“ oder „was an der Situation zu ändern“. Ausschluss konstituiert eine Kluft zwischen der „schönen Welt“ und der Welt der Drogenabhängigen und damit Nichtzugehörigkeit und Nicht-Existenz: „Fixerstuben gibt's bei uns nicht, dann gibt's auch keine Fixer, und wenn man keine Obdachlosen in der Stadt sieht, gibt es also auch keine Obdachlosen.“

Der Rückzug hat ebenfalls eine topografische und lebensgeschichtliche Bedeutung. Eine Reproduktion der Erfahrungen von Ohnmacht und Kontrollverlust führt dazu: „Man zieht sich dann auch selbst zurück“, wenn man auf Unverständnis stößt, „man versucht nicht mehr, sich verständlich zu machen, warum es mir jetzt so geht (...) also nach innen zurückziehen, meine ich, indem du dich nicht mehr ausdrückst, verständlich machst, erklärst.“ Der Ausschluss von Orten und Gelegenheiten führt dazu, dass man „keine Lust mehr“ hat, dorthin zu gehen. Der Rückzug ist aber kein Rückzug von der Zone der ständigen Bewegung, sondern ein Rückzug in sich selbst bei Verbleiben in der Zone der Bewegung und Sucht: „Ohne Wohnung keine Arbeit, ohne Arbeit keine Wohnung, und so dreht sich dann da auch immer (...) dann macht's im Kopf irgendwann so und dann hast du das Gefühl, es geht gar nichts mehr (...) dann ist die Gefahr sehr groß, dass man wieder in Sucht abrutscht“. Die Eigendynamik von Sucht liegt darin, den Zustand aufrecht zu erhalten, d.h. sie erzeugt eine Bewegung, die sich selbst reproduziert, und die hier durch eine zweite Dynamik, den sozialen Ausschluss aufgrund von Sucht und dessen Bewältigung durch Sucht, komplettiert wird.

Für das Raushehlen bzw. das Rauskommen bedarf es eines besonderen Punktes, eines Ufers, eines Striches („Ich muss da jetzt einen Strich ziehen, damit ich rauskomme und woanders wirklich neu aufbauen“) oder eines Ruhepunktes außerhalb des (selbstreferentiellen) Kreislaufs der Abhängigkeit. Es bedarf vor allem – von beiden Frauen wiederholt betont – der persönlichen Hilfe, wenn sie es nicht „allein schaffen“ (sie müssen es aber allein schaffen, da keine kollektiven Hilfen zur Verfügung stehen, im Gegenteil, das Rauskommen bedeutet ein Aufgeben der bisherigen kollektiven Zugehörigkeit zur Drogenszene). Sprecherin 2 kann Dinge erst angehen, als sie „zur Ruhe gekommen ist“ mit Hilfe der MitarbeiterInnen bzw. SozialarbeiterInnen, sie bezeichnet dies als einen Schritt des „In-Richtung-Wohnung-Gehen“ zusammen mit der Entscheidung in das Substitutionsprogramm zu gehen. Das Rauskommen ist mit dem Topos des Weges verbunden (die Bewerbung für das Methadonprogramm war „der richtige Weg, den ich eingeschlagen habe“, „echt bemüht, auf dem Weg zu bleiben“, „ich bin auf dem Weg“, „es passt nicht zu dem Weg ...“, der „freie Willen, ins Methadonprogramm zu gehen“, „der Willen, das hinzukriegen“).

Die kognitive Landkarte spiegelt so in spezifischer Weise eine Drogendynamik und zwar gerade an dem Punkt, wo der dringende Wunsch besteht, einen „neuen Weg“ einzuschlagen, einen Punkt der Ruhe zu finden, um von dort aus den Kreislauf zu durchbrechen.

5.4.3 *Substituierte und früher heroinabhängige Prostituierte (Gruppe 1)*

Die Gruppe, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Mit einer weiteren Gruppe von Frauen, die ebenfalls im Substitutionsprogramm waren, wurde eine Gruppendiskussion durchgeführt. Im Unterschied zu Gruppe 2 hatten diese Frauen aber zum einen Prostitutionserfahrungen, zum anderen waren sie stärker an die Drogenszene gebunden bzw. konnten eine klarere Verbindung herstellen zu der Zeit, als sie noch „drauf“ (auf Heroin) waren. In diesem Sinn nimmt ihre kognitive Karte die Raumwahrnehmung heroinabhängiger Prostituierten auf.

Auch hier wurde der Kontakt über eine Besucherin der Fachberatungsstelle hergestellt; von den vier Interessentinnen erschienen schließlich zwei. Sprecherin 1 ist erst seit zwei Jahren in Freiburg. Sie kam aus der Hamburger Hausbesetzerszene, lebte auf der Straße, teilte dann ein Zimmer in einer Notunterkunft mit dem Partner und lebt jetzt bei ihrem Partner. Sprecherin 2 hat vier Jahre auf der Straße gelebt mit „*Suche nach Unterkunft für eine Nacht und wenn nicht im Freien gepennt*“; sie wohnte dann bei ihrem Partner mit und hat seit kurzem eine eigene Wohnung. Sprecherin 1 hat als Prostituierte in verschiedenen anderen Städten gearbeitet, in Freiburg aber nur kurz. Sprecherin 2 war in Freiburg auf dem Straßenstrich, stieg dann mit dem Einstieg in das Substitutionsprogramm vor mehreren Jahren aus der Prostitution aus. Für beide Frauen handelte es sich um Beschaffungsprostitution. Sprecherin 1 räumt einen Beikonsum von Haschisch ein, Sprecherin 2 äußert sich dazu nicht. Beide Frauen sind befreundet und kennen sich aus der Bahnhofsszene.

Insbesondere Sprecherin 1 hatte eine ausdrückliche Teilnahmemotivation: Sie wollte die Diskussionen nutzen, um auf die schwierige Situation drogenabhängiger Prostituierten hinzuweisen. Deshalb hatte sie auch Sprecherin 2 angesprochen, denn diese kann mehr über den Straßenstrich in Freiburg erzählen.

Beide verwenden ausgiebig Begriffe aus der Drogenszene. In ihrer Darstellungsart und in den Inhalten kommt das „*Hin und Her*“ und das vage „*Irgendwie*“ von Drogenbiografien zum Ausdruck. Beide Sprecherinnen berufen sich auf ihre Erfahrungen, die sie aber als kollektive Regeln formulieren („*wenn du dann plötzlich ...*“, „*man kennt halt einfach...*“ etc.), deren Plausibilität sie mit einem angehängten „*weißt Du*“, „*verstehste*“, „*logisch*“, mit einem für entlastende Faktizität stehenden „*halt (einfach)*“ oder mit Hinweisen auf Zwänge unterstreichen. Beide verstehen sich als Vertreterinnen der Drogenabhängigen, wenn sie z.B. zur Interviewerin sagen: „*Bei uns hast du halt jetzt grad die Drogis erwischt oder Ex-Drogis (...), bei uns kommen eben solche Sachen wie Spritzenautomaten oder Kondome*“.

Beide Sprecherinnen produzieren auch gemeinsam Passagen, bei denen die eine die Erzählung der anderen aufrecht erhält und dabei den Nachfragepart der Interviewerin übernimmt. An anderen Stellen entwickeln sich eher Gespräche mit einander ergänzenden und bestätigenden Einwüfen; dies kommt vor allem bei dem gemeinsamen Thema der schwierigen Situation von drogenabhängigen Prostituierten vor. Beide können allerdings an einigen Stellen wenig sagen zur aktuellen Situation von Prostituierten in Freiburg, Sprecherin 1 nicht, weil sie sich in einer anderen Stadt prostituierte, Sprecherin 2

nicht, weil ihre Erfahrungen länger zurückliegen. Sprecherin 1 hält sich zudem zurück, was ihre persönlichen Erfahrungen angeht (mit der Begründung, sie sei noch nicht lange genug in Freiburg) und Sprecherin 2 relativiert eher ihre eigenen negativen Erfahrungen (mal Glück, mal Pech, der eine Kunde so, der andere so etc.) ein wenig, so dass beide Bezug nehmen auf skandalöse Erfahrungen anderer Frauen und auf Hörensagen. Insgesamt argumentiert Sprecherin 2 persönlicher, Sprecherin 1 forciert politische Aussagen, aber beide bestätigen sich gegenseitig und es gibt nur wenige charakteristische Passagen von Dissens. Ein Dissens tritt ein, wenn Sprecherin 2 aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus erwähnt, es sei heute etwas besser als früher oder in Freiburg besser als in anderen Städten. Das hört Sprecherin 1 nicht gern und so wird es auch wieder relativiert durch die Aussage, dass anderes heute oder in Freiburg schlechter ist (z.B. *„früher war das irgendwie extremer (...) Es ist immer noch schlimm, schlimm, viel, viel zu schlimm, weißt du, aber ich empfand es damals krasser irgendwie, so jetzt, also, aber wie gesagt, es haben sich dafür wieder andere Sachen verschlechtert“*, *„es wird immer schlimmer“*).

Beide Frauen nehmen die Diskussion weitgehend selbst in die Hand, wobei nach Passagen mit persönlichen Erfahrungen von Sprecherin 2 Sprecherin 1 meist überleitet zu generalisierenden Aussagen. ‚Dicht‘ und dynamisch sind die Passagen, in denen die Zustände dramatisch und empörend beschrieben werden (*„was ich total schlimm finde“*, *„himmelschreiend, dass hier nichts getan wird“*, *„wo gibt’s denn sowas, das kann doch nicht wahr sein!“* etc.). Einige der von der Interviewerin initiierten Themen wie z.B. Alltagsversorgung oder Wohnen werden eher als nicht relevant vermittelt (*„das ist das Letzte, an das man denkt“*, *„das ist ja egal“* etc.). Für die Motivation der Frauen steht, dass bei der Vorbesprechung die Interviewerin die Sitzung eher beenden will als die Frauen; hier hat Sprecherin 1 noch einen Wunsch: *„Vor allem, ich finde, man könnte echt ein paar Punkte aufschreiben, was jetzt speziell für Frauen oder so, echt verändert werden müsste.“*

In der Stadtbegehung und Nachbesprechung wiederholt sich die Dynamik: Sprecherin 2 bringt eher ihre persönlichen Erfahrungen ein, 1 bestätigt sie abstrakt und erzählt wenig von sich selbst. Hier wird ein Dissens offenkundig zwischen persönlichen Wünschen von Sprecherin 2, *„die Tür hinter sich zumachen“*, und der von Sprecherin 1 formulierten politischen Utopie vom Leben mit offenen Türen. Beide finden aber wieder eine integrierende Wendung in der Diskussion und entwickeln gemeinsam Verbesserungsvorschläge für die Stadtplanung.

Die Raumwahrnehmung – Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraumes

Trotz Dissens in manchen Punkten kann eine gemeinsame (kollektive) kognitive Karte erstellt werden. Stärker als bei Gruppe 2 konzentriert sich der Stadtplan auf die Orte, die von drogenabhängigen Prostituierten aufgesucht werden (müssen): Die Methadonpraxis wird – wie bei Gruppe 2 und mit ähnlichen Worten, was das *„tägliche Hingehen“* betrifft – an erster Stelle genannt, die weiteren Orte sind Aufenthaltsorte und Drogenumschlagplätze wie der Bahnhof und der Stühlingerpark, Schlafstellen wie Dreisamufer, Notunterkünfte und wiederum der Stühlinger Park (genauer *„an dem Spielplatz hinten“*, *„unter dem Rhododendron“* als Schlafstelle) in seiner Funktion zum

„Platte machen“ sowie die Drogenberatungsstelle. Bei der Stadtbegehung werden diese und weitere Orte, die in der Diskussion wichtig geworden waren, aufgesucht: Hinzu kommen der Ort des Straßenstrichs, der Supermarkt am Bahnhof, die Bahnhofstoiletten und das ganze Areal um den Bahnhof herum.

Wie bei Gruppe 2 bildet die Gesamtstruktur ein Bewegungsbild von Routen und Routinen – mit einem entscheidenden Unterschied: Das Bild wird nicht interpretiert in dem Gegensatz von Route, Routine, Kreislauf bzw. Sog einerseits und Punkt bzw. Raum der Ruhe andererseits und die Metaphern, beziehen sich nicht doppelt auf den Raum und auf die biografische Entwicklung (Wege). Ruhe wird im Bewegungsraum mit Drogen hergestellt und braucht keinen eigenen Raum.

Das Gesamt der Orte und ihrer Verbindungen ist bestimmt von den Alltagsroutinen als Substituierte bzw. früher: als heroinabhängige Prostituierte. Wie bei Gruppe 2 ist der tägliche Gang zur Arztpraxis „*schon mal wichtig*“ als „*eine Tour, die ich auf jeden Fall zu machen habe*“, im Anschluss folgt der soziale „*Hauptbezugspunkt*“ Bahnhof – Drogenumschlagplatz, Markt für Körper und Fehlerware und sozialer Treffpunkt für alte Freunde und zum Kennenlernen neuer Freunde (s. Kap.5.3). Sprecherin 2 setzt die Routine, den Tagesablauf und die sozialen Beziehungen aus der Zeit der Heroinabhängigkeit fort (nach dem Übergang zu Methadon und „*wenn du den Stress nimmer hast (...), dann fehlt da irgendwie was vom Tagesablauf*“). Einige der Orte sind ausdrücklich als ehemals, zur Zeit vor der Substitution und während der Prostitution wichtige Orte verzeichnet. Alle Orte haben eine Funktion bezogen auf den Alltag heute oder früher, der (s.u.) zentriert ist um die Geldbeschaffung, die Drogenbeschaffung und den Drogenkonsum.

Die kognitive Karte ist somit in Sektoren eingeteilt, die auf unterschiedliche Weise mit dem Alltag und der Alltagsorganisation zu tun haben, Orte der Prostitution und Geldbeschaffung eingeschlossen. Für die Beschreibung der Sektoren ist das wiederkehrende Merkmal, wer dort die Kontrolle hat und wie Sicherheit hergestellt werden kann. Das zentrale Thema Straßenstrich wird eingeleitet mit „*ein krasser Job, aber ich habe mich sicher gefühlt*“ (in einer anderen Stadt). Heute ist es ein äußerst gefährliches Areal, denn es ist „*unter Kontrolle*“ und „*in den Händen*“ von Albanern, Russen oder Polen, die auch „*immer mehr die Oberhand*“ haben, was Drogen angeht. Die Sprecherinnen kennen Horrorgeschichten und wissen „*wie die Frauen vollkommen ohne Schutz sind, wenn sie nicht halt in diesem Russenclan und Albanerclan drin sind (...) als deutsche Frau hast du hier echt superschlechte Karten*“. Heute sind auf dem Straßenstrich „*die kleinen Russenmädel und die haben auch ihren Schutz und die haben auch den besten Stoff*“.

Das war früher in Freiburg nicht so: Es gab noch keine Russen und „*die Mädels haben sich gegenseitig die Autonummern aufgeschrieben, weil sie sich gegenseitig selber unterstützt haben*“, „*da hat jeder für sich selber geschafft, keiner musste irgendwie einen Zuhälter bezahlen und man hat gegenseitig auf sich aufgepasst*“. Das war „*von der Sicherheit her an und für sich ganz in Ordnung*“. Auch in den anderen Städten gab es andere Wege, die Sicherheit herzustellen und die Kontrolle über das Gebiet zu behalten (u.a. „*Familienbetriebe*“, Schutz durch den eigenen Partner, Absprache).

Im öffentlichen Raum – hier Bahnhofsgegend – wird gedealt. Der Handel mit illegalen Drogen zieht eine eigene Form von Kontrolle durch die Polizei nach sich (heute ist das Thema durch die Substitution weniger brisant): „*Du musstest echt aufpassen*“, man wurde „*gescheucht*“, „*man ist praktisch nur gelaufen und gelaufen, weißt du, und: Hast du was? und Geht was? und zack, zack*“. Die Form der Kontrolle hat sich verändert hin zur optischen Überwachung des öffentlichen Raumes: Heute sind „*überall Kameras aufgebaut (...)* dass wir alle auf dem Präsentierteller sitzen“. Dies gilt im Übrigen auch für die Toiletten, die mit Kameras überwacht werden. Es werden viele Beispiele von Vertreibungsformen erwähnt (Hausverbote beim Supermarkt, Vertreibung am Bahnhof etc.).

Sicherheit und Anspannung sind auch die großen Themen an den Orten der Übernachtung, insbesondere wenn das Schlafen im Freien im öffentlichen Park angesprochen ist. Für Sprecherin 2 bedeutet das Übernachten im Schlafsack eine ständige Anspannung auch in der Nacht („*da musst du mit allem rechnen*“ und „*da habe ich auch immer unruhig geschlafen*“).

Konflikt- und Kampflinien unter den einzelnen Drogenszenen werden für den Stühlinger Kirchplatz, den Umschlagplatz für Haschisch, geschildert. Die Stühlinger-Kirchplatz-Szene will „*unter sich sein*“, grenzt sich ab und hat „*total was gegen Leute, die sich was drücken*“.

Die Interviewerin initiierte das Thema ‚Räume, um zur Ruhe zu kommen‘ – die Reaktion der Sprecherinnen ist in der Vorbesprechung ebenso wie in der Nachbesprechung irritiert und es folgen Definitionen, was Ruhe sein könnte. In der Vorbesprechung bezieht Sprecherin 2 Ruhe auf den Themenbereich Eifersucht und „*Freiräume (...)* so einfach mal für mich was zu machen, was ich Böcke hab“, die ihr der Freund nicht lässt. In der Nachbesprechung fragt Sprecherin 2: „*Was ist Ruhe?*“ und hebt auf die „*innere Ruhe*“ ab, die keinen physischen Raum braucht und somit auf der kognitiven Karte nicht als spezifischer Ort verzeichnet wird. Mit der Vorstellung eines solchen spezifischen Ortes können die Frauen – zunächst (s.u.) – wenig anfangen.

Die Metaphern zeigen, dass Ruhe zwar nicht als eigener Ort, sehr wohl aber als Qualität der Orte eine Rolle spielt. So wird „*beruhigend*“ im Zusammenhang mit „*ich habe mich sicher gefühlt*“, „*ich habe keine Angst gehabt*“ verwendet und kurze Momente von Ruhe und Entspannung an öffentlichen Orten erwähnt.

Strategien und Taktiken

Die zentralen Strategien und Taktiken beziehen sich auf die Routinen und auf die Organisation des Alltags mit Drogen - als Beschaffung und Konsum von Drogen -, zum anderen auf die Herstellung von Sicherheit, Ruhe, Möglichkeiten zum Ausspannen.

Zahlreiche Strategien werden für die einzelnen Situationen erwähnt wie beispielsweise Absprachen, Schutz durch andere, Aufpassen und wachsam sein.

Zwei zentrale Passagen enthalten das Motiv, an einem „*krassen*“ Ort Ruhe herzustellen: Sprecherin 2 berichtet von einem Aufenthalt in öffentlichen Toiletten in Hamburg,

wo „*krasse Leute um sie herum*“ sind – sie beschreibt, ein Mann prahle damit, heute schon drei Bullen umgelegt zu haben, und eine Frau wird misshandelt, weil sie die Vene nicht trifft – und sie dennoch denkt: „*kann ich mich mal kurz entspannen (...) kann ich mich mal für ein paar Sekunden Ruhe...*“; ein ähnliches Paradox enthält die Geschichte der Frau, die auf der öffentlichen Toilette übernachtet. In einer anderen Episode sind an dem beschriebenen Ort „*Ratten und Spinnen um mich herum*“, die Sprecherin hat aber keine Angst und fühlt sich dennoch sicher.

Die zentralen Passagen thematisieren den Konsum von Drogen als Strategie, Ruhe herzustellen. Drogen erzeugen ein Gefühl, dass „*alles scheißegal ist*“, auch die Gefahren. „*Und wenn du eine gute Shore drin hast, dann bist du auch ruhiger (...) dann ist wirklich Ruhe und Frieden in dir drin.*“ Wenn die Frauen der Anmache ausgesetzt sind, helfen Drogen: „*Dein Ausweg ist dann halt hier (zeigt auf die Vene). Dann kriegst du nichts mit, dann bist du halt platt.*“ – „*Ja, das ist allerdings ein Ausweg.*“ – „*Um nix mehr mitzukriegen*“. Die Droge ersetzt den Raum, der Ruhe bieten kann: „*(Wenn du den Stoff hast) dann brauchst du keinen Raum oder irgendwas, dann nickst du halt ab und fertig, weißt du, dann hast du deine Ruhe. Wenn du draußen lebst, ja, dann hast du deine Ruhe, wenn du... so und fertig. (...) hast du wieder mal ein paar Stunden (...) wo du nichts mitkriegst von der Außenwelt, so, weißt du, wo du nur für dich bist irgendwie, wenn du in dich zusammensackst, ist egal, aber du hast für dich deine Ruhe. (..) Da hast du halt keinen Raum, da ist es halt das Gift, wo dir die Ruhe gibt irgendwie.*“ Drogen, ergänzt die andere Sprecherin bieten den „*inneren Raum der Ruhe.*“

Diese Ruhe ist allerdings riskant, denn „*du bist so zu, wenn du schläfst (dass die Wachsamkeit nachlässt)*“. Die Polizei kann einen zur Ausnüchterung mitnehmen – „*besonders mit Junkies machen sie es so gerne*“. Und wenn in 12 Stunden „*der Affe kommt*“, „*können sie ausquetschen, reintreten und ausquetschen, alles, was sie wollen, weißt du. Weil wenn du es nämlich eilig hast, wieder aus dem Revier rauszukommen und dir geht's wirklich total beschissen, weißt du, dann können sie dich schon unter Druck setzen...*“ – „*...du bist zerbrechlich wie Glas, das dünnste Glas...*“ – „*(...) das wissen die genau und das nutzen die total aus.*“

Ein anderer Strang von Strategien besteht darin, eine eigene territoriale Kontrolle aufzubauen. Modell dafür ist der gegenseitige Schutz – wobei dennoch jede für sich arbeitet -, den sich die drogenabhängigen Prostituierten früher gegenseitig boten. Mit den Verbesserungsvorschläge für die Situation von Prostituierten (Zugang zu Kondomen und zu Spritzbesteck auch nachts, Streetworkerin fit machen, ausbilden, die einen Schutz bieten können und aufpassen, Regeln und Kodexe haben und zusammenhalten, Legalisierung von Drogen, Bereitstellen von Räumlichkeiten) soll die Sicherheit erhöht werden in gesundheitlicher und physischer Sicht in einem solidarischen Zusammenhang.

Bedeutung von Wohnen

Wohnungen wurden auf der Karte nicht eingezeichnet; Sprecherin 1 klagt nur, dass es so lange dauerte, bis sie eine Wohnung gefunden hatte.

In der Nachbesprechung wird zwischen beiden Sprecherinnen ein Dissens sichtbar: Sprecherin 2 lässt sich im Gegensatz zu Sprecherin 1 auf das Thema von Wohnphantasien ein. Sie entwickelt durchaus konventionelle Vorstellungen einer „*schönen, großen Wohnung*“. Ein Traum von Sprecherin 1 ist es eher, zu einer Wagenburg dazu zu stoßen, so wie sie sich auch nach alternativen Lebensformen sehnt, bei denen alles geteilt wird und prinzipiell „*die Türen offen stehen*“. Diese Formen, die sie beispielhaft in der Berliner Hausbesetzerszene erlebt hat, bieten eine ‚Infrastruktur der gegenseitigen Hilfe‘: „*Ich geb dir das, was du brauchst, dafür hast du, was ich nicht habe*“ und „*ging’s einem dreckig und so: Komm vorbei, kein Problem*“ (vgl. Gruppe 3).

Sprecherin 2 problematisiert an dem Leben in einer Wagenburg, ob sie bei dem „*engen Wohnen*“ Ruhe hätte, wenn sie ihre Ruhe will (was sie zu vermitteln versucht als: „*keinen Bock auf niemand haben*“, „*einfach mal Zeit für sich wollen*“ oder „*dir wächst halt alles über den Kopf*“) oder ob man sich nicht irgendwann „*auf den Sack geht*“. Sie entwickelt damit Vorstellungen von „*Tür zu machen*“: „*Aber ich brauch manchmal einfach nur einen Raum, wo ich einfach echt die Tür zumachen kann und leck mich am Arsch, weißt du, echt so, ganz für mich allein mal, weißt du, so.*“ Das bezieht sie auch darauf, dass sie nun, seitdem sie eine eigene Wohnung hat, die Tür hinter sich zu machen kann, denn als sie bei ihrem Freund mitwohnte, konnte sie dies nicht. Hier bahnt sich eine Kontroverse zwischen den Frauen an, die letztlich auf einem unterschiedlichen Verständnis von Wohnen beruht, bzw. bei dem unterschiedliche Akzente bei dem grundsätzlichen Spannungsverhältnis zwischen offenen und geschlossenen Türen gesetzt werden (vgl. Gruppe 3: Wagenburg-Orientierung).

Gesamtinterpretation

In vielen Aspekten geht es um die Räume von drogenabhängigen Prostituierten; die heutige Situation tritt dahinter zurück. Zum einen haben die Frauen explizit die früheren Erfahrungen zum Bezugspunkt gewählt, zum anderen distanzieren sie sich nicht von der Szene, sind in demselben Freundeskreis geblieben und setzen auch den Tagesablauf fort: In der Szene spielt sich nach wie vor das Leben ab. Im Unterschied zu Gruppe 2 lässt Sprecherin 2 sich vom Sog mitziehen: die Szene, da spielt sich immer noch das Leben ab: „*Obwohl ich jetzt nicht mehr drauf bin und jetzt Methadon krieg und alles, aber trotzdem zieht’s dich irgendwie doch immer wieder dahin*“, „*da zieht’s einen doch immer wieder dann zurück irgendwie so. Weil man sitzt halt mit den Leuten echt in einem Boot (...): Dasselbe erlebt, dasselbe durchgemacht und so halt*“, zumal, wie auch in Gruppe 2 erwähnt, es schwierig ist, andere Leute kennen zu lernen und neue Freundschaften aufzubauen, weil viele Leute Vorurteile haben („*du warst mal drauf und du warst mal auf dem Strich*“).

Die Raumwahrnehmung und die Strategien enthalten eine Reihe von spezifischen Momenten, die mit Drogen zu tun haben und die auch die Differenz zu der Gruppendiskussion mit den anderen substituierten Frauen erklären können. Die Methadonsubstitution strukturiert den Tagesablauf; früher taten dies das Heroin in dem Sinn von „*praktisch nur drauf und dran, hast halt immer auf den nächsten Druck halt*“. Der Tagesablauf sah damals so aus: „*War den ganzen Tag beschäftigt (...) Kohle ranzuschaffen (...) wenn tagsüber nix lief mit Kohle, dann halt am Abend an der Straße gestanden (...) dann meine drei Grämmer geholt*“ oder für was es grade gereicht hat, „*und wenn du dann fertig*

bist mit der Arbeit und das alles abgecheckt hast, dann machst du dir erstmal was. Dann schläfst du sowieso ein.“ Die Aufteilung der drei Gramm bis zum nächsten Abend, das war „*der Tagesrhythmus*“. Drei Aspekte bestimmten den Alltag:

Die Reduzierung durch die Konzentration auf die Drogen: Die Versorgung als Waschen, Essen - und auch der Ruhebedarf – tritt zurück: „*Vor allem wenn du wirklich voll drauf bist, dann ist das das Letzte, an was du denkst, da ist alles andere wichtiger.*“ Auch die sozialen Kontakte sind trotz Zugehörigkeit zu einer Szene betroffen: „*Ich habe halt für mich selber irgendwie gelebt. Tagtäglich, weißt du, ich war praktisch meine eigene Freundin irgendwie, weißt du, da hast du praktisch gar keine Zeit gehabt, irgendwie Freundschaften richtig zu knüpfen, weil du warst praktisch nur am Hin und Her, weißt du, von einem Druck auf den Nächsten, weißt du, so irgendwie*“ (Sprecherin 2).

Die fehlende Kontrolle und die Planlosigkeit: „*ansonsten da hast du dich echt von einem Tag auf den anderen durchschlagen müssen (...) da planst du nicht voraus, entweder es läuft dir irgendwie am nächsten Tag was rein oder halt nicht*“, das Leben „*von der Hand in den Mund*“. Es kann sein, dass man „*Glück*“ oder einen „*Schutzengel*“ hat (z.B. nicht vertrieben wird), es kann sein, dass man „*Pech*“ hat (dann wird man vertrieben, bekommt schlechten Stoff oder hat als Prostituierte schlimme Kunden).

Die Notwendigkeit zu Checken: Bei aller Planlosigkeit ist der Regelungsbedarf hoch: Der Stoff will beschafft sein und ohne Wohnung muss man immer „*gucken, dass man bei jemand anderem unterkommt für ne Nacht*“ und „*wenn halt gar nix war mit Übernachtung, dann hat man sich halt irgendwie so runter gelegt, Hauptsache im Trocknen*“. Die Risiken sind hoch und verlangen Wachsamkeit.

Die spezifische Struktur der kognitiven Karte drückt die Bemühungen aus, eine Kontrolle über die Sektoren des Alltagslebens herzustellen bzw. sich mit den Bedingungen zurecht zu finden, dass jemand anders die Kontrolle hat. Der Konsum der Drogen heisst einerseits Rückzug aus dem Kontrollproblem (und eine Bewältigung der Situation fehlender Kontrolle) auf den „*inneren Raum der Ruhe*“, andererseits bedeutet er eine Aufgabe der Kontrolle über die äußeren Räume. Die kognitive Karte zeigt die Bemühungen, innerhalb der Struktur von Alltagsbewegungen, Routen und Routinen eine gewisse Kontrolle über Räume zu gewinnen, um sichere Bedingungen für den Konsum herzustellen. Noch ein anderes drogenspezifisches Paradox wird erkennbar: Drogenkonsumierende Wohnungslose sind einerseits auf die Öffentlichkeit angewiesen, andererseits wie illegale Drogenkonsumierende generell, auf Heimlichkeit und Intimität. Die Überwachung der Toiletten und der öffentlichen Plätze ist eine Verweigerung dieser Heimlichkeit; die Kontrolle und Vertreibung richtet sich explizit gegen die Versuche, an öffentlichen Orten Raum für Heimlichkeit und Intimität herzustellen. Für Drogenabhängige sind daher auch die öffentlichen Toiletten - über das „*Grundrecht zum Pinkeln*“ hinaus - ein Thema von Sicherheit und Schutz.

5.4.4 Junge Mütter mit Distanz zu Wohnungslosigkeit in ihrer Vorgeschichte (Gruppe 5)

Die Gruppe, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Wunschgruppe waren junge Mütter in Obdachlosenunterkünften. Diese Gruppe war sehr schwer zu rekrutieren. Nach vielen Anläufen und einem zunächst größeren Kreis von Interessierten kam eine Gruppe mit zwei Frauen zustande, die sich gut kennen, die beide aber seit mindestens 1½ Jahren eine eigene Wohnung haben und für die Wohnungslosigkeit und auch Opiat- und Alkoholabhängigkeit jeweils abgeschlossene Episoden in ihrem Leben sind. Sprecherin 1 hat eine Vorgeschichte von Heroinabhängigkeit, Therapieabbruch, Methadonprogramm, Entgiftung, Rückfall und erneuter Aufnahme in die Substitution während ihrer mehrjährigen Wohnungslosigkeit. In Freiburg wohnte sie in einer Obdachloseneinrichtung und bekam im Zusammenhang mit ihrer Schwangerschaft vor ca. 1½ Jahren eine eigene Wohnung, in der sie jetzt mit ihrem Kind lebt. Sprecherin 2 war schon als Jugendliche auf der Straße, hatte sehr jung begonnen zu trinken und in der Wohnungslosen-Alkoholiker-Szene zu leben. Sie lebte mit ihren drei Hunden vier Jahre lang offen wohnungslos und machte (allein) Platte, bis sie vor etwa vier Jahren eine eigene Wohnung bekam. Sie blieb aber in der Alkohol-Szene und trank selbst weiter, bis sie vor etwa einem Jahr – im zeitlichen Zusammenhang mit ihrer Schwangerschaft – nach 9 Jahren Alkoholabhängigkeit von heute auf morgen zu trinken aufhörte. Sie lebt heute mit ihrem Kleinkind, das sie allein erzieht, in einer eigenen Wohnung. Beide Frauen sind gut befreundet und halten die Kontakte zu „den angenehmen Leuten“, die sie aus der Zeit der Wohnungslosigkeit kennen, aufrecht, meiden aber solche Orte, an denen es um Drogen und Saufen geht. Sprecherin 1 besucht ab und zu ein Tagesangebot der Wohnungslosenhilfe, Sprecherin 2 verkauft die Obdachlosenzeitschrift für Freiburg.

Wie die anderen Gruppen auch, so rekonstruierten beide Frauen in verallgemeinernder Form die Regeln und Routinen der Gruppen bzw. sozialen Bezüge und Orte, in denen sie lebten. Während Sprecherin 2 stärker die (damalige) kollektive Identität und die gemeinsamen Aktivitäten der Szene in den Vordergrund stellt („wir“, „Treffplätze von uns“), organisiert Sprecherin 1 die Erzählung mehr aus der Subjektperspektive. Beide betonen die Distanz zu der Wohnungslosen- und Drogenproblematik aus heutiger Sicht. Sprecherin 1 ist „gottfroh“, „dass ich das alles wieder hinter mir hatte“, was sich auf das Wohnen in der Einrichtung ebenso wie auf die Heroinabhängigkeit und den Zwang zur Illegalität bezieht. Sie unterscheidet dabei „gute“ und „keine guten Erinnerungen“. Die heutige Situation der Szene ist ihr „egal“, sie kennt keinen mehr von denen, die heute in der Szene sind. Für Sprecherin 2 liegt die Wohnungslosigkeit weit zurück und die Bedingungen sind aus ihrer Sicht nicht mehr mit heute vergleichbar („zu meiner Zeit gab es noch nicht...“); sie distanziert sich heute auch vom Trinken und vor allem von den Alkoholikern. Sie beschreibt die Erfahrungen im Kontakt mit ehemaligen Weggefährten als belastend, schwierig und heikel: Sie wird „blöd angemacht (...), nur weil du da nimmer mitmischen tust. Weißt du, was die machen? Weil ich jetzt zwei Hunde hab' und ein Kind hab', glauben die doch, ich bin eingebildet worden und weil ich halt nicht mehr mit denen mittrink', in das Elend mich reinziehen lass' wie ein Magnet, weil ich da mich weghalt'...(G5-1: das ist der Neid) ... Ja, weil ich es geschafft hab', weil ich es geschafft hab' und weil ich es auch schaffen wollte und die leben immer noch auf dem selben Standpunkt wie vor drei Jahren (...) und dann tun sie sich da

gegenseitig - erst betrinken sie sich und dann hinterher hauen sie sich gegenseitig den Schädel ein .. (G5-1: und stechen sich ab ..) ... und was ist das für ein Leben, sag' mir das mal?! Das ist ein- und derselbe Kreis, wie - was weiß ich - vor Jahren, und da drauf habe ich keinen Bock mehr. Es muss doch was anderes geben, wie ständig sich nur das Hirn zuzudröhnen! Es muss doch einen Sinn geben, dass du lebst, es muss doch einen Sinn geben! (G5-1: mit einem Kind ist es gleich ganz anders)“.

Beide haben damit den ‚Absprung‘ und ‚Ausstieg‘ geschafft. Wenn man diese Gruppe mit der Gruppe der Substituierten und früheren heroinabhängigen Prostituierten (Gruppe 1) vergleicht, deren kognitive Karte nur die ständige Bewegung der Alltagsorganisation (mit eingeschlossenen Orten der inneren Ruhe) zeigte, und mit der Gruppe der Substituierten (Gruppe 2), bei der dieser Repräsentation ein Punkt außerhalb der Bewegung als Ort der Ruhe, von dem aus man den Kreislauf durchbrechen kann, hinzugefügt wurde, so handelt es sich jetzt um eine Gruppe, die diesen ‚Punkt außerhalb‘ gefunden und den Kreislauf sowohl von Substanzabhängigkeit (Opiate, Alkohol), als auch von Wohnungslosigkeit (wenn auch zu unterschiedlichen biografischen Zeitpunkten) verlassen hat und nun zurückblickt. Methodisch wird zu diskutieren sein, was es bedeutet, wenn eine kognitive Karte zu einer zurückliegenden Situation erstellt wird und wie die Verarbeitungsleistungen einer biografischen Situation in die Kartierung eingehen.

Die beiden Sprecherinnen haben unterschiedliche Themen und auch unterschiedliche Darstellungsweisen, daher kommt es häufig zu einem Nacheinander von Passagen (Sprecherin 1: opiatabhängig, Wohnungslosigkeit: Obdachlosenunterkunft, Alkoholdistanz, kein Hund; Sprecherin 2: alkoholabhängig, Wohnungslosigkeit: Platte, Alkohol-Szene, drei Hunde, die für sie sehr wichtig sind). Sprecherin 1 stellt ein pragmatisches Arrangieren mit beschränkten Möglichkeiten in den Vordergrund, Sprecherin 2 klagt eher über das, was nicht geht, und was ihr vorenthalten wird (schon als Kind, sagt sie, sei sie „Prellbock“ gewesen), hat zugleich stellenweise höhere Ansprüche, wie sie behandelt werden möchte. So unterscheiden beide sich z.B. bei der Bewertung einiger Erfahrungen, die Sprecherin 1 als „nicht so schlimm“ einstuft, während Sprecherin 2 sich stark diskriminiert fühlt. Beide nehmen aber häufig Bezug aufeinander, stellen an die jeweils andere Nachfragen, und dort, wo sich Erfahrungsbereiche überschneiden, ergänzen sie sich zu einer gemeinsamen Darstellung.

Aus der Unterschiedlichkeit der Umstände ergeben sich andere Karten und andere Orte mit je eigenen Bedeutungen. In der Vorbesprechung werden anhand der gezeichneten Karten nacheinander die Lebensorte der Frauen in der zurückliegenden Zeit der Wohnungslosigkeit entwickelt; bei gemeinsamen Erfahrungsbereichen diskutieren dann beide. In der Stadtbegehung gibt es zum einen Orte, zu denen nur die eine sich äußert, weil diese nur für sie relevant waren, zum anderen Orte, die beide aus unterschiedlicher Perspektive kennen (z.B. Bahnhof: für Sprecherin 1 ein Ort zum Dealen, für Sprecherin 2 ein Treffpunkt der Alkohol-Szene) und Orte mit gemeinsamen Erfahrungen (z.B. Sozialamt). Hauptthema sind Alltagsversorgung und soziale Bezüge zu den anderen Menschen in Wohnungslosigkeit. Gemeinsam haben beide die Themen: Vorliebe für naturnahe Orte wie Dreisam, Erfahrungen mit Streit, Ärger, Stress und Klauerei unter Wohnungslosen, Bedeutung von Substanzen zum „Zumachen“, Erfahrungen mit Ausschluss von Angeboten und Wohnwünsche heute. Die in der Nachbesprechung (Wohn- und

Stadtplanungsutopien) verlangte Abstraktionsebene liegt Sprecherin 1 mehr als Sprecherin 2, dennoch kommt es zur gemeinsamen Entwicklung von Verbesserungsvorschlägen.

Die Raumwahrnehmung – Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraumes

Die kognitive Karte von Sprecherin 1 enthält als Zentrum die Wohnung in einer Obdachlosenunterkunft, ein in der Nähe liegendes Tagesangebot für Wohnungslose und weitere Orte der Versorgung wie des Austauschs (Bahnhof); auch die Dreisam ist verzeichnet.

Die Karte von Sprecherin 2 hat als Mittelpunkte die Straße (Kaiser-Joseph-Straße z.B. zum Schnorren) und andere öffentliche Plätze, an denen sich die Szene getroffen hat (Bahnhof, Colombipark, Stühlinger Platz, „*bei Müller in der Stadt*“ (i.e. ein Drogeriemarkt in der Innenstadt), Denkmal) sowie eine Obdachloseneinrichtung, in der sie die Sozialhilfe ausgezahlt bekommt. Besonderer Ort ist ein Campingplatz außerhalb Freiburgs, den sie am Wochenende aufsucht. Die wichtigsten Orte der beiden Frauen werden in der Begehung aufgesucht: Die ehemalige Wohnung und das Tagesangebot bei Sprecherin 1, die wichtigsten öffentlichen Szene-Treffpunkte bei Sprecherin 2. Mit der Auszahlung der Sozialhilfe, mit dem Sozial- und Jugendamt und mit dem Bahnhof haben beide Erfahrungen.

Die Karte von Sprecherin 1 konzentriert sich auf den Nahraum und gliedert sich in zwei Bereiche: in den negativen Wohnbereich mitsamt zugehörigen Bezügen unter Wohnungslosen; das Tagesangebot wird dagegen mit positiven sozialen Bezügen eingeführt („*angenehme Leute*“), die Dreisam wird als Rückzugsort benannt, wenn es im Wohnbereich „*zu schlimm wurde*“.

Negative Motive in der Beschreibung von Wohnungslosigkeit bei Wohnen in einer Obdachloseneinrichtung sind „*keine Ruhe*“, „*Unverlässlichkeit*“ und „*keine Sauberkeit*“. Die Bilanz ergibt: „*Es war nur ein Haufen Stress, ein Haufen Ärger, keine Ruhe gehabt*“ und „*Lärm, Ärger, besoffene Leute, die rumgegangen sind*“. Ruhe ist der Gegenbegriff zu („*ständig*“) „*Streit*“, „*Gebüllle*“, „*Generve*“, „*Theater*“, „*Krach*“ und steht für die Wahrung der Privatsphäre im Sinne von „*die Tür zumachen*“ und vor dem Betreten des Zimmers anzuklopfen. In ihrer Strukturierung in ein ‚Dinnen‘ und ‚Draußen‘ sind die eigenen (Wohn-)Räume, die Kontrolle und Ruhe gewährleisten, gerade im Obdachlosenwohnheim nicht gegeben. Diese Wohnung ist für sie kein Ort der Sicherheit. Wegen der Unverlässlichkeit und der Unsauberkeit dieser Wirklichkeit schämt sich Sprecherin 1 und vermeidet Kontakte mit „*normalen Menschen, die nicht aus dem Milieu sind*“, denn die wären „*geschockt*“.

Das semantische Feld der Trias „*keine Ruhe*“, „*keine Verlässlichkeit*“, „*keine Sauberkeit*“ bezieht sich auch auf die Drogenszene („*dass hier jeder jeden gnadenlos nur verpfeift*“, „*da bist du halt ständig nur am Aufpassen (...)* dass dich keiner abzieht und keiner beklaut ..“ – „*... oder keiner betrügt ..*“ – „*dass dich keiner verpfeift, - ja, das sowieso. Dass dir keiner irgendeinen Dreck andreht*“) und auf die besoffenen Leute (Männer), die in anderen Einrichtungen „*rumhängen*“.

Das Tagesangebot bildet einen Kontrast dazu, *„eben wo man sich auch irgendwo unterhalten konnte, irgendwelche Spiele machen, hatte seine Ruhe, war recht friedlich, es gab selten Streit“*, sie traf *„angenehme Leute“*, die sie sonst nicht viel gesehen hatte. Einen weiteren Ort der Ruhe bietet die Dreisam, aber hier ist Sprecherin 1 allein und für sich: Da *„hatte ich halt da unten meine Ruhe. Da konnte man halt schön friedlich spazieren gehen, eine Weile abschalten, - ich bin auch öfter nur ans Wasser gesessen, so zum Nachdenken, oder wenn es warm war, ans Wasser gelegen, und Augen zugemacht, geträumt, und einfach abgeschaltet, zum Ruhe haben eben.“*

Die Routinegänge – das Abholen der Sozialhilfe, später die Methadonvergabe –, für die Gruppen 2 und 1 im Zentrum der Karte, nehmen in der Erzählung wenig Raum ein. Sie werden kaum erwähnt. Sie sind lästiger Zwang, aber *„zu tun hattest du ja nicht groß was. Von dem her (...) hat mir das nicht groß was ausgemacht, da immer hinzugehen. Also nicht vom Weg her, eher von den unangenehmen Leuten her.“* Wiederkehrend wird aber das Motiv *„Raus aus...“* verwendet, hier vor allem als *„raus aus der Kakerlakenbude“*, *„raus aus dem Immergleichen“*.

Die Karte von Sprecherin 2 zeigt eine ähnliche Grundstruktur, aber mit anderen Orten und mit einer etwas anderen Positionierung ihrer eigenen Person in den sozialen Bezügen. Da gibt es zum einen die Treffpunkte mit der Szene der Alkoholiker, Obdachlosen und ihren Hunden und die weiteren Szenezusammenhänge. Die Szene steht für Stress und Ärger in einem ambivalenten Sinn, sie steht aber vor allem für soziale Bezüge und für Vertreibung; positive und negative Bewertungen mischen sich. Ein Gegenbereich ist zum einen der Campingplatz außerhalb, den sie *„für sich allein“* hat, zum anderen das Schlafen im Schlafsack im Freien mit ihren drei Hunden. Der strukturierende Gegensatz ist hier: unter Leuten/kollektive Vertreibung und allein/Schutz.

Ihre kollektive Verbundenheit mit der Gruppe markiert Sprecherin 2 mit *„wir“* und *„die Treffplätze von uns“*. Man hat sich (den ganzen Tag) *„getroffen zum Saufen und zum Erzählen“*, neben Trinken und Schwätzen wird als Drittes benannt: *„Blödsinn gemacht, Fetz halt“*, *„ein bissle Stress gemacht“*, oder *„Action“*, *„es war immer was los“*. Zu diesem Leben gehört das Schnorren, der Unterschied zwischen Sommer (Treffen im Stadtpark) und Winter (Treffen in geschlossenen Räumen, um sich aufzuwärmen).

Dem positiven Bezug zur Gruppe steht eine Kritik gegenüber: Die Kumpane in der Gruppe sind keine *„richtigen Freunde“*, die *„gibt's dort nicht. Da betrügt jeder den einen oder den anderen, wie er halt besser davon kommt oder wie er halt besser um den Tag herumkommt“*, sie wird vor allem als *„seelischer Mülleimer“* benutzt, weil sie anderen zuhört, die aber kein Ohr für sie haben (damit setzen sich für sie negative Kindheitserfahrungen, *„immer Prellbock“* gewesen zu sein, fort). Dieses Motiv Ärger kennzeichnet auch die weitere Obdachlosenszene: *„Da hat's halt immer Ärger gegeben, auch unter den Straßenleuten“*, es gab Messerstechereien, *„dabei gings nur um einen Schluck Wein (..) haben sich selbst erniedrigt und schikaniert“*, *„Rücksichtslosigkeit“*, *„da kommst du ja gar nicht zur Ruhe“*.

In diesem ambivalenten Modus von kollektiver Erfahrung und gleichzeitiger Kritik wird auch die Erfahrung von Vertreibung und Duldung beschrieben. Die Vertreibung von

und der verwehrte Zugang zu Orten sind persönliche und kollektive („*uns vertrieben*“) Grunderfahrung. Abgesehen von der Einstufung als Wohnungslose („*dreckige Hosen*“: verwehrter Zugang zur Bahnhofstoilette) waren häufig der Ärger unter den eigenen Leuten und die Hunde der direkte Grund für einen verwehrten Eintritt (ins Schwimmbad, in die Notunterkunft, Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche) oder der indirekte Grund, weil z.B. die Hunde nicht angeleint wurden (Bahnhof, Stühlinger Platz). „*Tolle Treffpunkte*“ waren die, an denen die Polizei oder die anderen Leute duldeten, dass die Hunde frei herumlaufen. Die Sprecherin entwickelt eine eigene Logik: Wenn die Hunde angeleint waren und wenn die Gruppe „*ruhig*“ war, wurde man oft geduldet. „*Ärger unter unseren Leuten*“ gab es aber immer wieder und in unterschiedlichen Formen, sei es dass „*ein bissle übertrieben*“ wurde, wenn „*ein bissle Stress gemacht*“ wurde, sei es, dass es zu Messerstechereien oder „*Randale*“ kam.

Im Kontext der kognitiven Karte ist dieser Zusammenhang, der ausführlicher in der Querauswertung beschrieben wurde, dahingehend wichtig, dass er impliziert, dass die Szene selbst mögliche Orte der Ruhe zerstört: „*Das haben die Leute sich irgendwie - mehr oder weniger selbst verschissen, verbockt.*“ Der soziale Zusammenhang ist so entweder positiv oder negativ, je nachdem, ob es bei dem „*ein bissle Blödsinn gemacht*“ bleibt, oder ob jemand „*ein bissle übertreibt*“.

Im Vergleich zum Motiv der Vertreibung nimmt das ebenfalls erwähnte Motiv der schlechten, erniedrigenden und diskriminierenden Behandlung auf dem Sozialamt (Stigmatisierung als Alkoholikerin und als Wohnungslose) vergleichsweise einen geringen Raum ein.

Ein Gegenpol ist ihr Unterwegssein allein. Platte – d.h. an einem Schlafplatz im Freien übernachten – machte sie grundsätzlich allein, nach negativen Erfahrungen, bei Männern mitzuwohnen, sexuell ausgenutzt und „*weggeschmissen*“ zu werden. „*Beim Pennen bin ich immer eigene Wege gegangen, ich habe drei Hunde neben mir gehabt, und da habe ich meine Ruhe gehabt*“. Vertreibung wird in diesem Zusammenhang nicht erwähnt. Ein weiterer Ort der Ruhe ist der Campingplatz außerhalb, den sie am Wochenende aufsuchte. Sie geht dorthin, wenn sie „*abschalten, mich hinlegen, dem Wasser zuhören, wie es an die Klippen hingeht, platsch, platsch, (...) Augen zumachen, deine Ruhe haben*“ möchte. „*Die Hunde machen, was sie wollen, passiert ja eh nix. Das ist irgendwie - ich weiß nicht, - ich bin der Meinung, dass es ab und zu mal der Mensch seine Ruhe braucht, und wenn es nur zwei Stunden ist, zum Abschalten, den ganzen Stress irgendwie ein bissle durch den Kopf gehen lassen, wie man das anders machen könnte oder besser machen könnte oder wie auch immer.*“ Ruhe wird in den Zusammenhang mit „*viel Grün*“ gebracht und mit der Duldung durch die Menschen dort. Insgesamt ist die „*Natur*“ als Gegenpart zur Stadt eher als „*friedlich*“ konnotiert, in der Stadt gibt es viele Menschen, man muss immer aufpassen und tritt Menschen immer auf die Füße. Sprecherin 2 fühlt sich in der Stadt nicht wohl, ist aber als Obdachlose auf die Stadt angewiesen gewesen.

Es gibt zwei gemeinsame Themen, die mehr als das Motiv der Vertreibung mit den Karten der Gruppen 2 und 1 korrespondieren: der Ausschluss aufgrund fehlender finanzieller Mittel und der Suchtkreislauf. Mehrfach wird der Ausschluss derjenigen, die sich etwas nicht „*leisten können*“ erwähnt; die materiellen Bedingungen und die soziale

Frage finden als den Zugang verschließende Bedingungen in den Karten Niederschlag. Die Substanzabhängigkeit hat vor allem die Bedeutung, den Verbleib in dem strukturierten Zusammenhang zu erzwingen. Der Grund, Drogen zu nehmen, liegt in der Unerträglichkeit der Zustände und in der „Unzufriedenheit mit dem Rumhängen“. Dies mit einem zgedröhnten Kopf zu ertragen, führt aber nicht zu Veränderung und die Abschottung (innere Ruhe) ist nicht gleichbedeutend mit dem physisch existenten Ruhepunkt, der Alternativen eröffnet. *„Das ist ja das große Problem, das du hast auf der Straße oder eben auch in diesem Obdachlosenheim, du bist nie allein, du hast nie deine Ruhe, die brauchst du aber, - nüchtern kannst du das Ganze auf Dauer eben nicht ertragen.“* – *„Da drehst du durch.“* – *„Das ist, denke ich, der Grund, warum viele anfangen zu trinken oder Drogen zu nehmen, weil du es einfach nicht aushältst. Wird dir echt zu viel, und wenn du breit bist, hältst du alles aus, da macht's dir nix mehr aus! Aber nüchtern ist das echt nicht zu ertragen“;* *„... kannst nirgends alleine sein, hast nirgends deine Ruhe. Und grad jetzt bei dir so am Bahnhof, da hast du auch nur Besoffene um dich rum gehabt ..“* – *„.. ja, ja, und irgendwann greifst du dann selbst zur Flasche .. weil du es gar nicht ertragen kannst, - du kannst es nicht ertragen, das ist ein Ding der Unmöglichkeit.“* Doch mit dem Griff zur Flasche *„bist du doch nur noch mit nem breiten Kopf rumgelaufen, da kannst du - da frägst du dich solche Sachen nicht (i.e. nach angenehmen Orten)! Da bist du froh, wenn der Tag vorbei ist und der neue Tag kommt.“*

Strategien und Taktiken

Beide Frauen haben sich aus der Wohnungslosigkeit und aus der Substanzabhängigkeit gelöst. Für die Zeit in der Wohnungslosigkeit stehen die Drogen für eine Überlebensstrategie, allerdings für eine, die neue Zwänge mit sich bringt und die die Situation zwar ertragen hilft, aber nicht verändert. Für Sprecherin 1 war im Zusammenhang mit dem Ausstieg vor allem wichtig, dass sie von einem Tag auf den anderen in das Substitutionsprogramm aufgenommen wurde; Sprecherin 2 hat im Zusammenhang entgeltlich mit der Schwangerschaft den Ausstieg aus der Alkoholabhängigkeit geschafft.

In den Texten werden einige Strategien benannt, die sich auf das Herstellen von Orten der Ruhe und auf Wohnen beziehen. Sprecherin 1 entwickelte ausweichende Strategien. Zunächst zog sie innerhalb der Obdachlosenunterkunft in eine „ruhigere Wohnung“. Dann wohnte sie bei ihrem Freund mit und ist nur noch selten in der Obdachloseneinrichtung. In der Wohnung des Freundes fand sie Ruhe: *„Da war ich dann eh tagsüber viel alleine, das war dann erst mal richtig schön, bei ihm in der Wohnung. Eben als er dann am arbeiten war und ich den ganzen Tag alleine machen konnte in der Wohnung, was ich wollte, einfach Ruhe hatte und das war herrlich.“* Vorher noch war es eine Strategie, an die Dreisam zu gehen, *„wenn es mit dem Stress zu schlimm war.“*

Ultimative Strategie war es dann, die Orte zu meiden und die Bezüge zu der Szene (zu der als unangenehm bezeichneten Szene, zu den ‚Drogis‘ und ‚Alkis‘) zu kappen. Die meisten *„kennen mich nicht mehr, ich kenne die nicht, und hab' von dem her meine Ruhe jetzt hier.“* Für die künftigen Wohnvorstellungen wollen beide Sprecherinnen die Distanz gewahrt wissen: *„Und es sollte keine Szene in der Nähe sein und keine Alki-Treffpunkte. Das wäre mir auch arg wichtig. Weil ich habe auch keine Lust, dass mein Kind irgendwo aufwächst, wo es jeden Tag da die Besoffenen oder die Drogensüchtigen*

vor der Haustür hat. Und dann ratzfatz selber mit reingezogen wird. Das sollte nicht sein. Das gibt's zwar in jeder Stadt, aber es wäre ganz nett, wenn man nicht direkt da wohnt.“

Sprecherin 2 entwickelte andere Strategien. Zum einen bewegte sie sich mit der Gruppe im öffentlichen Raum, d.h. sie fand Anschluss an kollektive Strategien, sich öffentliche Orte anzueignen und im Kollektiv eine Mobilität zu entwickeln, die diese Aneignung in Replik auf Vertreibungen immer neu voran bringt. Zu diesen kollektiven Strategien gehört die Subsistenzsicherung im öffentlichen Raum über das Schnorren und die sozialen Bezüge innerhalb der Gruppe.

Ein zweiter Strang von Strategien besteht auf dem „*allein sein*“, „*etwas für sich allein haben*“. Der Campingplatz ist ein solcher Bezugspunkt. Von Anfang an war sie „*irgendwie auf dich selbst gestellt*“, „*manche Dinge muss man alleine schaffen*.“ Allein sein bedeutet nicht Gefahr und Ausgesetztsein. Mit den drei Hunden stellt sie Sicherheit und Schutz her, und in ihrer Erzählung lässt sich ablesen, dass sie in solchen Situationen sogar Häuslichkeit („*wie ein Häusle sieht das aus*“) imaginieren kann. Die Hunde werden sprachlich so bezeichnet („*nichts an sie ranlassen*“, „*um mich herum sein*“) als seien sie es, die die Funktion der ‚dritten Haut‘ übernehmen würden.

Für beide Sprecherinnen ist aber letztlich der Zugang zu der eigenen Wohnung die entscheidende Strategie, Wohnen herzustellen.

Bedeutung von Wohnen

Die Bedeutung von Wohnen hängt mit den weiteren Motiven im Text zusammen; die heutige Wohnung ist als imaginärer Bezugspunkt mit der kognitiven Karte verbunden, obwohl sie darauf nicht erscheint: Die Wohnung und die Nachbarschaft hat gerade das – oder sollte zumindest das haben –, was die negativen Segmente der Karte (die Obdachloseneinrichtungen, die negativen Aspekte der Szene) nicht haben.

Die heutige eigene Wohnung von Sprecherin 1 hat, was die Wohnung in der Obdachloseneinrichtung nicht hatte. Dieser wird daher auch die Bezeichnung als ‚*eigentliche Wohnung*‘ abgesprochen. Wohnung macht aus: „*deine Ruhe, wenn du sie willst, kannst machen, was du willst*“, „*keine Kakerlaken mehr*“, „*Ich kann reinlassen, wen ich will bzw. nicht reinlassen, wenn ich eben nicht will. Bin nicht mehr drauf angewiesen, dass jeder Säckel - auf gut Deutsch - in der Bude rumhängt, sprich: keine Besoffenen, keine Dealer, keine Drogensüchtigen, gar nix*“ - und eine zuverlässig funktionierende Waschmaschine, „*ich muss auch nicht mehr stundenlang warten, bis das Bad mal frei ist*.“ Allgemein steht Wohnung für „*dein Reich, da gehst du nach Hause, da machst du die Tür zu und dann ist das für dich ..*“ – „*du musst keinen reinlassen, wenn du nicht willst, es kommen nur Leute rein, die du reinlassen willst (...)* Ne Wohnung ist das *Einzigste, ne eigene Wohnung, und wenn sie noch so klein ist oder so, - ist egal, aber es muss dein eigenes sein, wo du zumachen kannst und fertig*.“ Eine Alternative wäre nur noch eine Wohngemeinschaft, wo man sich die Leute aussuchen kann und nicht „*zusammengewürfelt*“ ist wie im Obdachlosenwohnheim „*mit Leuten, wo du dich eh nicht mit verträgst*.“

Sprecherin 2 macht ihre Vorstellungen weniger an der schönen Wohnung für sich allein fest, die auch sie sich wünscht. Ihr Thema bezogen auf Wohnen liegt wieder mehr auf den sozialen Bezügen: Die Nachbarn kümmern sich um einander, *„sodass da so ein Zusammenhalt da ist, und nicht so 'ich leb' mein Leben, ihr lebt euer Leben und der Rest interessiert mich nicht'. (...) dass man ‚Guten Tag‘ sagt und ein bisschen so schwätzt und dann geht halt jeder irgendwann mal in seine Wohnung - oder tauscht sich aus, mit den Kindern z. B., was da bei denen damals so war und wie es jetzt ist. Oder wenn mal Not am Mann ist, wegen - wenn die Frau wieder arbeiten will, wo jetzt ein Kind hat, dass man vielleicht den Nachbarn fragen kann: kannst du mir mal ein paar Stunden mein Kind abnehmen?“* Die Nachbarschaft bietet ihr einen „Halt“ und letztlich das an Kontakten, was die Gruppe ihr früher gegeben hat, nun aber ohne Alkohol und in einer sozial akzeptierten Weise. Der letzte Passus des Zitates zeigt, dass die Wohnung allein in ihrer jetzigen Situation noch nicht dazu geführt hat, dass sie Ruhe und Zeit für sich hat; heute ist es das Kind, das sie pausenlos beschäftigt.

Gesamtinterpretation

Generell stellt sich an dieser Stelle die Frage, was es bedeutet, dass beide Frauen kognitive Karten für eine Zeit zeichnen, die länger zurückliegt und die für sie eine – worüber sie „gottfroh“ sind – abgeschlossene Episode in ihrem Leben darstellt. Die Karte wird damit retrospektiv danach gebildet, was die Frauen heute haben. Auch wenn wir voraussetzen, dass die Frauen sich zurückversetzen können in die damalige Welt, so zeigen die Karten doch nie ‚die Wahrheit‘, sondern Konstruktionen von heute aus.

Möglicherweise ist so der Gegensatz zwischen der negativen Szene damals und dem Wohnen heute, der bei Sprecherin 1 deutlicher hervortritt als bei Sprecherin 2, für die Konstruktion konstitutiv: durch diesen Kontrast wird die Diskontinuität unterstrichen, der Bruch hervorgehoben. Damals habe ich gerade das nicht gehabt, was ich heute gewonnen habe und über das ich froh bin. Wird überwiegend davon ausgegangen, dass in biografischen Erzählungen Kontinuitäten hergestellt werden und der gesamte Lebenslauf homogenisiert wird, so wird hier die Distanz zwischen dem Damals und Heute hervorgehoben.

Möglicherweise stehen einzelne Aspekte auch im Dienste der Verarbeitung der neuen Erfahrungen. Bei Sprecherin 2 kann das Motiv der ‚selbst verschuldeten Vertreibung‘ auch eine Legitimation bedeuten, dass keine Loyalität von ihr verlangt werden kann. Schließlich lebt sie vor, dass man, wenn man sich anständig verhält, der Vertreibung entkommt.

Auch wenn so im Einzelnen die heutige Situation einen Einfluss auf die Konstruktion der räumlichen Umwelt aus der Erinnerung heraus hat, so stimmen doch die Motive mit den anderen Gruppen so weit überein, dass Grundzüge der Situation wohnungsloser Frauen deutlich werden: Das Motiv der antagonistischen Orte, mehr oder weniger polar oder auch spezifisch miteinander verbunden in dem Sinn, dass der eine Ort den anderen enthalten kann. Die Motive Unruhe, „Stress“, „Lärm“ einerseits und „Ruhe“ andererseits, die Erfahrung der sozialen Unzugänglichkeit von Orten, der Orte der Degradierung und der Vertreibung, die Bedeutung von Drogen, um „zuzumachen“, die Meta-

phern der „*offenen Türen*“ oder des Zumachens der Türen stimmen mit den Karten der anderen Gruppen überein.

5.4.5 *Junge wohnungslose Frauen (Gruppe 7)*

Die Gruppe, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Diese Gruppe kam zwar in kleiner Besetzung, dafür aber unkompliziert zustande: Die beiden befreundeten Frauen meldeten sich zusammen, Termine auszumachen war kein Problem. Beide Frauen sind Anfang 20. Sprecherin 1 rechnet sich - auch äußerlich erkennbar am Haarschnitt - der Punkszene zu. Sie hat eine Vorgeschichte von mehreren Jahren Straßenleben mit unterschiedlichen Stationen (Platte machen auch im Winter, Mitwohnen bei einem Bekannten, Leben im Bauwagen, Leben in einer Obdachlosenunterkunft). Alle Unterkünfte verlor sie wieder, meist indem sie rausflog. Seit wenigen Monaten hat sie eine eigene Wohnung, ist aber wegen zu lauter Musik wieder von Kündigung bedroht. Sprecherin 2 gehört eher zur Hippie-Szene. Sie musste wegen Geldmangel ihre Wohnung aufgeben, flog aus einer zweiten Wohnung und wohnt seit einem Jahr bei ihrem Freund unter so beengten Verhältnissen mit, dass sie sich tagsüber fast nur außerhalb der Wohnung aufhält. Ihr großes Problem ist, dass sie derzeit keinerlei Einkünfte hat, auch keine Sozialhilfe bezieht.

Die Frauen sprechen einen Szenen-Jargon. Einerseits lassen die Diskursregeln die sonst üblichen Schließungszwänge vermissen: Die Darstellung ist oft sprunghaft, lässt Lücken und bleibt im Vagen oder Schicksalhaft-Beiläufigen „*halt irgendwie*“ und „*komischerweise*“, das für Insider eher verständlich ist. Andererseits wird das eigene (vor allem aus Perspektive der Gesellschaft als abweichend deklarierbare) Handeln plausibel gemacht (z.B. Saufen, „*weil anders geht's nicht*“, „*irgendwann ausgeflippt, weil ich es nicht eingesehen habe*“, „*weil es mir zu blöd ist*“ etc.) Die Handlungen der Instanzen der sozialen Kontrolle werden begründet, häufig im Sinne negativer Intentionen (z.B. Leute sollen „*rausgeekelt*“ werden und sind unerwünscht), oder aber als unergründlich dargestellt (z.B. „*Ich weiß auch nicht, was die haben*“). Zur Plausibilität tragen auch die Verallgemeinerungen des eigenen zu einem generationstypischen Handeln (z.B. „*man möchte als junger Mensch gern ein bisschen leben*“, „*typisch jung halt*“, „*Ich brauche Natur, man braucht Natur*“) und der eigenen Erfahrungen zu kollektiven Erfahrungen bei sowie rhetorische Fragen wie z.B. „*Wo sollen wir denn hin?*“, „*Wer kann sich das schon leisten?*“ etc.. Alle Vertreibungen und Einschränkungen etc. werden von beiden offensiv als „*Frechheit*“, „*Schweinerei*“, „*asozial*“, „*unverschämt*“, „*unter aller Würde*“ etc. angeprangert.

Die Regeln der persönlichen Selbstdarstellung beinhalten bei Sprecherin 1 eine Vermittlung von Lebenserfahrenheit, Selbstsicherheit und Offensive („*Solche Erfahrungen habe ich schon gemacht*“, „*das kenne ich alles*“), Sprecherin 2 ist unsicherer, vager, unbestimmter (z.B. „*Wie soll ich das sagen?*“) und betont das Prekäre, Ungesicherte, Negative.

Beide befinden sich in einer ähnlichen Situation aber mit unterschiedlichen Akzenten (bei Sprecherin 2 die ungesicherte Situation bezogen auf die Bleibe und Geld, bei Sprecherin 1 die - mitunter provozierten - Zusammenstöße mit der Umgebung), sie bringen

daher unterschiedliche Themen ein. Beide lassen die Unterschiede stehen und ergänzen sie zu einer gemeinsamen Geschichte, da ein Fundus an übereinstimmenden Einschätzungen vorhanden ist. In der Vorbesprechung dominiert abwechselnd die eine oder die andere, die Themen der anderen werden aber aufgegriffen und weitergeführt. Die grundsätzliche Positionierung des Themas als Orte, die Möglichkeiten bieten, bzw. deren Nichtexistenz oder Unzugänglichkeit wird von beiden zusammen von Anfang bis Ende getragen. Da bei der Begehung solche Orte ausgewählt wurden, an denen beide Frauen sich aufhielten, produzieren beide eine gemeinsame, die unterschiedlichen Erfahrungen bzw. die unterschiedlichen Bewertung der Erfahrungen integrierende Beschreibung. In der Nachbesprechung bleiben die Utopien eng als Antithese an den aktuell erlebten Mangel gebunden. Abstraktere Vorstellungen zur Gestaltung der Stadt in einem weiteren Sinn kommen nicht vor, Fokus bleiben Kollektiv-Projekte für Jugendliche.

In der Vorbesprechung taten sich beide Frauen schwer, eine auch nur rudimentäre Karte zu zeichnen bzw. Orte aufzuschreiben. Sie hatten z.T. Angst, Fehler in der Rechtschreibung zu machen. So verlagerte sich der Akzent mehr auf die mündliche Sammlung von wichtigen Orten.

Die Raumwahrnehmung - Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraums

Auf der Karte und in dem Gespräch werden zusammengenommen eine Vielzahl von Orten genannt: (alternative) Cafés, Kneipen, Musikschuppen, öffentliche Treffpunkte und Plätze, Bahnhof, Schlafstellen und Obdachlosenunterkünfte, Bibliotheken, die Dreisam, Erholungsorte außerhalb der Stadt und bei Sprecherin 1 die Wohnung. Bei der Stadtbegehung wurden als ‚unangenehm‘ klassifizierte Orte wie der Bahnhof, das Denkmal, das Cräsh, und ‚schöne Orte‘ wie Dreisam und Schlossberg sowie der Augustinerplatz begangen.

Zwei Wendungen werden immer wieder bei den Beschreibungen verwendet, so dass angenommen werden kann, dass sie grundsätzlich die Raumwahrnehmung anleiten: Zum einen der Aspekt, was man an Orten machen kann, also die mit dem physischen Raum verbundenen Optionen, zum anderen die Einteilung in Orte, die es gibt, und Orte, die fehlen. Der Raum Stadt ist ein einziger großer Möglichkeitsraum; seine Gesamtstruktur wird gebildet aus der Summe an Optionen, die entweder zugänglich oder nicht zugänglich sind, je nachdem, ob es die entsprechenden Orte gibt oder nicht, bzw. wenn es sie gibt, je nachdem ob der Zugang möglich ist oder nicht. So ergibt sich dann eine Binnendifferenzierung in schöne, unangenehme, unzugängliche Orte und fehlende Orte.

“Schöne”, “nette” oder “angenehme” Orte zeichnen sich dadurch aus, dass man dort positive Optionen einlösen kann: man kann “hocken bleiben”, spazieren, sich hinlegen, billig Kaffee/Bier/Tee trinken, im Winter sich aufwärmen, pennen, basteln, Wäsche waschen, sich zurückziehen und sich treffen, sich austauschen. Allein oder mit Freunden – hier werden positive soziale Beziehungen realisierbar. Unangenehme Orte sind mit dem Motiv der Vertreibung, der Aggressivität und der “blöden Anmache” verbunden (siehe unten). Unzugängliche Orte sind vor allem Orte, die zu teuer sind, wo der Eintritt zu hoch ist (Konzerte, Toiletten!), wo das Bier zu viel kostet (Kneipen), wo die

Miete zu hoch ist (Wohnung). Die Angewiesenheit auf kostenlose oder billige Angebote zieht sich wie ein roter Faden durch die Beschreibungen; dass dort etwas billig erhältlich sei, ist wesentliches Kriterium dafür, einen Ort gut zu finden. Weitere strukturelle Hindernisse für einen freien Zugang zu Optionen resp. Orten sind neben fehlendem Geld fehlende Informationen und eingeschränkte Öffnungszeiten. Sprecherin 2 kennt nur wenige Orte, sie wünscht sich ein *“Hefle, wo drin steht, da gibt’s was und da gibt’s was.”* Am besten, so beide Sprecherinnen, sollen alle Angebote 24 Stunden am Tag geöffnet haben. Als Letztes gibt es die fehlenden Orte: *“Das fehlt”, “sonst gibt es ja nix”, “es gibt (viel zu) wenig für junge Mädels, wo sie schlafen können”, “... für Jugendliche”* oder *“...für die armen Leute”* etc.

Unangenehme Orte sind in der Regel auch unzugänglich, aber sie sind es vor allem deshalb, weil unangenehme Leute dort sind, die vertreiben. Die Erfahrungen von vorenthaltenen Optionen und beschnittenen Möglichkeiten werden mit Vertreibung, *“Verjagung”*, und *“Eingepfercht werden”* gefasst und spielen eine große Rolle. Sie beziehen sich sowohl auf die Instanzen sozialer Kontrolle als auch auf Segmente der Szene selbst. Die *“Verarschung”* und Behinderung durch Ämter (*“Steine in den Weg gelegt”*) entspricht dem, was auch in anderen Gruppen genannt wurde. Besonders Beispiel für beschnittene Möglichkeiten und damit einen unangenehmen Ort ist die Obdachlosenunterkunft. Für die Zumutung für Sprecherin 1, dass sie *“ruhig”* sein (keine laute Musik), sich mit Nachbarn arrangieren muss und nach 22 Uhr keinen Besuch mehr haben darf, verwendet sie das Bild des *“öffentlichen Knast”*: *“da wirst du auch einfach reingepfercht”, “die stecken dich da rein”, “du wirst irgendwo reingetrichtert, wo du gar nicht rein paßt”*. Vertreibungen auf der Straße (wegen Schnorrens), von Hauseingängen und aus Kneipen werden geschildert. Bei allen Vertreibungen wird nicht an Hinweisen auf Ungerechtigkeit gespart: wollten sich die Sprecherinnen doch nur *“ein bisschen ausruhen”, “ruhig da sitzen/hocken”, “ihre Ruhe haben”* oder *“eigentlich einen Tee trinken, mich aufwärmen”* und sind *“eigentlich ein ruhiger Mensch”*. Sprecherin 1 führt die Vertreibung auf ihr *“anders Aussehen”* und auf böse Absichten zurück. Die Szene selbst schließt aus in Gestalt der Türsteher des Musikschuppens, der den kostenlosen Eintritt verweigert, das Mitbringen von (billigeren) Bierdosen verbietet oder *“total unbegründet”* rausschmeißt – und das auch noch willkürlich: *“Manchmal lassen sie dich rein, dann lassen sie dich wieder nicht rein, - nach Lust und Laune, dabei kennen sie dein Gesicht. Du gehst ja schon seit Jahren hin, so, sie machen halt, wie sie wollen. (...). Generell wollen sie die Leute nicht mehr haben so.”* Kaputtheit, Aggressivität und blöde Anmache (*“auch wo man gar nichts macht”*) wird auch für die Obdachlosenszene *“der Älteren, der Abgesoffenen”* in der Klarastr. 100 beschrieben, für die Punks, die sich am Denkmal treffen und für die Szene des Augustinerplatzes. Bei Sprecherin 2 führen die negativen Erfahrungen (*“es ist nicht so lustig, verprügelt zu werden”*) dazu, dass sie einen weiten Bogen um den Treffpunkt Denkmal macht.

Was die Inhalte der Optionen angeht, so finden sich neben den Versorgungsaspekten auch die von anderen Gruppen genannten Begriffe der Ruhe und der Bewegung, des Alleinseins und des sich Treffens, des Sitzens (und Kaffee Trinkens, ein Buch Lesens), des Laufens, Rumwanderns, Rumlungerns, des Abhängens und des Hockens. Doch sind diese Begriffe im (reichhaltigen!) semantischen Feld weniger polar angeordnet, insbesondere bei Sprecherin 1. Sie nennt als das, was man an der Dreisam kann, in einem Atemzug den Rückzug und das *“uns Treffen”*, das Alleinsein und das mit Freunden

Labern. Oberbegriff für viele Varianten ist das *“Hocken”* oder *“hocken bleiben”*. Er ist spezifisch ambivalent: Einerseits verweist es auf Ruhe: Sprecherin 1 braucht *“ein Zimmer, dass man sich zurückziehen kann”*, in ihrer Wohnung *“da habe ich endlich mal meine Ruhe gehabt”*, *“das Schlimmste, was es gibt so, dass du nimmer weißt, wo du hocken kannst”*; die Bewegung, die von der Szene ausgeht, ist eher negativ: *“Du wirst automatisch mitgezogen, du saufst automatisch mit und so.”* Auf der anderen Seite geht von der Szene, also den Punks, eine positive Bewegung aus: *“Manche ziehen dich wirklich mit und sagen: da und da gibt's was”*, damit gelingt es, *“die Leute auch mal ein bisschen zu bewegen”*. Hocken steht für Stagnation und das kann sich auf das Hocken in einem Zimmer oder auf das Hocken (Abhängen) bei den Punks beziehen: *“Ja, wenn ich Tage nur rumhock', - an einem Ort - ich weiß nicht, da staut's mir was und da werde ich aggressiv halt, irgendwie. Weil ich dann nicht weiter komm', das bremst mich, und so. Und ich will ja weiter kommen, das bringt ja nichts, wenn ich die ganze Zeit an der selben Stelle hock' und ich komme nicht mehr weiter mit mir und so. Das Leben ist ja da, dass man weiter kommt.”* *“Ich bin früher auch da abgehängt, mit 17, so, sehr viel, das fand ich nicht schlecht, so. Aber jetzt, - ich weiß nicht, ich denke einfach, man muss einfach weiter, weißt. Einfach weiter.”* In einer früheren Phase brachten die Punks und später die Lösung aus der Szene Bewegung. Sie selbst sieht das in einem Modell der Abwechslung und Balance von Ruhe/Rückzug und Bewegung: *“Ja, da bin ich halt gegangen, weil - es ist mir zu blöd, die ganze Zeit an einem Ort zu hocken. Auch schon nett, so manchmal, - und dann denkt man nicht so. Wie ne Waage, du musst halt Glück haben.”*

Bei Sprecherin 2 mischen sich die Kategorien des Sitzens und Laufens auf eine andere Weise. In einer Schlüsselpassage, die damit beginnt, dass die Sprecherin *“sowieso nicht lange irgendwo drin bleiben”* kann, *“weil ich die ganze Zeit irgend was machen muss”*, beschreibt sie die Aktivitäten: Abhängen in Bibliotheken oder an der Dreisam oder Leute besuchen gehen oder drinnen weiter lesen. *“Ja, ich mach irgendwie nicht viel, ich sitze nur draußen rum und sitze drinnen rum und lese rum und lauf' manchmal zwei, drei Stunden durch Freiburg, sonst mache ich eigentlich gar nichts. Hole mir ab und zu die Zypresse, schau', ob es irgendwo Arbeit gibt, stell' mich irgendwo vor, aber irgendwie - so geht das schon seit drei Monaten und irgendwie passiert gar nix.”* Drinnen und Draußen markieren keinen großen Unterschied, ebenso wenig wie sitzen bleiben oder laufen – alles führt in Ineffektivität, nichts kommt in Bewegung. Weder ist etwas Dauerhaftes möglich, noch eine Veränderung. Die Szene erscheint als unangenehmer Ort, *“wo du untergehst”*, *“Drogen reingepumpt bekommst”*: *“‘hier nimm', ,zieh mit', so.. Da sagst du auch nicht nein, weil, du hältst die Leute echt nüchtern nicht aus. Die gehen dir so auf den Keks, dass es gar nicht geht”*, aber ebenso ist ein Ort des Rückzugs nicht verfügbar. *“Ich kann mich irgendwo an öffentlichen Orten zurückziehen, aber eben ein Zimmer habe ich nicht. Das fehlt mir schon.”*

So gibt es wenige Orte, die eindeutig ‚Ruhe‘ oder ‚Bewegung‘ zugeordnet werden können; wichtig scheint vielmehr die Vielfalt der mit Orten verbundenen Optionen zu sein, von Optionen, in der Natur zu sein, laute Musik zu hören, *“Party zu machen”*, in der Bibliothek zu lesen, sich zurückziehen zu können, Leute treffen zu können – jedenfalls *“ab und zu”*, *“manchmal dies und manchmal das”*. Für beide Sprecherinnen gilt prinzipiell die Stadt als Raum, dessen Optionen verfügbar sein sollten, wenn man dies will:

“Also wenn man Ruhe haben will, findet man einen ruhigen Platz, und wenn man Leute haben will und irgendwie Jogger auslachen oder seltsame Studenten beobachten, - also man hier eigentlich ziemlich alles.” In der Nachbesprechung entwickeln beide Sprecherinnen die Vorstellung eines multifunktionalen Hauses, das eine umfassende Palette von Angeboten vom Rückzug bis zum Austausch, vom Basteln bis zum Pennen, kostenlos bzw. billig und rund um die Uhr in kollektiver Eigenregie anbietet.

Strategien und Taktiken

Sprecherin 1 entwickelt eine Vielzahl von Strategien, mit den Einschränkungen an Orten und Optionen umzugehen. Eine der Strategien ist es, nach Alternativen für verschlossene Orte zu suchen: kann sie sich ein Bier in der Kneipe nicht leisten, geht sie Freunde besuchen. Der Kampf ist eine weitere Strategie: Sie unterstreicht, dass sie sich ihre Wohnung hart erkämpft hat: *“Das kriegt man nicht geschenkt, immer. Man muss auch ein bisschen tun (...) . Das geht auch nicht. Ich muss auch hart erkämpfen, dass ich das krieg’.”* Der Kampf hat durchaus politische Akzente (*“Der Arme wurde wieder ausgebeutet und der Reiche, dem geht's ja gut, der hat genug Kohle”*) und bekommt in der Nachbesprechung in der Entwicklung einer kollektiver Utopie ein Ziel. Das Umfunktionieren von öffentlichen Räumen zum Hocken oder Pennen ist eine Aneignungsstrategie ebenso wie die Nutzung von verbleibenden Resträumen trotz und wegen der Einschränkungen: Weil es sonst nichts gibt, weil z.B. junge Leute sonst keinen Treffpunkt haben, *“ist es schon gut, dass sie sich da sammeln”* oder *“man wird blöd angemacht, aber sonst ist es schon ein nettes Örtle hier.”* Die Gruppe der Punks, so kaputt sie sind, bietet ja auch etwas, wie z.B. Schutz vor Zuhältern und den *“abgesoffenen”* alten Männern der Obdachlosenszene, die *“ganz gierig drauf”* werden, wenn sie hören *“junges Mädels, auf Straße, 17 Jahre alt”*. Insbesondere hat Sprecherin 1 eine Kompetenz, die Optionen flexibel zu nutzen: je nach Phase, in der sie ist (*“damals habe ich das vielleicht gebraucht”*) und in einer dosierten Weise: *“Man soll sich nicht ganz gehen lassen. Es tut gut, wenn man sich ein bisschen gehen lässt, aber nicht ganz gehen lassen. (...) sollte man ein bisschen gucken, dass man ein bisschen - dass man irgendwie fit bleibt noch, und man kann trotzdem ein bisschen absiffen, aber trotzdem noch fit bleiben kann. Dass man nicht ganz die Kontrolle verliert. Das tun viele da auch. Die verlieren echt die Kontrolle dann durch Suff und Drogen und so.”*

Sprecherin 2 gibt die Resträume auf; wenn sie negative Erfahrungen macht, und meidet dann die entsprechenden Orte, *“weil es mir zu blöd ist”*. Das bezieht sich auf die öffentlichen Treffpunkte, um die sie jetzt einen großen Bogen macht, ebenso wie auf die Ämter: *“Also ich will auch zu keinen Ämtern mehr gehen oder so, ich kriech' denen nicht mehr in den Arsch. Ist mir grad egal, sollen sie ihr Geld behalten, echt. Ich will den Stress nicht mehr, mich dumm anmachen zu lassen, echt.”* Wenn die Orte oder Plätze groß genug sind, um auszuweichen und um sich Leute *“aussuchen”* zu können, kann sie ihren ruhigen Ort finden: *“Also die Aggressionen machen mir nichts, dann hock ich mich woanders hin. Weil Aggressionen herrschen eigentlich überall, man muss sich ja nicht damit abgeben (...) Es ist genügend Platz, so. (..) also man kann hier auch Ruhe haben, wenn man will, hockt man sich halt woanders hin, mit nem Buch -”* Am liebsten ist ihr dabei die Position, am Rand zu sitzen und *“die Herden, die hier vorbeiziehen”* zu beobachten, interpretierbar als ein Versuch, in der Beobachterposition dem Geschehen verbunden zu sein und es gleichzeitig zu kontrollieren. Auch andere Strategien von

Sprecherin 2 sind eher solitär und mit der Nutzung ungewöhnlicher Orte verbunden: Lesen in Bibliotheken, „*sich bilden*“ in kulturellen Einrichtungen und Musik hören.

Bedeutung von Wohnen

Für Sprecherin 1 ist Wohnung ein „*erkämpfter*“ Ort der Ruhe, verbunden mit Freiheitsrechten und Freiraum, hier nun autonom nach den eigenen Vorstellungen vom richtigen Leben den Ort auszugestalten. Dazu gehört für Sprecherin 1 vor allem das laute Musikhören: Ohne diese Option ist Wohnen kein Wohnen. *“Man sagt, man darf da wohnen, aber es kommt mir nicht so vor, dass ich wohnen würde. Da wirst du echt eingeschränkt, und ich finde, wenn man schon Miete bezahlt, dann darf man wohnen. Man denkt, man wohnt ja da drin, dann darf man auch laut sein wie man ist”*; *“heutzutage bezahlt man Miete, toll - du musst ruhig bleiben und so, - man wohnt nicht mehr, man lebt nicht mehr, finde ich. Ich finde es kein Leben mehr. Mir kommt's vor wie eingepfercht, wie im Zoo, bist jetzt ruhig, fertig.”* Die Wohnung ist so nicht das Problem, sondern die Nachbarn, die *“anders drauf sind”* (Nachbarn *“Psychotante”* und *“Bürohengst”*), die sich beschweren: *“Das geht auf Dauer nicht gut.”* Vielleicht ist auch das ‚feste Wohnen‘ wieder nur vorübergehend?

Für Sprecherin 2 ist Wohnung ein fehlender Ort. Ihr großes Thema ist es, keinen Ort und *“keine Möglichkeit”* zu haben. Ohne Geld keine Wohnung und Geld ist nicht in Aussicht. *“Ich weiß halt auch nicht, wie ich an ne Bude kommen soll ohne Geld. Das ist halt echt unmöglich, das kann ich vergessen (...) Also ich seh' da echt, das kann Jahre dauern, - so sehe ich das - für mich ist das halt irgendwie echt mal hoffnungslos, ziemlich, und ich glaube auch nicht mehr, dass ich irgendwo Unterstützung her krieg', da drauf schieß' ich.”* Sie ist es auch, die den Utopien von Sprecherin 1 Skepsis entgegenbringt, die Stadt würde so etwas nie dulden, Toleranz brauche man gar nicht erst zu erwarten. In der vollständigen Ressourcenlosigkeit – weder kann sie Dinge, die sie besitzt, beim Freund unterbringen, noch hat sie Geld oder Informationen, sich andere Räume anzueignen – kann sie auch keine positive Vorstellungen von Wohnen über ‚Freiraum‘ und ‚Toleranz‘ intus entwickeln. Die differenten Perspektiven auf den Möglichkeitsraum – bei Sprecherin 1 steht der Aspekt der Möglichkeiten, bei Sprecherin 2 der Aspekt der Unmöglichkeit im Vordergrund – bestimmt auch die Bedeutung des Wohnens.

Gesamtinterpretation

Die Gesamtstruktur des wahrgenommenen Raums ist gerastert von der Frage, was es an Orten gibt und was nicht, und was man an den Orten machen kann und was unterbunden oder verunmöglicht wird. Ansprüche auf Räume und damit auf den Zugang zu dem, was man dort machen kann, werden vehement erhoben. Der Gesamttraum ist ein Möglichkeitsraum und unabhängig davon, was realisiert wird, sollte er allen offen stehen.

Der gesamte Tenor der Diskussion ist getragen von einem Aufbegehren gegen die Einschränkung des Möglichkeitsraumes. ‚Die‘ als diejenigen, die diese Einschränkungen zu verantworten haben – wer auch immer das im Einzelnen ist -, sind die Gegner. Ihnen wird nachgewiesen, dass sie sich an die eigenen Regeln und Ansprüche nicht halten, seien es nun der Türsteher des Cräsh oder die Bediensteten der Bundesbahn, Grund-

rechte, z.B. auf freien Toilettenbesuch, missachten, menschlich versagen, indem sie ruhige junge Leute, die sich nur aufwärmen möchten, rauswerfen. Sie können Fragen wie *“Wo sollen wir denn hin?”* oder *“Wer kann sich das denn leisten?”* nicht beantworten, sie wollen nur die Leute von der Straße, die *“Asseln”* weghaben, handeln unmoralisch, willkürlich und ausbeuterisch. Sie verlangen Dinge, die man nicht einsehen kann, wie z.B. die Einhaltung der Regelung der Besuchszeiten in der Obdachloseneinrichtung. Trotz oder wegen dieser Abgrenzung wird der Anspruch erhoben, ‚Die‘ mögen etwas für die Jugendlichen tun, Räume zugänglich machen oder schaffen, ein Haus zur Verfügung stellen etc.

Doppel von Abgrenzung von Erwachsenen bei gleichzeitiger Beanspruchung des Erwachsenenstatus findet sich in dem Doppel, dass einerseits Räume für Jugendliche beansprucht werden, andererseits wird das Bild des Erwachsenen und des freien Menschen zum Maßstab genommen, der im Zugang zu Orten nicht bevormundet werden darf (*“Ich bin ein freier Mensch”, “Man kann doch einen erwachsenen Menschen, weil er in Not ist, dass er gezwungen ist, das zu unterschreiben”*; gemeint ist die Zustimmung zu den eingeschränkten Besuchszeiten in der Obdachloseneinrichtung). Hintergrund ist der spezifische Status der Halbabhängigkeit: noch im Jugendraum verankert zu sein, aber den Anspruch auf die Optionen der Erwachsenenwelt zu erheben, noch auf Versorgung angewiesen zu sein, aber Abhängigkeiten abzulehnen.

Dass die Gesamtstruktur des wahrgenommenen Raumes so zentral dadurch geprägt ist, welche Möglichkeiten Orte bieten, was man also an Orten machen kann, und ob es Orte für Optionen gibt oder nicht, lässt sich mit der sozialen Situation der Gruppe in Bezug setzen. Abgesehen von der altersspezifischen Bedeutung, die es hat, um den Zutritt zu Segmenten und Orten zu kämpfen, bedeuten unzugängliche Orte auch, dass die zugehörigen Optionen nicht erreichbar sind. Nun haben wir es mit einer mehr oder weniger drastisch ressourcenlosen Gruppe von jungen Frauen zu tun. In der Raumwahrnehmung werden implizit Aneignungs- und Gestaltungschancen der eigenen Lebensgestaltung verhandelt. Die Zugänglichkeit des physischen Raumes hat seine Entsprechung in der Offenheit des biografischen Horizontes an der Schwelle zum Erwachsensein, der Möglichkeiten des von Ausprobieren, Aneignen, Kombinieren, Wechseln und damit Weiterentwickeln. Der Topos der fehlenden und der unzugänglichen Orte lässt sich in seiner Parallelität zu den beschnittenen biografischen Optionen interpretieren. Bei Sprecherin 2 bedeutet die Ortlosigkeit eine blockierte Entwicklung, Sprecherin 1 geht es provokativ darum auszutesten (und zu legitimieren), inwieweit ‚eigene Räume‘ im Kollisionskurs mit der bevormundenden Erwachsenenengesellschaft angeeignet und Orte und Optionen abgetrotzt werden können.

5.4.6 Einzelgängerin: Starke gesundheitliche Probleme (Gruppe 8)

Die Sprecherin, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Zwei Frauen, die sich an den Stadtdiskussionen beteiligten, sind Einzelgängerinnen. Weder liess sich zu ihrem ‚Merkmal‘ eine Gruppe finden, noch wären sie interessiert daran gewesen, sich einer verbindlichen Gruppenaktivität zu verpflichten. Eine dieser Frauen ist eine Klientin der Fachberatungsstelle, die an einer schweren Hauterkrankung und Allergien leidet und die von der Beraterin auf das Projekt angesprochen wurde. Mit

ihr wurde eine ‚Diskussion‘ allein durchgeführt. Nach der Vorbesprechung sagte die Sprecherin den vereinbarten Termin für die Stadtbegehung ab: ihr täte es nicht gut, wenn so viel Vergangenes aufgewühlt wird und sie fürchtete die konkrete Konfrontation mit Orten ihrer Vergangenheit. Nach einigen Tagen war sie aber bereit zu einer Nachbesprechung, die an einem von ihr ausgewählten Ort stattfand.

Die Sprecherin hatte, als sie zu studieren begonnen hatte, noch *„richtig gewohnt“*. Der Einstieg in die Wohnungslosigkeit begann mit diffusen Schwierigkeiten, eine Wohnung zu finden. Sie *„wohnte“* längere Zeit bei einer Wohngemeinschaft ohne eigenes Zimmer *„mit“*. Eine lange Geschichte von wechselnden Unterkünften in Freiburg und anderen Orten schloss sich an. Sie wohnte in einer Wagenburg, fand wechselnden Unterschlupf für eine Nacht, zeltete oder war in stationären Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe untergebracht. Nach einem längeren Aufenthalt in einer anderen Stadt kam sie vor kurzem nach Freiburg zurück. Sie konzentriert sich bei ihren Darstellungen vor allem auf ihren letzten Aufenthalt in Freiburg.

In diesem Interview gilt nicht die Diskursregel, derzufolge eigene Erfahrungen zu kollektiven Erfahrungen verallgemeinert werden, sondern das Ich als Ausgangspunkt der Aktionen, Erfahrungen und Bewertungen steht im Mittelpunkt (*„Ich bin immer..“*, *„ich bin ein Mensch, der...“*). Die Sätze sind oft elliptisch, die Sprecherin springt zwischen verschiedenen Lebensphasen und flicht Episoden ein, um dann wieder zu ihrem roten Faden zurückzukehren. Tabuthema – im Kontext der Diskussion zumindest – scheinen positive Bindungen z.B. an einen Partner zu sein. Sie geht kaum darauf ein und spielt diese Erfahrungen eher herunter: *„wir haben richtig zusammen in einem Zimmer als Lebensgefährten, was natürlich lächerlich war (...) meine Güte, man ist halt mal mit jemandem zusammen, also natürlich habe ich mir am Anfang noch gedacht, so, ja, wir sind verliebt und blablabla“*.

Die Sprecherin sucht nach Antworten auf Fragen wie *„Ich habe mir auch überlegt, also warum? Warum bin ich da gelandet?“*, *„Ich habe immer gedacht, warum ist das so komisch?“* und bietet eigene Theorien über ihr Geschick an.

Während des Aufzeichnens der Karte begann die Sprecherin bereits ihre Kommentare, so dass anders als bei den anderen Diskussionen hier die Karte nicht Grundlage der Diskussion war, sondern während der Kommentierung weiter gezeichnet wurde. Die Sprecherin orientiert sich an der Aufgabenstellung des Projektes und nutzt zugleich den eröffneten Darstellungsraum, die Rolle der Interviewerin beschränkt sich auf kurze Fragen und stützende Bemerkungen.

Die Raumwahrnehmung – Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraumes

Die Sprecherin erwähnt eine Vielzahl von Orten und auch andere Städte. Zum einen benennt sie konkrete Orte in Freiburg, vor allem solche, an denen sie übernachtet oder gewohnt hat (Obdachlosenunterkünfte, Wagenburg außerhalb von Freiburg, inoffizielle Plätze zum Zelten, Notschlafstellen, als Geheimtipps gehandelte ungestörte Hauseingänge und überdachte Orte, Seepark), Alternativkneipen (Cräsh, KTS, Strandcafe) und Orte der Selbstversorgung. Daneben gibt es eine Reihe anonymer Orte, die nicht auf der

Karte verzeichnet sind und die als ‚Irgendwo‘ firmieren: abgestellte Autos, in denen sie übernachtet hat, oder Wohnungen von Bekannten oder Freunden, bei denen sie *„pennen konnte“*. Diese Orte sind mitgemeint, wenn sie sagt: *„mal hier, mal da“*, *„Ich habe halt immer irgendwie was gefunden“*, *„geschlafen habe ich dann halt immer irgendwo“*, *„sind hin- und hergewandert“*. Nur ein Sozialarbeiter einer Anlaufstelle wird kurz genannt; das Sozialamt wird als Konfliktgegner mit seiner Amtslogik benannt, nicht aber als Ort.

Die Orte selbst treten bei den Beschreibungen in den Hintergrund; ihre physischen Qualitäten werden kaum erwähnt. Die Sprecherin nutzte sie funktionsgemäß, zu situationsgebundenen Zwecken (je nach Bedarf, nach Witterungsbedingungen und besonderen Umständen) und flexibel, aber nicht dauerhaft, sondern eher *„nie lange am Stück (...)* *vielleicht mal ein paar Wochen oder ein paar Monate“*, *„ab und zu“* oder einfach *„vielleicht mal“* – die eigene Person beschreibt sie dagegen durchaus mit Kategorien, die Konstanz anzeigen wie *„ich habe immer“*, *„ich bin ein Mensch, der ...“* etc..

Sie spricht positiv über fast alle Orte bis auf die Notschlafstelle am Flugplatz (sie hatte sich dagegen entschieden, dort zu übernachten) und über die Obdachlosenunterkunft, in der sie eine gewisse Zeit untergebracht war. Grund zur Empörung bei der Notschlafstelle ist, dass die Frauen im Gegensatz zu den Männern tagsüber *„ausgeschlossen“* waren, während die Männer mit einem Schlüssel *„frei ein- und ausgehen“* konnten; bei der Obdachlosenunterkunft widerstrebe ihr die Einschränkung der Möglichkeit, abends Besuch zu haben. Beides, die Aussperrung der eigenen Person und die Unterbindung von Kontakten, ist *„total unmöglich“*, *„kotzt“* sie *„an“*. Beides verletzt zentrale Wertigkeiten ihrer Alltagsorganisation, nämlich die Prinzipien der freien Bewegung und des Kennenlernens.

Vorrangig ist für die Sprecherin, wen sie kennt, kennen gelernt hat und wo sie bekannt ist. Sie sucht Orte auf, weil sie dort Leute kennt oder kennen lernen kann, oder Orte, die sie selbst kennt. Übersetzt in die Terminologie von Ressourcen, verfügt sie damit über Wissen und Beziehungen. Die kognitive Karte bildet dieses Wissen ab und nicht feste Routinen und gewohnheitsmäßige Bindungen an Orte. Dort hinzugehen, wo sie jemanden kannte (z.B. *„War noch in anderen Städten, so weit ich Leute kannte“*, *„Und eigentlich kannte ich nur Leute aus Freiburg, deswegen bin ich nach Freiburg“*), bedeutete, dass sie keine festen Orte brauchte. Genügend Bekannte zu haben, sicherte ihre Versorgung: *„Na ja, es gibt aber immer mal - wenn man eben Bekannte in der Stadt hat, dann gibt's immer welche, die dann sagen, du kannst jederzeit Wäsche waschen, - wenn man Glück hat so, oder du kannst jederzeit duschen, auch wenn ich ne Wohnung hatte und keine Waschmaschine - zum Beispiel gab's oft so Freundinnen oder so (...)* *oder ich kannte wenigstens eine Person, und hab' dann vielleicht bei denen mitgewohnt oder bei der.“* Bekannte (*„natürlich so hauptsächlich Männer“*) lernte sie nachts kennen – insbesondere im Cräsh: *„auch Leute immer getroffen, (...), also wenn ich nicht wusste, wo ich jemand treffe, dann habe ich gedacht, na ja, vielleicht heute Nacht im Cräsh“*, *„wo man auch die Leute kennen lernt, die einen mal eine Nacht im Wagen mit pennen lassen oder so (...)* *also ich habe auch schon in Autos geschlafen, also - wenn einem - wenn man jemand kannte z. B., der einen da drin schlafen lässt.“* Das bezieht sich sogar auf das Telefonieren (*„Da brauchst du dann halt sonst Freundinnen, Freunde, die haben ja auch mal einen Einheitenzähler oder (...) schenken einem das.“*) oder

auf kostenlosen Eintritt („*Ich kenne das Cräsh schon seit 10 Jahren (...) und ich kenne da manche von den Türstehern (...) noch als Jugendliche, die kennen mich natürlich nicht (...) die merken sich ein bisschen auch so und lassen einen dann umsonst rein*“). Dadurch, dass sie obdachlose Leute „*kennen gelernt*“ hat, erfuhr sie etwas über z.B. Tagegeld, über Dusch- und Unterkunftsmöglichkeiten als Teil von Versorgungswissen.

Neben diesem funktionalen Aspekt steht das ‚jemanden kennen/bei jemandem bekannt‘ sein für positive soziale Bezüge: „*Da war’s total angenehm. Die kannten einen bestimmt irgendwie, wett ich mal so – weil ich kannte die bestimmten Kassiererinnen oder den einen, der da immer rumlief (...) also die kannte man ja alle und – aber die haben einen nie irgendwie schräg angeguckt*“, mehr noch: Wenn man die Leute kannte, und die z.B. auch „*mitgekriegt haben, dass ich jemand bin, die gern Obst isst*“, bekam sie ab und zu etwas geschenkt. Das bekannt sein braucht ein Minimum an Konstanz, das Kennenlernen kann sich auf Männer und Bekannte beziehen, die üblicherweise als ‚flüchtige Bekanntschaften‘ bezeichnet werden, oder die „*vorbei liefern*“. Auch Zufall und Glück spielen eine Rolle.

Die Gesamtstruktur zeigt somit die beiden negativen Bereiche der Notunterkunft und des Obdachlosenheims (plus Sozialamt) und dann den großen Bereich, den sie sich selbst mit ihrem Wissen organisiert. In dem selbstorganisierten Bereich gibt es Orte, die sie über Kennenlernen mitnutzt („*mitwohnt*“, mitbenutzt), und versteckte Orte, die nur sie kennt und deren Existenz ein Geheimtipp ist („*Das ist jetzt das Geheime sozusagen*“, „*so was, was nicht öffentlich sein soll*“, „*das sind die Orte, die ich nicht so bekannt geben will*“): einen Platz, an dem sie „*tagelang*“ mit dem damaligen Freund wild zeltete, und einen bestimmten überdachten Eingang (vgl. auch beim Übernachten im Auto: „*und dich niemand merkt so*“). Hier ist die Frage, wer sie dort zelten oder übernachten sieht und wer sich beschweren oder sie vertreiben könnte. Das Zelt bauten sie immer wieder auf und ab, den Eingang verließen sie um Viertel vor 7 Uhr, weil der Hausmeister um 7 Uhr kam – so vermieden sie eine Auffälligkeit und Vertreibung. In der Tat ist – anders als bei allen anderen bisherigen Diskussionen – Vertreibung kein Thema. Die Polizei wird kein einziges Mal erwähnt.

Nächtliche Orte werden bevorzugt, Orte mit vielen Menschen erzeugen Unbehagen. Das Cräsh und das Kennenlernen von Menschen gehört zur Nacht. Die nächtlichen Straßen nachts war die Sprecherin „*von immer her gewöhnt*“, und sie fühlte sich nachts wohler und sicherer als tagsüber, „*wenn die Straßen so voll sind*“. Wenn man so viel nachts unterwegs ist, „*entwickelt man automatisch ein Gefühl (...). Ich bin auch mal gerannt, so, ja, wenn jemand unheimlich war, aber ich - ich mache das eben schon von weitem, ich lass' die nicht so nah rankommen*.“ Zum Tag gehören Orte wie Bibliotheken, aber da lernt man niemanden kennen. Tagsüber sind die Straßen eng und voll und sie erzählt Episoden, in denen sie auf aggressive Leute traf. „*Also ich denk' mal, es liegt einfach an meiner Statur, also Leute, die mal grade schlechte Laune haben, die machen mir dann vielleicht tagsüber auch mal, - wenn ich nicht aufpasse, so, dann habe ich vielleicht irgend was abgekriegt*.“

Die Gesamtstruktur zeigt eine Vielzahl mehr oder weniger flexibel genutzter Orte. Das Organisationsprinzip, das diese Orte verbindet, ist das Wissen, das gewonnen wird über

das direkte Kennenlernen in dem Sinn, dass versteckte Orte zufällig gefunden wurden, oder indirekt über das Kennenlernen von Menschen. Die ‚mitgenutzten‘, die geheimen und die nächtlichen Orte konstituieren eine Struktur von ‚Zwischen-Räumen‘, die weder der Versorgungslandschaft der Wohnungslosenhilfe, noch der öffentlichen Alltags-Stadt angehören. Neben diesem System gibt es die Notunterkunft, die Obdachlosenunterkünfte und das Sozialamt (nicht explizit genannt). Zumindest die Notschlafstelle und das Sozialamt widersprechen in ihrer Logik den Prinzipien der Alltagsorganisation (zum Sozialamt: s.u.).

Strategien und Taktiken

Eine erste Strategie ist die der Mobilität und Flexibilität: Sie besteht aus einem Auftauchen („Aufkreuzen“, „hin- und her Wandern“) und (rechtzeitigen) Verschwinden, aus dem Aufenthalt mal hier und mal da und an versteckten und geheimen Orten. Die Flexibilität schließt etwas ein, was man als die ‚Besiedelung von Grauzonen‘ bezeichnen kann. Gemeint ist damit die Nutzung spezifischer ungewöhnlicher Räume und Zeiten. Die Sprecherin weist darauf hin, dass sie sich von anderen Frauen dadurch unterscheidet, dass sie sich nachts sicher fühlt und tagsüber Angst hat. Die Strategie, jemanden anzusprechen („fragen“, „ausfragen“), zu kennen, über Wissen zu verfügen, schafft eine Vielzahl von Optionen, die in einer Situation dann zur Verfügung stehen und unter denen die Sprecherin begründet entscheiden kann. Das Kennenlernen impliziert nicht feste Bindungen (im Gegenteil, selbst in festen Partnerschaften scheint die Festlegung auf Gemeinsamkeit ein schwieriges Thema zu sein; eher werden Konstellationen berichtet, bei denen der/die eine „weiter ist“ und der/die andere „da bleibt“; ansonsten werden Partner kaum erwähnt).

Ein weiterer Kern der Strategien ist die Bescheidenheit der Ansprüche bzw. die Anpassung an die Situation der Wohnungslosigkeit. Die Sprecherin betont, dass sie nicht viel braucht, was ihr dann auch gerade ermöglicht, mit dem, was die Kontakte punktuell und momentan bieten, auszukommen. Sie braucht lediglich einen Ort, um ihre Sachen unterzubringen und einen Schlafplatz (das könnte sogar in der Notschlafstelle sein – wenn sie einen Schlüssel bekäme). Zusammen mit dem verfügbaren Wissen erweitert die „Abhärtung“ die offenen Optionen: Sie würde auch in einem Wagen ohne Heizung schlafen, sie würde immer jemanden finden, der sie irgendwo schlafen lässt etc. (die einzige Option, die nicht in Frage kommt, weil die Sprecherin dafür zu ängstlich ist, ist das Schlafen allein im Freien). „Ich brauche nicht viel“ heisst aber nicht, dass Ansprüche aufgegeben werden, sondern nur dass ein Arrangement getroffen wird, wie unter reduzierten Umweltbedingungen etwas aufrechterhalten werden kann. „Also, früher habe ich jeden Tag geduscht (...) und dann habe ich gedacht: so, ich muss schaffen, mich sauber zu fühlen, ohne dass ich jeden Tag dusche. So. Und das habe ich wirklich irgendwann - also mich einfach so umgestellt, dass es dann ging. Das war - das ist schon wichtig, also irgendwie da - es macht einem nichts aus, versifft zu sein oder man muss einfach wissen, was einen erwartet, wenn man obdachlos wird so. Man kann nicht einfach duschen, man kann nicht einfach die Klamotten wechseln.“

Diese Versorgung bezeichnet die Sprecherin als „selbstverantwortlich leben“. Für Obdachlose speziell ist ihrer Meinung nach wichtig, „dass man halt möglichst viel alleine machen kann“ und dass man nicht zum Sozialamt muss. Die sozialen Versorgungsan-

gebote sind – bis auf wenige Ausnahmen, zu denen die Fachberatungsstelle gehört – verhasst bis subsidiär gegenüber dieser Selbstverantwortung. Die Sprecherin vermeidet mit ihrer Überlebensorganisation Kontakte mit dem Sozialamt. Sie versucht, lieber *„irgendwie über die Runden zu kommen, als dass ich dann gleich diesen Sozialhilfeantrag-Scheiß - was ich wirklich hasse, was ich immer noch hasse – (...) - ich finde das so furchtbar...“* oder auch: *„Also ich würde immer versuchen, anders über die Runden zu kommen, immer.“* Neben Argumenten gegen das Sozialamt, die auch in anderen Diskussionen auftauchen, gibt es noch einen spezifischen Einwand: Die Logik des Sozialamtes vor allem von der Zeitauffassung her – man muss z.B. auf Bescheide ‚warten‘ - verträgt sich nicht mit der Flüchtigkeit des Aufenthalts. Die Flüchtigkeit ist aber gleichzeitig motiviert durch das Flüchten vor den mit dem Sozialamt verbundenen Einschränkungen. *„In ein paar Monaten - war ich damals vielleicht schon woanders, oder ich bin genau deswegen woanders hin, weil ich das einfach nicht ertragen kann.“*

So zielen die zentralen Strategien auf eine Organisation des Selbst, bei der durch soziale Kontakte Orte mitnutzt werden, bei der aber die Autonomie dadurch gewahrt wird, dass sich die Sprecherin nicht auf Dauer und nicht bezogen auf örtliche Festlegungen bindet, sich spontan und flexibel auf Bedingungen einstellt und mobil bleibt.

Keine Rolle spielen Rauchen, Trinken und Drogen. Die Sprecherin trank *„nicht unbedingt“* im Cräsh Alkohol, und wenn, dann aus einem *„bewussten Entschluss heraus“* (*„um entspannter zu sein beim Tanzen“*) und kontrolliert (*„zwei bis drei brauche ich, um so einen leichten Schwips zu kriegen“*). Sie bezeichnet sich als *„eine, deren einzige Sucht jemals Essen war.“*

Im Rahmen der theoretischen Überlegungen zur ‚Wohnung als dritter Haut‘ wurde auch erwähnt, dass die Kleidung als ‚zweite Haut‘ betrachtet werden kann. Hier lässt sich eine besondere Verhaltensweise als Strategie einordnen und im Zusammenhang mit den anderen Strategien diskutieren, die weniger mit Wohnen und mehr mit Kleidung zu tun hat. Als Allergikerin und als Frau mit Hautproblemen ist es der Sprecherin ganz besonders wichtig, dass sie ihre Wäsche nicht mit der Wäsche anderer Menschen zusammen wäscht, dass sie sogar selbst ihr Wäsche in die Waschmaschine legt und nicht jemand anders. *„Die Wagenburgler, (...), die haben mich da immer machen lassen, so konnte ich alles selber rein tun und so, ich wollte eh nicht, dass irgendjemand meine Wäsche in die Maschine tut. (...) ich bin da schon so, ich lass' niemand meine - also, das ist mir einfach unangenehm. Das ist ja so, als - ich meine, das ist das, was einem direkt auf der Haut ist, so, - und die soll ich dann anderen in die Hand geben, und das ist ja auch Unterwäsche und so, ich bin das nicht gewöhnt, dass man -, und deswegen finde ich das gar nicht toll, wenn andere einem die Wäsche abnehmen, so, also ich mache das lieber selber. Meinetwegen dürfen sie sie sauber rausholen.“* (vgl. auch: *„zum Glück ne Waschmaschine und da kommt mir kein anderes Waschmittel rein, echt.“*) Diese Strategie lässt sich in Beziehung setzen zu anderen Aussagen, die darauf hinweisen, dass die Sprecherin eine Distanz einhält: Sie lässt Gefahren nicht zu nah an sich herankommen (zumindest nachts gelingt ihr das) und offensichtlich bindet sie sich nicht gern.

Bedeutung von Wohnen

Zum Wohnen gehört nicht viel: „*Auch kleine Wohnungen oder Garagen (...) würden reichen*“, sie sollten nur ermöglichen, die Sachen unterzubringen und zu schlafen, und man sollte nicht verjagt werden. Sie ist sich auch nicht sicher, ob sie sich zu den Obdachlosen rechnen soll: Wichtig ist für sie in der Nachbesprechung die Unterscheidung zwischen Wohnungslosen, die eine Wohnung wollen, und denen, die gar keine Wohnung (jedenfalls keine im landläufigen Sinn) wollen. Sie rechnet sich eher zu den Letzteren: „*Man ist nicht unbedingt obdachlos, vielleicht schläft man halt auch gern draußen.*“

Mit dem Begriff Wohnen wird semantisch Unterschiedliches verbunden. Einerseits hat Wohnen etwas Offenes: „*Als ich eine Wohnung hatte, - ich (...) habe da Leute pennen lassen, die ich nicht kannte. Also das Einzige war - dachte ich nur, wenn die mir nichts klauen, so, dann kann da ruhig jemand pennen.*“ Andererseits verbindet die Sprecherin mit Wohnen in einer Wagenburg als positive Seite eine bestimmte Form von Rückzug, nicht im Sinne von Ruhe, sondern im Sinn von Abgeschlossenheit und Binnenwelt. Sie konnte sich beim gegenüberliegenden Supermarkt versorgen. „*Ich fand das einfach toll, dass es da alles gab, so. Weil ich musste praktisch nicht von der Wagenburg raus, ich musste nur über den Fluss in den Supermarkt rein, und die Sachen wieder zurücktragen. (...) Das war mir angenehm, einfach, da musste ich nicht so viel mit der Außenwelt zu tun haben, irgendwie. (...) Wenn man keine Wohnung hat, muss man automatisch viel mit der Außenwelt zu tun haben.*“

In der Nachbesprechung entwickelt die Sprecherin ihre Idealvorstellung von Wohnen als „*verteilt*“ und „*vereinzelt stehende*“ Orte (Häuschen, Garagen etc.), keine „*Ansammlungen*“, „*kleine Einheiten*“ wie Wagenburgen oder nach amerikanischem Vorbild „*Rolling Homes*“²⁹ „*wenn man jetzt nicht unbedingt ne Wohnung will, dann sind Wägen, - also bewegliche Sachen, so kleine, oder so - ja, im Prinzip so, was nicht besonders groß sein muss, wo man einfach nur was abschließen kann, vielleicht, und in Ruhe pennen ..*“

Gesamtinterpretation

Die Sprecherin vereint Widersprüchliches. Sie selbst sieht sich als „*untypischer Obdachloser*“, nicht nur weil sie nicht trinkt, sondern vor allem, weil sie gleichzeitig „*Öko*“ ist und ihre Utopien hat. Sie bietet auf ihre eigene Frage „*Warum bin ich denn eigentlich da gelandet?*“ selbst Erklärungen an. Die Obdachlosigkeit war jedenfalls nicht eine Frage des Geldes oder der Chancen - sie hatte Geld von den Eltern und das Abitur in der Tasche -, sie wird vielmehr mit der Krankheit in Verbindung gebracht. „*Da fiel mir immer irgendwie nur meine Hauterkrankung ein, also ich war eigentlich immer irgendwie krank, und wirklich schlimm.*“ Die Krankheit bewirkte zwei Dinge, die zusammenhängen: eine Nichtzugehörigkeit zur Gesellschaft und ein Anderssein als andere Menschen, das sich vor allem in einer hohen Sensibilität ausdrückt. „*Ich war immer außerhalb der Gesellschaft*“, „*realistisch gesehen, bin ich einfach wirklich extrem an-*

²⁹ Phantasievoll ausgestattete und hergerichtete Wohnwägen als mobile Häuser, vgl. Blum (Hrsg.) 1996

ders als andere Menschen“. Sie war derart ‚außerhalb‘, dass sie das Wertesystem der Gesellschaft nicht auf sich bezog, vor allem was die hohe Bewertung materieller Besitztümer und die Abwertung derjenigen, die anders leben, angeht. Anders als die obdachlosen Männer, die sich selbst *„als Abschaum der Gesellschaft (...) empfunden haben“*, weiß sie um die Stigmatisierung als soziale Positionierung, übernimmt sie aber nicht, denn *„mir war vieles einfach egal, rein menschlich gesehen. Weil für mich zählen halt viele Werte einfach nicht, für mich zählt, ob man ein Herz hat und nicht, ob man so und so aussieht, und den und den Job hat und so.“* Sie nennt sich selbst *„insgeheim Looser³⁰“*, *„so, aber nicht abfällig, sondern einfach rein gesellschaftlich gesehen, so ist man halt ein Looser.“* Die soziale Randständigkeit heisst für sie persönlich nicht, dass sie ganz unten, sondern dass sie ganz anders ist, und das Anderssein führte sie dahin, wo sie heute ist: *„Dadurch wusste ich vielleicht auch, dass ich letztendlich mal auf der Straße lande, - so, das war einfach klar, wenn man extrem anders ist und nicht gesund und so, dann landet man irgendwann da, oder was weiß ich.“*

Die Krankheit führt zu einer besonderen Sensibilität: *„Ich nehme halt Sachen wahr, die andere nicht wahrnehmen, weil ich dagegen allergisch werde.“* Die Aussage bezieht sich in unterschiedlichen Passagen sowohl auf den Aspekt der Gerüche (Geruch von fremden Waschmitteln, von Parfüm und Abgasen, Keller, die nach Pisse stinken, verrauchte Räume und Kneipen) als auch auf soziale und ökologische Aspekte (z.B. nimmt sie sensibler wahr als andere, auf welche Weise Erwachsene oder Eltern z.B. Kinder und Hunde *„zwingen“*). Die Sensibilität, die sie zu einem *„tausendprozentigen Öko“* gemacht hat, bedeutet in einem gewissen Sinn Ungeschützttheit und entspricht Vorstellungen von Porosität: Einflüsse von Aussen – Gerüche, Eindrücke – werden in einer besonderen Weise aufgenommen, Mechanismen der Abschirmung fehlen, so dass sie ungehindert den Organismus beeinflussen können. Die Sprecherin drückt sich an mehreren Passagen so aus, dass sich auch ihr innerer Zustand ändert unter Ausseneinflüssen, z.B.: *„Wenn meine Wäsche nach diesen Waschmitteln riecht, dann fühle ich mich nicht mehr, als wäre ich ich selber, so, das mag ich überhaupt nicht.“* Auf einen Schutzbedarf weisen auch die Selbstdarstellungen als *„ängstlich“*, *„schüchtern“*, *„zurückhaltend“* hin.

Sensibilität verlangt Schutz vor Ausseneinflüssen; im Bereich des Wohnens lässt sich damit in Beziehung setzen, dass das Vermeiden von *„Aussenkontakt“* als angenehm empfunden wird, dass eine *„Vereinzelung“* positiv besetzt ist und der Selbstverantwortung und Selbstversorgung ein so hoher Stellenwert zukommt (*„weil anders kann ich nicht leben und gesund sein“*). Möglicherweise ist gerade die Passage zur eigenen Wäsche so wichtig, weil es um eine Kontrolle dessen geht, was im physiologischen Sinn *„direkt auf der Haut“* ist³¹, also um den Schutz vor Hautkontakten. Die Bedeutung geheimer Orte kann darin liegen, dass sie aus der öffentlichen Wahrnehmung herausfallen, Unauffälligkeit wäre die Vermeidung von Blickkontakt. Der Ökologie-Diskurs lässt

³⁰ Englisch für ‚Verlierer‘

³¹ Eine frühe Untersuchung von Jodelet hat gezeigt, dass gerade das gemeinsame Waschen von Wäsche in einer Waschmaschine eine Ansteckungsfurcht nähren kann (Jodelet 1991).

sich in diesem Zusammenhang interpretieren als eine Abwehr der in den Körper eindringenden Umweltgifte und ein Streben nach Reinheit.³²

Krank zu sein, sensibel zu sein, anders zu sein, führte nach Überzeugung der Sprecherin auf die Straße. Die Straße ist der Ort derjenigen, die anders leben. Wohnung kommt damit nicht als Schutz in Frage, auch das ‚Zumachen‘ mit Alkohol oder Drogen ist keine gültige Strategie. Als Schutz lassen sich dagegen die Strategien der Beweglichkeit interpretieren. Beweglich zu sein, über Wissen zu verfügen, kann als eine eigene Strategie interpretiert werden, den Lebensraum zu kontrollieren. Die Paradoxie besteht darin, dass das selbstgenügsame Leben einhergeht mit dem Kontakt zu andere Menschen in Form des ‚Kennens‘ und ‚Kennenlernens‘.

Die Topografie der kognitiven Karte und die soziale Situation entsprechen sich so in der Ortlosigkeit – der fehlenden Bindung an feste Orte auf der Karte entspricht die doppelte Abseitsposition, außerhalb der Gesellschaft und anders als die anderen Aussenseiter, die Obdachlosen. Die topografische Struktur löst den Stadtraum auf in ein Feld einzelner Orte, die (über Personen oder als Geheimwissen) ‚bekannt‘ sind und flexible Optionen darstellen und die auch ungewöhnliche, versteckte und mitgenutzte Orte umfassen, also Orte, die keine ‚richtigen‘, eigenen Orte sind. Dies gibt die Organisationsprinzipien des Überlebens wieder. Die Kombination der Strategien von ‚Schutz durch Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit‘ und ‚Schutz durch Beweglichkeit‘ kommt in dem Ideal vom Wohnen in vereinzelt, kleinen, fast autarken Einheiten zum „*Wohnen für die, die keine Wohnung wollen*“ am besten zum Ausdruck, das an das Bild von Monaden, von selbstgenügsamen Einheiten ohne Aussenbezug, erinnert – mit dem Zusatz, dass die Monaden auch „*beweglich*“ sind.

Die Sprecherin verbindet ihre ökologischen Utopien mit „*anderen Sachen: warum ist man so sehr außerhalb der Gesellschaft?*“ Ihr fehlt die gesellschaftliche Anerkennung und die Ermutigung, etwas innerhalb der Gesellschaft zu unternehmen und sich zu engagieren, „*wenn man eigentlich was drauf hat, aber in die normalen Wege wie Uni, Schule und so nicht reinpasst*“. Sie beklagt, dass das soziale System die Hilfe unter Menschen – ihre persönliche Ressourcen – unterläuft und zudem die vielen Gesetze die Eigentätigkeit behindern, da „*kann man ja fast nichts mehr selber machen*.“ Sie selbst würde am liebsten kein Geld vom Sozialamt in Anspruch nehmen und wünscht sich die Anerkennung eines anderen, nicht verregelten Lebens.

5.4.7 Einzelgängerin: Psychische Erkrankung (Gruppe 4)

Die Sprecherin, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Es gibt eine Reihe von Hinweisen, dass bestimmte psychische Erkrankungen auch die Wahrnehmung des räumlichen Umfeldes verändern. Im Zusammenhang mit Wohnungslosigkeit wurde dieser Aspekt aber noch nicht untersucht.

³² Vgl. die Aussagen von Douglas über den „porösen Körper“ (Douglas 1981); vgl. Helfferich 1998.

Für eine Einzeldiskussion – auch hier war eine Gruppendiskussion weder möglich noch sinnvoll – konnte eine Frau gewonnen werden, die wegen psychotischer Symptome (sie hört v.a. Stimmen) in ambulanter psychiatrischer Behandlung ist. Die Beraterin hatte diese Frau in der Fachberatungsstelle angesprochen; die einzelnen Termine der Treffen wurden zeitnah gelegt und wurden von der Frau auch eingehalten. In der Vorgeschichte der Sprecherin, die aus einer anderen Stadt nach Freiburg gekommen war, gab es eine Reihe von unterschiedlichen Formen verdeckter Wohnungslosigkeit. In Freiburg hatte sie zunächst keine feste Unterkunft, wohnte dann kurz in einem angemieteten Zimmer. Sie wurde in einer Obdachlosenunterkunft für Frauen untergebracht und wechselte von dort aus in eine eigene Wohnung unter der Bedingung einer intensiven gesetzlichen Betreuung.

Die Texte der Sprecherin sind nicht sehr lang, im Transkript übersteigen sie selten eine Länge von sechs oder sieben Zeilen. Sie sind um die persönlichen Erfahrungen zentriert – sowohl was eigene Aktivitäten als auch was Dinge angeht, die ihr widerfahren sind. Ein Bezug auf kollektive Erfahrungen einer Gruppe kommt überhaupt nicht vor (wenn ‚man‘ als Hinweis auf eine Verallgemeinerung verwendet wird, wird damit auf ein allgemeines Schicksal hingewiesen). Es wird im Gegenteil die Differenz zwischen sich und anderen Menschen betont.

Wo die Sprecherin etwas begründet, folgt sie z.T. magischen Vorstellungen und einer eigenen Logik; sie setzt voraus, dass die Interviewerin sie versteht. Ihre Erinnerung ist lückenhaft, fragmentiert und konkretistisch, dadurch ist die Verstehbarkeit der Passagen eingeschränkt.

Bei der Vor- und bei der Nachbesprechung war die Sprecherin müde und angestrengt. Sie hatte Erinnerungsprobleme: *„Das weiß ich jetzt nimmer. Das liegt an meinen Medikamenten, dass ich mich an verschiedene Sachen nimmer erinnern kann.“* Am Ende der Vorbereitungsphase wurde sie geradezu einsilbig, antwortete mit unvollständigen Sätzen und Stichworten. Die Interviewerin vermutet, dass die Sprecherin unter Medikamenteneinfluss stand. In der Stadtbegehung war sie weniger konfus und lebhafter. Schwierige Themen wie z.B. Gewalterfahrungen werden nur in Aufnahmepausen angesprochen, bei laufendem Band blieb es bei Andeutungen.

Die Raumwahrnehmung – Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraumes

Auf der kognitiven Karte der Stadt sind vor allem Cafés als zentrale Orte eingezeichnet (Café Dattler, Café Platzer, Café Ruf, Josefstüble), ergänzt um zwei öffentliche Orte (Karlsplatz und Stühlinger Kirchplatz) sowie frühere Wohnungen und *„die Wohnung, wo ich jetzt bin“*. Ein regelmäßig von ihr aufgesuchter Tagestreff wird nicht genannt. Die Stadtbegehung führt zu der früheren Wohnung in der Obdachloseneinrichtung, zu dem nahe gelegenen Tagestreff, zu einem der Cafés und zum Karlsplatz in der Innenstadt; weitere Innenstadtorte werden im Gespräch einbezogen.

Die Cafés werden primär unter dem Gesichtspunkt wahrgenommen, ob die Sprecherin dort ihre Ruhe haben kann, oder ob sie *„angemacht“* wird. Im Café Platzer kann sie die Zeit genießen, *„da wurde man nicht dumm angemacht, da (...) ist das normalerweise*

nicht üblich“, da *„wurde man nicht gestört und nix, das - also da habe ich eigentlich immer meine Ruhe gehabt“*; im Josefstüble dagegen *„fühlt sie sich nicht sicher, da wird man oft angesprochen von Männern“*, oder in der Stadt wird sie *„dumm angemacht“*, *„da wird man gerne angesprochen oder so, also die benutzen das, um Kontakte zu knüpfen“*. Anmache wird als etwas, das (ihr) *„passiert“* erwähnt und steht im Zusammenhang mit Vorstellungen von *„kein gutes Publikum, keine guten Leut“*, *„miserabler Publikumsverkehr“*, *„ganz schlechte Leute“* oder *„zweilichtige Gestalten“*. Auch in dem Tagestreff waren *„ein bisschen komische Leut“*. Dabei handelte es sich vor allem um Männer, denn Frauen *„verhalten sich zurückhaltender“*. Auch die Umgebung ihrer jetzigen Wohnung ist *„berüchtigt“*, da *„man da viel angesprochen wird, dass die schnell beim du sind und schnell bei Kaffee-Einladungen und was da alles hinterherkommt“*.

Auf ihre Wohnungen treffen dieselben Kriterien zu; auch hier geht es darum, ob sie vor zweilichtigen Gestalten geschützt ist. In der Obdachloseneinrichtung waren die *Leute „aufdringlich (...)“*, *„dass man eigentlich nie seine Ruhe hatte und sich nie zurückziehen konnte“*. Ein Mann *„wohnt mittlerweile schon bei mir im Haus und versucht mich laufend anzusprechen“*. Die Gestalten haben – für sie - finstere Intentionen: Sie hat inzwischen den Eindruck, *„dass gewisse Männer, die bei mir klingeln, bei mir einziehen wollen, einfach mich überrumpeln, mich gar nicht erst fragen wollen, - so habe ich manchmal den Eindruck von denen, weswegen die bei mir einfach vorbeikommen wollen, weswegen die meine Adresse haben wollen“*, *„man wird auch überrumpelt zu Sachen, die man gar nicht will. Man soll mit irgendwelchen Männern, die alt und hässlich sind, und eh keine Chancen mehr bei Frauen haben - die versuchen sich da einzuschleichen und zu überrumpeln, dass man mit ihnen zusammenzieht, und dann hat man wieder einen Berg voller Probleme am Hals. Und das sollte man vermeiden.“*

Das Angesprochen oder Angemachtwerden korrespondiert - als Gegenbegriff zu dem ‚seine Ruhe haben‘ - mit der Belästigung durch Lärm. *„Schlimme Leute“* werden in Verbindung gebracht mit *„Radau“*, *„laut sein“*, *„Rumgebrülle“*. Auch in ihrer Wohnung war es *„tagsüber ständig laut“*. Sie wünscht sich mehr Plätze, wo sie nachts ihre Ruhe hat (zum Übernachten – sie kann bei Musik nicht einschlafen) und *„dass es auch nicht so laut zugeht, dass nicht so lautes Gerede ist“* – mit einem impliziten Bezug zu den Stimmen im Kopf, die sie *„nicht loskriegt“*.

Das Problem der Anmache und des Lärms stellt sich überall. Dennoch gibt es geschütztere und exponiertere Orte. Exponierter sind bestimmte Cafés, aber vor allem auch die Innenstadt mit ihrer *„Hektik“*, wenn *„arg viele Leute unterwegs sind“*. Der Karlsplatz schützt auf eine magische Weise durch seine *„romantische“* Auswirkung auf die Menschen, seine *„schöne Ausstrahlung“*, *„da ist es nicht so schlimm, wenn man da mal angesprochen wird.“* Geschützte Orte, *„das wären am besten Café, teure Cafés, wo sich nicht jeder reintraut.“* Damit ist der Schutz auch eine Frage des Geldes. Die Wohnung bietet wenig Schutz. Schutz ist gleichermaßen notwendig, *„wenn ich wirklich die Türe zumache oder wenn ich unterwegs bin, dass ich dann echt also nicht von zweilichtigen Gestalten angesprochen werde.“* Die Figur, die sowohl den Aussagen zu Anmache und zu Lärm zugrunde liegt, ist das *„reinkommen“*, *„einschleichen“* etc.

Das zweite große Thema neben der Invasion ist da Abhandenkommen oder Verschwinden von Dingen. Jemand macht sich auf eine unerklärliche oder nur über „Geister“ oder „Zauber“ erklärbare Weise an ihrer Habe zu schaffen. Sie erzählt, dass ihr Geld abhanden kommt. Tatsächlich verspielt sie Geld an Automaten. Zu ihrem Konto, das vom Sozialamt gesperrt ist, hat sie nur über die gesetzliche Betreuerin Zugang (sie stellt eine gedankliche Verbindung her, dass der fehlende Zugang zum Geld zu Schwierigkeiten führt, sich zurückziehen zu können).

Das grundsätzliche Wahrnehmungskriterium von Abhandenkommen oder Eindringen gilt für alle Orte, nach ihm gliedert sich der Gesamtraum in mehr oder weniger sichere Orte, zwischen denen die Sprecherin sich bewegt. Die Unterscheidung zwischen der Wohnung und den öffentlichen Plätzen verschwimmt dabei. Die Wohnung wird in unpersönlicher Weise und kaum im Zusammenhang mit privater Versorgung erwähnt (z.B. Kochen etc.), während die öffentlichen Orte vor allem im Zusammenhang mit ruhigen Tätigkeiten wie (allein) „Zeit verbringen“, und vor allem mit dem Trinken von Kaffee, Tee, Mineralwasser verbunden sind. Die Gefahr des Angesprochenwerdens existiert an den öffentlichen Orten genauso wie in der Wohnung, bestimmte öffentliche Orte bieten aber noch mehr Schutz als die eigene Wohnung, die nicht gegen sich einschleichende Figuren abschließbar ist. Die Wohnung ist damit öffentlich und das Öffentliche kann durchaus Momente des Privaten enthalten.

Die dahinter liegende räumliche Struktur zeigt die Anordnung eines ‚Ich‘ einer feindlich gesonnenen Welt gegenüber; diese Welt in Gestalt von Männern etc. droht auf das Ich überzugreifen angesichts der porösen Grenzen zwischen Draußen und Drinnen, Real und Irreal. Das Ich bewegt sich in einer Topografie, die solche Grenzen nicht vorsieht oder bietet.

Strategien und Taktiken

Zentrale Kategorien der Raumwahrnehmung sind Ruhe/Schutz versus Invasion/Lärm; dies deckt sich nicht – wie sonst üblich mit der Einteilung in öffentliche (=Lärm und Invasion) und private Orte (= Ruhe und Schutz). Da sowohl Wohnung als auch öffentlicher Raum Schutz und Invasion bedeuten können, geht es immer darum, situativ Schutz und Wohnen im privaten oder öffentlichen Raum herzustellen.

Eine erste Strategie ist eine Nutzung öffentlicher Orte als Rückzugsräume. Bestimmte Cafés werden als Räume der Ruhe beschrieben, in denen die Sprecherin sicher davor ist, angesprochen zu werden. Auch in Boutiquen wurde sie geduldet (sie kann dort reinschauen: „das können die verkraften“). Allerdings braucht man Geld dafür. Ohne Geld zugänglich ist der Karlsplatz, dessen Ausstrahlung bewirkt, dass es dort „nicht so schlimm“ ist, „wenn man da mal angesprochen wird“. Diese Strategie umfasst auch die Vorstellung, im öffentlichen Raum selbst Privatheit herzustellen: So wünscht sich die Sprecherin in der Nachbesprechung „mehr so Plätze (...), wo man sich zurückziehen kann.“ Gefragt danach, wie das aussehen könnte, entwickelt sie die Idee, „ja, so ähnlich wie der Karlsplatz, dass einfach mehr – ja, halt einfach Matratzen da hinzulegen oder ne Couch und dann ne Wand, also dazwischen und so Sachen.“

Eine spezifische Anordnung der Person im Raum scheint einen besonderen Schutz zu bieten, nämlich die, an einem Ort (Café, Zimmer) zu sitzen und von drinnen hinaus zu schauen. Diese Anordnung wird mehrere Male erwähnt als „*rausgucken*“ aus einem Zimmer, als Beobachtung eines Springbrunnens und als „*den Leuten zugucken, wie sie da so hektisch vorbeigelaufen sind*“. Das Beobachten ist genussvoll, Details, Nebensächlichkeiten werden wahrgenommen, beschrieben und mit Bedeutung versehen. In der Beobachter-Position hat die Sprecherin die Kontrolle darüber, „*wer reinkommt*“, die „*Hektik*“ bleibt draußen und zieht vorbei. Die Distanz zwischen Beobachtender und Beobachtetem ist angemessen, um nicht ohne Beziehung, aber auch nicht ohne Kontrolle zu sein. Dieser ‚aktive‘ Blick (der Blick, der von innen nach außen gerichtet werden kann) ist eine Form von Umweltaneignung/-eroberung wie sie für die FlaneurIn als Augensamen in der Stadt beschrieben wurde (vgl. Wilson 1993). Hier dient der flanierende Blick der Angstbewältigung und Kontrolle angesichts der Porosität der ersten und dritten Haut. Das „*rausgucken*“ enthält die Gegenbewegung zum „*reinkommen*“, der zentralen Chiffre für die Invasion.

Die Sprecherin entwickelt magische Schutzvorstellungen und Praktiken. Die Vorstellung, der Karlsplatz schütze durch seine Ausstrahlung, ist ein Beispiel dafür. Was den Schutz in der Wohnung angeht, ist ihre Strategie, „*ja, einfach beizeiten Gebete zu sprechen oder so, rechtzeitig vorzubeugen.(...) Ja, ich habe halt zwei Stunden gebetet, also dass mir eben nix passiert in dieser Richtung. Und ich glaube, zwei Stunden genügen, um das zu verhindern.*“

Die Sprecherin verfügt über Wissen und Versorgungskompetenzen. Sie besitzt vor allem ein Caféhaus-Wissen als lokales, situatives Wissen von den Möglichkeiten, die öffentliche Orte bieten. Es ist ein Wissen um die Regeln, die dort gelten, um Öffnungszeiten und Organisationsstrukturen und vor allem um die kostenlosen Versorgungsaspekte (kostenlose Brote am Karlsplatz, Mittwochessen im Tagestreff etc.).

Keine Personen – außer der gesetzlichen Betreuerin, und auch diese nur begrenzt - bieten Schutz. Bezogen auf die Wohnung schützt nicht der Ehemann als Person, sondern der Status, noch verheiratet zu sein. Sie weist eindringende Männer darauf hin „*und so lange ich verheiratet bin, darf hier niemand einziehen, weil, das verstößt gegen das Gesetz. Die würden den sofort mit dem grünen Wägele abholen. Ich natürlich - weil die wissen, dass der sich aufgedrängt hat, dass der gegen meinen Willen einziehen wollte*“. Doch diese Strategie scheint die Sprecherin selbst nicht zu überzeugen: „*Wie man sich da richtig schützen kann, das weiß ich auch nicht so genau. Das ist schwierig. (...) also bisher habe ich es immer geschafft, abzuwimmeln. Aber wie lange ich das noch schaff, weiß ich halt auch nicht.*“

Bedeutung von Wohnen

Die Wohnung hat nicht die Bedeutung, zentraler Ausgangspunkt für territoriale Eroberungen zu sein. Sie ist kein eigener, da kein angeeigneter und als Eigenes konturierbarer Raum. Die Wohnung bleibt etwas Unpersönliches, wenig Gestaltetes.

Der Zustand, dass ihr Dinge wegkommen, hat „*bis in die jetzige Wohnung hinein angehalten*“. Immerhin stellt die Sprecherin nach einigen Monaten in der eigenen Woh-

nung überrascht fest: „*Donnerwetter, jetzt kommt nichts mehr weg*“. Aber nach wie vor bietet die Wohnung keinen Schutz vor Männern, die sich einschleichen, die die Sprecherin überrumpeln und zu Dingen bringen, die sie nicht will. Hier fehlt die Abschließbarkeit. Auf der anderen Seite problematisiert die Sprecherin die Abgeschlossenheit. In Wohngemeinschaften ist es für sie ein großes Problem, dass man „*nicht immer rausgehen, nicht immer flüchten kann*.“

Die Wohnung ist ebenso porös wie der Kopf, in den die Stimmen eindringen. So scheint sie auch kein gegenüber den öffentlichen Orten ausgezeichneter Raum zu sein. Umso wichtiger sind die situativen Strategien, an öffentlichen Orten ‚Wohnen herzustellen‘, z.B. in Cafés mit einer bestimmten Position, die den Blick nach Draußen – und damit die Überwachung dessen, was oder wer ‚reinkommt‘ – ermöglicht.

Gesamtinterpretation

Die Erzählung zeigt in den wiederkehrenden zentralen Motiven eine Kluft, die zwischen ihr und der Welt liegt: Die anderen sind anders als sie, sie fühlt sich missverstanden, „*auf dem Kieker*“ oder „*nicht willkommen*“. Sie ist das Zentrum, auf das die negativen Intentionen anderer Menschen zulaufen, insbesondere von „*zweifelichtigen Gestalten*“. Die Welt, die ihr gegenüber steht, bedroht sie mit Invasionen, sei es, dass sie angesprochen wird, sich Männer einschleichen, einziehen wollen und sie zu Dingen „*überrumpeln, die sie nicht will*“, sei es, dass Lärm und Stimmen in sie eindringen, die sie nicht „*loskriegt*“. Alle diese Beispiele beziehen sich auf poröse Grenzen – sowohl diejenigen ihrer Psyche (Stimmen), als auch diejenigen ihrer Wohnung (Männer) -, die nicht kontrolliert werden können. Die Invasionen stoßen der Sprecherin schicksalhaft zu („*man wird angesprochen*“, „*überrumpelt*“) und haben eine verhängnisvolle Eigendynamik (schnell beim du „*und was da alles hinterherkommt*“), die einen zu Dingen bringt, „*die man gar nicht will*.“ Auch von den Cafés und von den Spielautomaten scheint eine magische Anziehung auszugehen, so dass sie nicht an ihnen vorbei gehen kann.

Die spezifische Form der Durchlässigkeit, aufgrund derer Stimmen von außen in den Kopf und Männer in die Wohnung gelangen, die Sprecherin überrumpeln und manipulieren, wird allgemein für Psychosen beschrieben. In einer Veröffentlichung über psychiatrische Hausbesuche wird dies bezogen auf das Verhältnis zur eigenen Wohnung diskutiert: „In der Psychose hat die Wohnung ihren bergenden und schützenden Charakter verloren. Der Psychotiker erlebt sich preisgegeben an einen Raum, der keine Grenzen hat. Die eigene Wohnung ist ihm nicht mehr vertraut. Sie wird zur Quelle der Angst. Gerade sie wird ihm unheimlich. Durch die Wände dringen die schädigenden Strahlen. Er hört die Gespräche feindlich gesonnener Nachbarn, und durch die abgedeckten Fenster treffen ihn herausfordernde Blicke.“ Die Verbarrikadierung ist eine mögliche Reaktion, eine andere ist, den Menschen, „... den er gerade auf der Straße kennen gelernt hat, ohne Vertrauensbeweis in seine Wohnung holen. Er meint, eines geschützten und abgegrenzten Innenraumes nicht zu bedürfen. Er wählt seine Gäste nicht aus (...). Weil die Trennung von Nähe und Ferne, Fremdheit und Vertrautheit, Innen und Außen dem Kranken durcheinander geraten ist, richtet er ein Chaos an“ (Stoffels/Kruse 1996,17).

Für die Sprecherin ist die Frage der sich einschleichenden Männer näher und realer als die Einbildung durch die Wände dringender Strahlen. Die Sprecherin gilt als prostitutiv, d.h. die Schwierigkeit, die „Gäste auszuwählen“ (Stoffels/Kruse), erweitert sich zur Schwierigkeit, in interpersonellen, sexuellen Begegnungen Grenzen zu ziehen. Dies bekommt eine spezifische Bedeutung und hat spezifische Folgen vor dem Hintergrund des Geschlechterverhältnis. Dass sie noch verheiratet sei, hält die Sprecherin einem Mann entgegen, der bei ihr einziehen will und der ihr vorwirft, sie halte ihn hin. Die Einladung von Männern, die die Sprecherin „gerade auf der Straße kennen gelernt hat“ (Stoffels/Kruse), kann sich unter den Bedingungen der Geschlechterbeziehungen zu einer sehr realen Bedrohung entwickeln und die Überrumpelung die Gestalt konkreter Gewalt annehmen, in der die Sprecherin tatsächlich dazu gebracht wird, etwas gegen ihren eigenen Willen zu tun. Eine weitere Frage wäre die, inwieweit die porösen Grenzen zwischen „Fremdheit und Vertrautheit, Innen und Außen“ (Stoffels/Kruse) eine Folge von biografischen Gewalterfahrungen sind.

Das Beispiel der Sprecherin zeigt darüber hinaus, dass der Umgang mit einer Wohnung andere Formen haben kann als im Modell der konzentrischen Kreise als Normalfall festgeschrieben ist. Dort ist Wohnung als Ausgangspunkt für territoriale Eroberungen und sicherer, abschließbarer Rückzugsraum des Privaten. Es gilt, den Begriff des Wohnens zu verflüssigen und neben festen Wohnsitzen Wohnstrategien zu betrachten. Die vielfältigen Strategien, Wohnen herzustellen – im öffentlichen Raum, durch Flexibilität und Nutzung von ‚Zwischenräumen‘, durch spezifische Blickanordnungen an öffentlichen Orten etc. - sind als Ressourcen und Kompetenzen in die Betrachtung aufzunehmen und sollten in ihren unkonventionellen Formen anerkannt werden. Nicht zuletzt ist materielle Armut, die Wohnungsprobleme schafft und Wohnstrategien behindert, zu beseitigen.

5.4.8 *Wagenburg als feste Wohnung (Gruppe 6)*

Die Gruppe, Diskursregeln und Interaktionsdynamik

Diese Gruppe kann als Vergleichsgruppe zu den anderen Gruppen gesehen werden, da sie nicht wohnungslos sind, sondern eine unübliche Wohnform für sich gewählt haben. Sie fühlen sich *„eher so als fest wohnend (...) - ich finde, das spielt nicht so ne große Rolle, dass es jetzt halt ein Wagen ist statt einer Wohnung.“* Dazu trägt bei, dass die Wagenburg seit neun Jahren auf einem festen Standplatz steht, zwar ohne Vertrag, aber mit Duldung, *„das gibt uns sicher auch mehr Sicherheit, als jemand, der ständig damit rechnen muss, geräumt zu werden.“* Gleichzeitig sind sie jedoch durch ihre alternative Wohn- und Lebensform im Bauwagen in manchen Aspekten wohnungslosen Frauen näher als Frauen in regulärem Wohnraum.

Zwei der vier Frauen wohnen seit sieben Jahren dort, die Dritte seit drei Jahren und die Vierte seit wenigen Monaten. Die Frauen sind sozial integriert: Zwei studieren, zwei arbeiten in akademischen Berufen, zwei haben Kinder, die mit ihnen und deren Väter in den Bauwagen wohnen.

Die Treffen kamen unkompliziert und mit der Besetzung von vier Frauen bei der Vorbesprechung und (aus Termingründen) mit drei Frauen bei der Stadtbegehung und

Nachbesprechung zustande. Eine der Frauen organisierte alles mit ihren Mitbewohnerinnen.

Eine der ersten Diskursregeln beinhaltet die Angemessenheit persönlicher Bewertungen („jetzt für mich erst mal“, „mir ist ein wichtiger Ort...“, „für mich (ist schön)“ etc.). Sprecherin 2 gibt eine abstraktere politische Argumentation vor und bezieht sich am deutlichsten auf ein kollektives „Wir“. In der Gruppendynamik dominieren dann aber die Positionen, die als persönliche begründet sind (und die die von Sprecherin 2 für das „Wir“ reklamierten Positionen durchaus modifizieren). Sprecherin 1 meint mit „wir“ nicht die ‚Wagenburgler‘, sondern sich selbst mit den Kindern als Familie. Sprecherin 2 bekennt sich am stärksten und zweifelsfreiesten zum Wagenwohnen und zu Freiburg. Sprecherin 1 kann sich vorstellen, „längerfristig“ wieder in eine Wohnung zu ziehen. Das heisst: sowohl der Grad privater oder politischer Begründung für Präferenzen, als auch die Identifikation mit dem Wagenwohnen sind individuell abgestuft.

Die Diskursregeln klammern private Orte und Beziehungen aus der quasi-öffentlichen Diskussion aus. Zwar beginnt die Stadtbegehung bei der Wagenburg, aber intime Aspekte des Wohnens, der Beziehungen oder des Körpers wurden – anders als bei den obdachlosen Frauen, wo Toiletten und Menstruation angesprochen wurden – nicht Thema.

Die Sprecherinnen halten im Bezug aufeinander die Diskussion aufrecht und achten darauf, dass alle zu Wort kommen. Aus den begleitenden Äußerungen ist zu erkennen, dass sie die Diskussion als einen gemeinsamen Produktionsprozess ansehen, wobei sie in dem Zusammenfügen der einzelnen individuellen kognitiven Karten eine konsuelle Karte erstellen; Konsensbasis ist die gemeinsame Zuordnung zu einer (individualistisch ausgeprägten) Alternativszene. Es werden für die Personen spezifische Orte genannt – die Mütter nennen „Kinderorte“, die Orte, an denen jemand arbeitet, werden genannt -, es überwiegt aber die Darstellung eines gemeinsamen Erfahrungsraumes.

Die Raumwahrnehmung - Genannte Orte, ihre subjektive Bedeutung und die Struktur des Gesamtraumes

Im Vergleich zu den Karten der anderen Gruppen kommt eine ungeheure Fülle an Nennungen von (fast 50) Orten zusammen. Einige der Orte wurden auch von anderen Gruppen erwähnt: Bibliotheken, der Bahnhof, Freizeitorte vor den Toren der Stadt (Badeseen, Dreisam, Wiesen) und vor allem eine Vielzahl an Cafés, Discos, Kneipen und die Mensa. Namentlich genannt werden fast alle Plätze und Straßen in der Freiburger Altstadt.

Im Unterschied zu den Karten der anderen Gruppen werden hier auch Geschäfte und insbesondere Alternativläden (Läden für Öko- und 3. Weltprodukte, Buchhandlungen, CD- und Plattenläden, ein Landkartengeschäft, der Markt), Dienstleistungseinrichtungen (Ökobank, Fahrradstation) und (alternative) Veranstaltungsorte genannt. Sie sind in die Topografie eingelassen: Straßen werden z.B. wegen der dort befindlichen Läden als „sehr nett“ eingestuft. „Kinderorte“ und Arbeitsplätze, Büros bzw. die Uni werden ebenfalls angegeben. Manche Orte werden ausdrücklich als „persönlicher Ort“ gekennzeichnet, bei anderen wird erwähnt, dass sich damit „viele schöne Erlebnisse ver-

binden“. Stadtteile werden als Areale angesprochen. Die Innenstadt mit ihrer großen Einkaufsstraße und mit den umgebenden Ringstraßen und die Bahnhofsgegend werden eingezeichnet, aber auch Privatwohnungen. Ausdrücklich als Ort angegeben werden Fahrradwege – sie bekommen auch in der Diskussion einen besonderen Stellenwert.

Die Stadtbegehung findet mit dem Fahrrad statt. Sie beginnt bei der Wagenburg selbst. Die Gruppe durchradelt den Stadtteil, in dem die Wagenburg steht, passiert den dortigen Einkaufsladen und die Bauernhöfe, auf denen sich die Wagenburgbewohner versorgen, und pausiert in einem Stadtteil mit einer hohen Dichte an ökologischen Läden. Über die Fahrradstation gelangt die Gruppe in das angrenzende Stadtviertel, in dem politisch alternative Einrichtungen und Initiativen sich niedergelassen haben, mit einem Blick gleichzeitig auf die kommerzialisierte neu gestaltete „*Bahnhofsmeile*“.

Fast alle Orte werden unter dem Aspekt der persönlichen Bewertung eingeführt, überwiegend mit Wendungen wie „*ich finde*“, verbunden wahlweise mit Adjektiven wie „(sehr) *nett*“, „*schön*“, „*sympathisch*“ oder „*doof*“, „*scheisse*“, „*schade*“, „*ganz grässlich*“, „*unsympathisch*“, „*schrecklich*“, „*hässlich*“, „*unästhetisch*“, „*echt zum Kotzen*“ oder eingeleitet mit „*mir gefällt (nicht)*“, „*ich bin (nicht) einverstanden mit*“, „*mir passt daran nicht*“, „*ich mag sehr/gerne/eigentlich nicht*“, „*mich stört*“, „*da fühle ich mich (nicht) wohl*“. Die Vielfalt der Orte ermöglicht Vergleiche. Das „*Meiden*“ unangenehmer Orte und ein Ausweichen auf einen anderen Ort, wenn der eine Ort nicht gefällt, ist möglich (wiederkehrende Wendung: „*ich gehe/fahre/nutze/radle etc. lieber...*“ – „*ich habe geschaut, dass ich lieber...*“, „*ich musste überlegen, was ich dann mache...*“).

Es wird für wichtig gehalten, dass die Orte zur Befriedigung von Bedürfnissen vorhanden sind, auch wenn sie aktuell nicht genutzt werden (exemplarisch: Beim Fahrradweg ist es „*wichtig, dass er da ist und in gutem Zustand*“, Orte, die „*in der Stadt für mich einfach einen großen Wert haben, auch wenn ich da gar nicht so oft bin, also für mich ist es ganz wichtig, dass es diese Punkte gibt*“). Die Person, die die Nutzung der Orte für sich organisiert, erscheint als eine, die zunächst ihre Wünsche (z.B. richtig zu duschen, zu lesen, einzukaufen, etwas zu erfahren) oder ihre Notwendigkeiten (z.B. eine Strecke zurück zu legen und pünktlich zu sein etc.) festlegt, die dann die vorhandenen Möglichkeiten überprüft und die beste auswählt (z.B. „*Wenn ich ... möchte, dann ist es am einfachsten...*“). Die positiven Orte mitsamt zugehöriger Aspekte verdichten sich zu „*Lebenswert einfach*“ oder „*das hat für mich eine ganz hohe Lebensqualität*“.

Die Kriterien der Bewertung sind mehrdimensional und persönlich gefärbt. Die Menschen sollen freundlich sein (Kriterium der persönlichen Beziehung), die Nutzung soll praktisch und einfach sein (Kriterium der funktionalen Eignung, z.B. „*auf der Strecke liegen*“, nicht „*umständlich*“ sein, „*sinnvoll verbunden mit anderen Tätigkeiten*“). Der Zwang z.B. Umwege in Kauf zu nehmen wird als Einschränkung der optimalen Nutzung gesehen. Die Nutzung soll zudem ökologisch und politisch vertretbar sein (Kriterium der Sinnhaftigkeit, z.B. „*von seinem Sinn und Zweck her eine sinnvolle Ergänzung vom Nahverkehr, vom öffentlichen*“). Die Nutzungsqualität wurde auch in den Diskussionen anderer Gruppen angesprochen, einzig in der Diskussion der festen Wagenburgbewohnerinnen findet sich aber der ausgeprägte Bezug auf ästhetisch-bauliche Kriterien (Materialien wie Glas, Beton, Neon etc., Formen wie klotzig, rund, Stile wie Jugendstil

etc.) und auf die Architektur („*Ich kann mit der Architektur nix anfangen*“, „*ein ganz tolles Bauwerk, von der Architektur her*“, „*nur architektonisch nett*“, „*dieses Groß und Klotzig finde ich von der Architektur her einfach nicht angemessen dem kleinen Freiburg, so ein schöner Rundbau wie das Mobile dagegen, finde ich, paßt sich gut ein, architekturmäßig*“). Weitere Kriterien der Bewertung sind Zentralität, Ausstrahlung, Klima, Größe, schöner Ausblick, und „*da ist etwas los*“.

Die Entgegensetzung von „*netten*“ und „*grässlichen*“ Orten bildet die Grundstruktur des Gesamtraumes. In den Gegensatz negativer versus positiver Orte geht der Gegensatz von Großstadt versus Natur/Dorf, zwischen Auto und Fahrrad, zwischen „*geschneiegelten Leuten, gestresst in der S-Bahn*“ und Alternativszene, zwischen „*voll*“, „*Gedrängel*“ und „*ruhig und unhektisch*“, zwischen „*anonym und gesichtslos*“ und „*persönlich*“ ein.

Statements wie „*Ich mag's gern da, wo halt keine Autos fahren, die stören mich immer am allermeisten*“ können alle zustimmen. Autofreie Zonen sind verbunden mit „*mehr Leben auf Straßen und Plätzen*“. Sprecherin 2 möchte alle Autos und den Individualverkehr „*an den Stadtrand verbannen*“, „*radikal*“ die dann überflüssigen Straßen „*aufreissen und renaturieren. Dann gäb's mehr Grün und mehr Bäume.*“ „*Unangenehm*“ sind die Fahrradwege „*immer an den großen Straßen entlang, an den zwei-, vierspurigen.*“ Wo es geht, verlassen die Sprecherinnen die großen Straßen und radeln lieber „*durch Wohngebiete*“. Auf dem abendlichen Heimweg lässt Sprecherin 1 immer die Stadt hinter sich, „*dann so x-y-Straße, und dann wird's ruhig und da ist es dörflich, es ist zweispurig, man kann in der Mitte fahren und die Autos fahren langsamer als..., weil sie da eh nicht schnell vorwärts kommen, weil da die Autos auf der Straße parken dürfen, und da kann man richtig verschnaufen und da ist es dann Abend.*“ (Sprecherin 3 ergänzt: „*.. und es geht bergab*“; alle lachen.) In der dörflichen Ruhe sind die Rollen vertauscht: den Fahrrädern gehört die Straße und Fahrräder kommen schneller voran. Auf irgendeine Weise symbolisieren Autos auch die gesellschaftliche Hierarchie, jedenfalls ist für Sprecherin 2 die Fußgängerzone etwas genuin Demokratisches: In der Fußgängerzone sind „*alle gleichberechtigt*“, alle laufen zu Fuß und sind „*erstmal einfach Fußgänger, Fußgängerinnen.*“

Stadt bedeutet im Negativen Verkehr und Lärm. „*Ich hasse die Ringstraßen (...) dann fahren da mir zu viel Autos, die finde ich nicht nett zu laufen, weil dir der Autolärm in den Ohren dröhnt, finde ich ganz furchtbar*“, „*große Straßen, wo's laut ist, mag ich auch nicht*“. Der Verkehr ist zudem „*gefährlich für Radfahrer*“. Der Standort der Wagenburg liegt aber außerhalb und der Heimweg führt aus dem Verkehr heraus: „*Das ist richtig angenehm, wenn man aus der Stadt kommt und dem Verkehr dann irgendwann entrinnen kann.*“

Als weiteres Thema ist mit der (Groß-)Stadt der Kommerz und der Konsum verbunden. Die Geschäftszentren der Innenstadt werden gemieden, „*weil das ist mir zu glitzrig und zu stressig.*“ Kaufhausbesuche werden wie das Eintauchen in einen ekligen Sumpf beschrieben, aus dem man möglichst schnell wieder an die frische Luft kommen will. Sprecherin 2 wünscht sich in der Nachbesprechung Orte, „*wo man nix kaufen muss, nix trinken muss und nix bestellen muss, sondern einfach nur sein kann und sich treffen*“

kann und, was weiß ich, palavern oder was spielen oder was auch immer“, „Orte, wo man hin kann, ohne was zu müssen (...) respektiert und ungestört“; in „südländischen Ländern“ sei „der öffentliche Raum so halb privat, hab' ich oft das Gefühl. Die Leute sitzen da und irgendwie gehören sie dahin. Und wenn bei uns die Leute auf der Straße rumsitzen, dann denken alle, hä, die gehören doch da nicht hin. Die gehören doch nach Hause oder weiß ich wo.“

Mit Kommerz und Konsum ist Anonymität verbunden. *„Dieses Großstadtgetue, das nervt mich irgendwie. Das ist auch irgendwie so gesichtslos, ist überhaupt nicht individuell.“* Der Gegensatz zu Kommerz ist das Alternative (*„nicht so yuppiemäßig (...) halt so ein bisschen alternativ“*), *„das finde ich einfach ne nette Ecke, die nicht so durchkommerzialisiert ist“*). Der Gegensatz zu den Kaufhäusern sind die kleinen Läden in der Nachbarschaft der Wagenburg, die bevorzugt werden, weil sie *„nicht so anonym“* sind. Die Individualität, die in der Stadt vermisst wird, drückt sich in der Einmaligkeit persönlicher Beziehungen aus. *„Ich hab meine ganzen Konten bei der Ökobank und finde da auch die Leute nett, und ich habe halt immer so den Wunsch, irgendwie auch einen persönlichen Kontakt zu haben mit den Leuten, die mir was verkaufen oder die mir irgend ne Dienstleistung erbringen, einfach auch mal, - ja, wie gesagt, die Namen kennen und auch mal über was anderes reden als nur über's Wetter.“* Da *„nett“* ebenso einen Ort wie auch Menschen charakterisieren kann, gehört zu den Gegensatzpaaren auch die Einordnung von Beziehungen als *„freundlich“* oder *„unfreundlich“*.

Zu den polaren semantischen Feldern gehören weitere Gegensätze wie alt versus neu. Am eigenen Stadtteil sind *„die ganzen Bauernhäuser“* schön, *„ich mag halt lieber alte Häuser (...) Neubauprojekte (...) finde ich alle grässlich.“* Weitere Gegensätze sind *„nett“* versus *„kalt“*, *„Neon“*, *„abweisend“*, *„zubetoniert“* oder *„sich einfügend“* (in die Umgebung) versus *„aufgemotzt, aufgedonnert“*, *„großklotzig“*.

Der kognitive Stadtplan verzeichnet so Areale, die einander entgegen gesetzten Lebensstilen entsprechen. Damit ähnelt die kognitive Karte der Karte der Wagenburgbewohnerin in Gruppe 3, die Zentrum und Rand einander gegenüber stellte und die die alternative Lebensweise als ‚randständige‘ ausformulierte. Es gibt aber zwei Unterschiede in der Topografie: Was bei Gruppe 3 den Rand in Form von utopischen Plätzen ‚außerhalb der Gesellschaft‘, die immer wieder von der Vertreibung erfasst werden, darstellte, ist auf der Karte der Gruppe 6 ein Netz konkret und dauerhaft gegebener und nutzbarer Orte: die Infrastruktur einer funktionierenden Alternativszene. Die Sprecherinnen können sich innerhalb dieses Netzes bewegen (und das macht auch einen Großteil ihrer Kontakte aus). Damit können sie sich innerhalb der physisch-räumlich gegebenen Innenstadt bewegen, ohne mit den negativen Implikationen der metaphorischen Innen- oder Großstadt in Berührung zu kommen. Das Netz konstituiert einen ‚alternativen Stadtplan‘ auf der kognitiven Karte. Der alternative Stadtplan steht in Verbindung mit spezifischen Sozialbeziehungen. Freiburgs Qualität liegt unter anderem darin, dass es eine *„Alternativszene überhaupt gibt“*, *„dass hier viele Studis leben, dass viele Ideen auch also hier zusammenlaufen“*, *„und ich finde die Öko-Szene gut und wichtig.“*

Der zweite Unterschied liegt darin, dass das normal-gesellschaftliche Umfeld der Wagenburg als persönliche Nachbarschaft auftaucht. Die Wagenburgbewohnerinnen haben aufgrund ihrer Sesshaftigkeit gute Kontakte zu den Leuten aus dem Dorf, *„die zum Teil*

Kleingärten draußen haben, und praktisch unsere unmittelbaren Nachbarn dadurch sind“ oder „zum Bauern zum Beispiel“ und zu den „Nachbarn, die am Dorfeingang wohnen im letzten Haus, weil, da müssen wir immer unsere Mülltonnen hinbringen, dienstags, weil das Müllauto nicht bis zu uns raus fährt“. Persönliche Bekanntheit kennzeichnet die Sozialbeziehungen. „Ja, das ist das Schöne an so nem kleinen Laden, dass man sich kennt, dass man gekannt wird, dass man die Leute kennt, die hier arbeiten, Familienbetrieb, kleiner Laden, wird man freudig und mit Namen begrüßt und das ist halt nicht so anonym wie so ein großer Einkaufsmarkt.“ Das Kennen der Menschen schafft „Bezugspunkte“, die „gefühlsmäßig“ bestehen bleiben, die damit verbundenen Orte sind dann „einfach vom Gefühl her ne nette Ecke.“

Die Infiltration des alternativen ‚Randes‘ in das Zentrum und die Konstruktion der ‚Nachbarschaft‘ schaffen Zonen der Berührung, Verbindung, des Austauschs oder der Mischung zwischen den beiden gegenübergestellten Sozialräumen.

Mobilität als solche spielt eine große Rolle und zwar nicht als biografische Mobilität (insbesondere Sprecherin 2 ist ausgeprägt sesshaft), sondern als Fortbewegung mit dem Fahrrad. Die Fahrradwege wurden mit als erste wichtige Orte der kognitiven Karte genannt: *„Ein wichtiger Ort sind die Fahrradwege, die ich ja ständig benutze, egal, wo ich hinfahre, ob zum Duschen, Einkaufen, Waschsalon. Was ich immer benutze, das sind die Fahrradwege.“* Fahrradwege werden funktional als Wege betrachtet, um zu einem Ziel zu gelangen (*„also ein wichtiger Ort (...), dass er da ist und dass er gut befahrbar ist und dass kein Schnee drauf liegt, wo ich dann rutsche, dass ich pünktlich bin“*). In der Stadt ist es *„praktisch“*, das Fahrrad dabei zu haben. Andererseits hat das Fahrrad fahren eine symbolische Funktion und ist offensichtlich für die Gruppe auch Identität stiftend (Sprecherin 2: *„Wir machen alle alles mit dem Rad“*).

Eine weitere Unterscheidung liegt quer zu der bisher zusammengestellten Topografie und ist deshalb erwähnenswert, weil sie von der Aufteilung in den anderen Gruppen abweicht: Die Unterscheidung in dunkle und helle Orte, bzw. Orte tagsüber und nachts. Die Orte, die in anderen Diskussionen als wichtige Orte auftauchten wie der Colombipark, der Crash-Vorplatz, der Stühlinger Kirchplatz und die Bahnhofsgegend, werden als *„trist“* bezeichnet. *„Im Dunkeln würde ich nicht gerne rüber laufen, - nee, das würde ich überhaupt gar nicht tun, im Dunkeln laufe ich da nicht rüber, nie nicht, radeln auch ungern, und schon gar nicht in der oberen südlichen Ecke, wo halt, - ja, wo die Leute stehen, von denen ich nicht so recht weiß, wie sie drauf sind.“* Unbeleuchtete Fahrradwege durch Gegenden, die *„dunkel und bewaldet“* sind, oder der Weg von der Bushaltestelle zur Wagenburg nachts machen Angst: *„Ich habe eher da Schiss, wo es so duster ist.“* Sprecherin 2 präsentiert sich hier als unerschrockener (*„also grad so durch den Wald macht mir persönlich keine Angst“*), aber Parkhäuser und Tiefgaragen (für Autos!) sind für sie *„grauslig unheimlich“*. Andere Passagen erwähnen merkwürdige Ereignisse (Männer mit Plastiktüten im Wald, ein unaufgeklärter Mord) gerade an solchen Orten, die die Sprecherinnen als *„unser Ding“* bezeichnen und als Ort, *„den ich als ganz sicher betrachtet hab“* (Ökostation am Seepark, Schönberg). Thema ist der Einbruch von möglichen Gefahren in ihre ansonsten kontrollierbare und verlässliche Welt.

Strategien und Taktiken

Die Bewohnerinnen der Wagenburg betrachten sich als „fest wohnend“. Die Strategien der Aneignung beziehen sich auf die Aneignung des Wohnumfeldes und der Stadt. Wie für Menschen mit festen Wohnsitz beschrieben, ist auch hier die Wagenburg der Punkt, von dem aus aufgebrochen wird (zur Arbeit, zur Organisation der Versorgung, die nicht in der Wagenburg geleistet werden kann, z.B. zum Wäsche waschen) und zu dem zurückgekehrt wird.

Der zweite Kreis (sieht man von dem Grün um die Wagen herum ab, s.u.) wird über die Herstellung von Nachbarschaft angeeignet. Seit dem zweiten Jahr der Wagenburg besteht die Tradition, die Nachbarn und „die Älteren, die wir kennen aus'm Dorf“ einmal im Sommer sonntags einzuladen, „einfach auch, um in Kontakt zu bleiben, um ihnen die Scheu zu nehmen vor'm Wagenleben und so, dass die uns einfach kennen lernen und sehen, na, die sind ganz normal.“ Die Wagenburgbewohnerinnen versetzen sich in die Dorfbewohner hinein („Scheu haben“) und überbrücken die Differenz durch den Nachweis der Normalität. Sie reduzieren die Differenz zwischen sich und den Dorfbewohnern dabei darauf, dass sie „halt ne andere Wohnform“ haben. Das bedeutet auch den „großen Unterschied“ zu den Obdachlosen, „den muss man raustellen, finde ich. Und da kommen die auch gern.“ Die Integration in die Nachbarschaft eröffnet den Zugang zu Versorgungsressourcen und vor allem zu wichtigen und nützlichen Informationen. Der Einkaufsladen, in dem die Sprecherinnen bekannt sind, „(...) erfüllt halt auch so ein wenig die Funktion von so nem Neuigkeiten-Umschlagplatz. Also wenn man jetzt, sagen wir mal, was wissen muss, was im Dorf vor sich geht, - interessiert uns zwar nicht oft, aber wenn man's mal wissen muss, dann erfährt man's hier, zum Beispiel (...) Und die, die hier einkaufen gehen, die sind auch alle bekannt, und wenn man über die was wissen muss, - ja, wenn man ne Wohnung sucht oder so, Zimmer, - und dann wissen hier im Laden, - wissen die Leut' halt genau Bescheid, wo was frei wird, weil die, die ausziehen, die kommen dann und verabschieden sich und so, und dann ist es dann viel einfacher für irgendwelche Freunde, die hierherziehen wollen, ein Zimmer zu finden, zum Beispiel.“

Auch über die Nachbarschaft hinaus haben die Sprecherinnen die Strategie, sich über persönliche Kontakte Orte anzueignen und den eigenen Einflussbereich zu organisieren und auszuweiten. Dazu gehört auch, dass die alternativen Orte nicht nur genutzt, sondern auch durch die Nutzung gestärkt werden, z.B. indem ein Geschäftsinhaber unterstützt wird („da gehen wir oft einkaufen, weil wir den Typ gut finden, und weil wir den unterstützen wollen, und die haben es ja alle nicht so leicht in Freiburg“). Damit wird die Öffentlichkeit familiarisiert, wie auch generell die Alternativszene mit ihren impliziten Solidaritätsnormen und Zugehörigkeitsfestlegungen familiäre Züge trägt.

Die weitere Aneignung der Räume ist eine Aneignung mit dem Rad oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Das Fahrrad fahren ist gleichzeitig ortserkundend und der „durchradelte“ Raum (Fahrradwege, aber auch Stadtteile, durch die man radelt) werden auf diese Weise angeeignet („Ich kenne mich gut aus in der Stadt, ich kenne alle Abkürzungen und alle schönen Wege“). Fahrrad fahren ist aber auch notwendig. Die Wohnform zwingt bei höheren Versorgungsansprüchen zu Mobilität, denn die Entfernung zwischen den Versorgungsorten des alternativen Netzes in den relevanten Stadtteilen,

dem Arbeitsplatz und dem Standort der Wagenburg muss überwunden werden. In Arbeitspausen im Winter, *„da radel' ich nicht nach Hause, weil, das lohnt sich nicht. Im Sommer ist das kein Thema, da ras' ich geschwind raus und wieder rein, 1 ½ Stunden oder so.“*

Bedeutung von Wohnen

Wohnen wurde bereits als Ausgangs- und Rückzugspunkt genannt. Die Stadtbegehung beginnt auch an der Wagenburg, aber privatere Aspekte des Wohnen werden in dieser (öffentlichen) Diskussion nicht angesprochen.

Das spezielle Wohnen in der Wagenburg erfüllt über Wohnen hinaus weitere Bedürfnisse: Es ist eine kollektive Wohnform (Alternative wäre höchstens *„alle zusammen in ein Haus, das könnte ich mir auch gut vorstellen. Da würd ich auch mitziehen, aber nicht jetzt irgendwie allein in eine 1-Zimmer-Wohnung, das käm' für mich nie in Frage. Nie.“*), wobei Sprecherin 1 idealerweise etwas möchte, *„wo jeder so seinen eigenen Bereich hat und wo man aber eben auch gemeinsame Bereiche hat.“* Zum zweiten sind der Wagen (=das Zimmer) zwar klein, aber gibt es *„viel Raum“* („Grünraum“) um die Wagen. *„Und unser Wohnzimmer ist im Sommer größer wie das von allen anderen Leuten. Und wenn wir wollen, können wir jeden Abend Lagerfeuer machen.“* Damit wird das Wohnen explizit mit einem nicht-(groß-)städtischen Wohnen verknüpft, denn diesen Raum um die Wohnung herum findet man in der Stadt nicht.

Für Sprecherin 2 ist das Wohnen in der Wagenburg ein spezifischer Lebensstil mit hoher Lebensqualität, verbunden mit *„Freiheit und Ökologie“* – ebenfalls mit den Gegenprinzipien zur Stadt. Das Wagenwohnen ist *„einfach freier wie im Haus, weil, im Haus hast du so viele Zwänge, die du im Wagen nicht hast“* und es ist naturverbundener, *„viel draußen zu sein“, „das Wetter draußen mitkriegen.“*

Der Lebensstil beinhaltet einen Verzicht auf Komfort. Es gibt z.B. kein fließendes Wasser und keine Waschmaschine, was das Wäschewaschen zu einer aufwändigen Angelegenheit werden lässt. *„Das bewusst Einfache“* wird ambivalent bewertet. Auch Sprecherin 2 sieht den Aufwand und die Unbequemlichkeit eines alternativen Wohnens; für sie bedeutet aber die Notwendigkeit, *„wenn man sein Wasser dauernd schleppen muss von irgendeinem weit entfernten Wasserhahn“* oder das Leben mit den Tücken einer eigenen Stromversorgung aber auch, *„dass man halt bewusst mit Ressourcen umgehen lernt, dann geht man auch nicht verschwenderisch damit um und (...) - das finde ich gut.“* Sprecherin 1 verbindet damit eher eine *„Romantik“*: *„Für mich hatte das ganz am Anfang auch so einen Urlaubscharakter, muss ich sagen“,* inzwischen wüsste sie *„Komfort wieder sehr zu schätzen“*. Sprecherin 3 sieht vor allem, dass es *„anstrengend“* ist, vor allem das Heizen mit Feuerholz. Die Idealvorstellung zumindest von Sprecherin 1 wäre es, die Vorteile einer städtischen Wohnweise (Komfort, gute Anbindung) zu verknüpfen mit den Vorteilen des Wohnens in dem alternativen Bereich.

Gesamtinterpretation

Die Optik beim Blick auf die Stadt ist bestimmt davon, dass in dieser Gruppe das freie Wohnen, die sonstigen angeeigneten Orte sowie der Modus der Aneignung selbst einem

spezifischen Lebensstil und spezifischen Vorstellungen von „*Lebensqualität*“ entsprechen (dieser Begriff kam in keiner anderen Diskussionen vor). Weder ist strikte materielle Armut oder eine somatische oder psychische Erkrankung ausschlaggebend, noch ist mit dem Wohnen eine soziale Stigmatisierung verbunden. Die Sprecherinnen sind im Gegenteil gut integriert - in der Nachbarschaft wie in der Alternativ- und Ökoszene -, haben Arbeit bzw. studieren und verfügen über Bildungsressourcen. Über Beständigkeit haben die Sprecherinnen Ansprüche auf gesichertes Wohnen erworben; sie haben anders als die obdachlosen Frauen eine Nische nicht nur gefunden, sondern auch halten und verankern können.

Das Verhältnis zu den Orten in der Stadt wird aus der Perspektive von selbstbewussten Konsumentinnen bestimmt, die – ihren Wünschen, Bedürfnissen und Notwendigkeiten entsprechend - unter Optionen auswählen und Angebote nach ihrem praktischen Nutzen, ihrem ästhetischen Wert oder ihrem menschlichen Gehalt bewerten. Die Stadt und ihre Orte sind somit in erster Linie als Objekte für den persönlichen Geschmack und die persönliche Befindlichkeit wichtig. Darin drückt sich die überlegene Distinktionsfähigkeit derjenigen aus, die ihre Lebensumstände gestalten können und die nicht auf solche Nutzungszwänge zurückgeworfen sind, die Geschmacksurteile zum reinen nicht erreichbaren Luxus werden lassen. Der grundsätzliche Anspruch darauf, dass Strukturen zur Erfüllung der Bedürfnisse verlässlich zur Verfügung stehen, wird nicht in Frage gestellt.

So sehr sie damit ‚fest Wohnenden‘ ähneln und sich von obdachlosen Frauen unterscheiden, drückt sich doch in ihrer kognitiven Karte ein Spannungsverhältnis zu dem aus, was als Repräsentation der Gesellschaft, der Stadt etc. verstanden wird – ein Spannungsverhältnis, das sich auch bei obdachlosen Frauen (insbesondere bei der alternativ orientierten Wagenburgbewohnerin in Gruppe 3) beobachten ließ. Die Sprecherinnen sind eben nicht nur „*ganz normal*“, sondern ihre Existenz ist geprägt durch eine „*andere Wohnform*“. Die Karte zeigt dieses Spannungsverhältnis zwischen zwei Polen. Auf der einen Seite stehen gesellschaftlich dominante Einrichtungen eines Sektors, der (Groß-)Stadt, Verkehr, Lärm, Beton, Neubauten, Kommerz, Konsum, Anonymität und Gesichtlosigkeit umfasst und für den symbolisch das Auto steht. Auf der anderen Seite steht der positive Sektor, der alternative, ökologische, oppositionelle Einrichtungen beinhaltet und für den als Antagonist des Autos das Fahrrad steht. Diese Konstruktion lässt sich vergleichen mit der Konstruktion der alternativ orientierten Wagenburgbewohnerin aus Gruppe 3, die dem Zentrum, von dem Vertreibung ausgeht, den Rand als freien und menschlichen Ort gegenüberstellte.

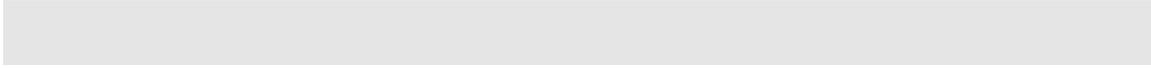
Das Verhältnis von Auto und Fahrrad bietet weiteren Stoff für eine Interpretation. Das Fahrrad hat für die Gruppe eine große Bedeutung; Fahrradwege werden „*immer*“ und „*ständig*“ benutzt, auch scheint das Rad fahren mit dem (nicht unumstrittenen) Kern der Gruppenidentifikation zusammen zu hängen. Den beiden Sektoren der „*netten*“ versus der „*unangenehmen*“ Orte in der Stadt entspricht prototypisch die Gegenüberstellung von großen, vierspurigen Straßen und Fahrradwegen. Die Wahrnehmung dieser Straßen lässt sich mit der Wahrnehmung des gesellschaftlich dominierenden ‚Mainstream‘ verknüpfen, der Fahrradweg mit der Entwicklung des alternativen Lebensstils. Beide konkurrieren; unangenehm ist der Fahrradweg entlang der großen Straßen, angenehm sind beruhigte Zonen, in denen das Fahrrad seine Überlegenheit gegen-

über dem Auto beweisen kann. Die ‚Verbannung des Autos an den Stadtrand‘ als Wunschtraum wäre die Eroberung des Zentrums durch das Fahrrad bzw. durch einen Lebensstil mit spezifischen Gestaltungs-, Kommunikationsformen und Sozialbeziehungen.

Im Gegensatz zur Wagenburgbewohnerin aus Gruppe 3 sind die Sprecherinnen nicht nur sozial integriert, sondern sie verfügen auch über zwei Orte, die zwischen den entgegengesetzten Sektoren vermitteln: Zum einen bildet das Netz alternativer und ökologischer Dienstleistungsangebote einen ‚alternativen Stadtplan‘ in der Stadt, der verlässlich genutzt werden kann, zum anderen konstituiert die Nachbarschaft der Wagenburg soziale Kontakte, in denen eine Tradition ausgebildet wurde, die Normalität und nicht die Konfrontation mit der Normalität heraus zu stellen.

Die Wohnform selbst ist als Opposition zu den negativen Prinzipien des Stadt-Sektors charakterisiert: kein Lärm, kein Verkehr, kein Kommerz, kein Konsum, persönliche und familiäre Beziehungen, Verbundenheit mit der Natur – aber auch: kein Komfort. Hier werden die Vorteile städtischen Lebens in festen Wohnungen angesprochen und die Frage bleibt im Raum stehen, wo die Grenzen des Verzichts auf diese Vorteile liegen.

Die Mobilität in dieser Diskussion entsteht nicht durch Vertreibung. Sie bezieht sich auf die Fortbewegung, Zielerreichung und Aneignung des Verkehrsraumes per Fahrrad. Sie wird durch die Wohnform ‚am Rande‘ und durch die kargen Versorgungsmöglichkeiten (z.B. Wäsche waschen) am Standort der Wagenburg notwendig, denn immer muss die Entfernung vom Wohnen zum Arbeiten, Versorgen, Kinderbetreuung etc. und umgekehrt zurück gelegt werden. Die Mobilität ist als Leistung notwendig, um die eigene Randlage mit den Zentren zu verbinden, sie ist ein Preis für die selbstgewählte Distanz zu den Zentren und gleichzeitig ist sie Lebensform. Nimmt man die räumliche Entfernung als soziale Entfernung, so geht es beim (verkehrstechnisch gemeinten) Austarieren der Wünsche nach einem Platz außerhalb und einer „guten Anbindung“ um die kritische Distanz zur gesellschaftlicher Normalität, die ohne zu viel Ausschluss und Mühsal möglich sein sollte.



6 Zusammenfassung: Was brauchen wohnungslose Frauen?

Am 15.3.1999 eröffnete in Freiburg die vom Diakonieverein beim Diakonischen Werk Freiburg getragene Anlauf- und Fachberatungsstelle für Frauen in Wohnungsnot. Damit reagierte der Träger darauf, dass die Wohnungslosigkeit von Frauen – sowohl in absoluten Zahlen wohnungsloser Frauen, als auch relativ als Anteil der Frauen an den Wohnungslosen ausgedrückt – zunimmt, dass aber diese Frauen die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe nicht aufsuchen. Da diejenigen, die nicht in den Einrichtungen erscheinen, weder in den entsprechenden Statistiken aufgeführt werden, noch mit ihrem Unterstützungsbedarf in das Gesichtsfeld des kommunalen Sozialsektors kommen, waren diese Frauen lange Zeit ‚unsichtbar‘.

In den letzten Jahren hat sich jedoch einiges verändert: Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe hat eine Definition von Wohnungslosigkeit vorgelegt, die die Situation wohnungsloser Frauen berücksichtigt, eine Reformdiskussion der gesetzlichen Grundlagen der Wohnungslosenhilfe (§72 BSHG) hat begonnen, in einem Modellprojekt des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend wurden Einrichtungen für wohnungslose Frauen gefördert und wissenschaftlich begleitet und – für Freiburg wichtig – die Bearbeitungshinweise des Landeswohlfahrtsverbandes Baden enthalten neuerdings Formulierungen, die einen Hilfeanspruch auch bei der bei Frauen so häufigen verdeckten Wohnungslosigkeit unter bestimmten Zusatzbedingungen zugehen.

Folge der Unsichtbarkeit wohnungsloser Frauen ist, dass weder über ihre Lebenssituation, noch über Praxiskonzepte der Arbeit mit wohnungslosen Frauen viel bekannt ist. Man weiß, dass wohnungslose Frauen im Schnitt jünger und häufiger verheiratet sind als wohnungslose Männer, dass bei ihnen häufig Gewalterfahrungen zum Wohnungsverlust geführt haben und dass sie eine in sich sehr heterogene Gruppe sind, was Alter, sozialen Hintergrund und soziale Einbettung, Gründe des Wohnungsverlustes, Orientierungsmuster und Ausmass der zusätzlichen Belastungen durch z.B. Substanzmissbrauch oder psychische Erkrankungen angeht.

Einige Ergebnisse der drei Erhebungsteile

Das Forschungsprojekt bestand aus den im Folgenden dargestellten drei Erhebungsteilen.

Aussagebereich Evaluation Projektteil Evaluation	Aussagebereich Wahrnehmungsmuster und Handlungsmuster Projektteil Stadtdiskussionen
Aussagebereich Hilfen aus subjektiver Sicht Wie nehmen die Klientinnen Unterstützung und Hilfe wahr? (Qualitative Interviews mit ausgewählten Klientinnen der Fachberatungsstelle)	
<p>Wen erreicht die Fachberatungsstelle? (Zielgruppe, Wege in die Stelle) Kontaktdokumentationen</p> <p>Wie entwickelte sich der Beratungskontakt? War er hilfreich? Verlaufsprotokolle</p> <p>Wie sind Konzeption, Angebote und Arbeit der Fachberatungsstelle zu bewerten? Wie die Kooperation? Schriftl. Fragebogen an Klientinnen Schriftl. Befragung der Mitarbeiterinnen Schriftl. Befragung kooperierender Einrichtungen</p>	<p>Wie leben wohnungslose Frauen in ihrer Wohnungslosigkeit? Wie nehmen sie Stadt wahr, welche Taktiken entwickeln sie im Alltag? Verfahren, angelehnt an Methoden der Gruppendiskussionen mit Gruppen, die in Bezug auf ihre soziale Situation homogen sind</p> <p>Dreistufiges Vorgehen</p> <ol style="list-style-type: none"> 1. Treffen: Zeichnen und Kommentieren von subjektiven Stadtplänen 2. Treffen: Aufsuchen der relevanten Orte in der Stadt, Kommentierung vor Ort 3. Treffen: Nachbesprechung und eigene Utopien zur Stadtentwicklung <p>Aufnahmen aller Schritte auf Tonband, Transkription, hermeneutische Auswertung</p>

Aufgabe des Projektteils Evaluation war es, die Arbeit der neu eröffneten Anlauf- und Fachberatungsstelle über ein Jahr hinweg wissenschaftlich zu begleiten (zur Zusammenfassung der Evaluationsergebnisse s. Kap. 4.7) und bezogen auf bestimmte Qualitätsanforderungen zu überprüfen: Erreicht das Angebot diejenigen, die es erreichen soll? Wie gestalten sich die Hilfebeziehungen und was bewirken sie? Konnte die angestrebte Kooperation und Vernetzung etabliert werden? Die Ergebnisse, erhoben in mehreren Befragungen mit unterschiedlichen Instrumenten, zeigen, kurz zusammen gefasst, dass die Anlauf- und Fachberatungsstelle die Frauen erreicht, für die, legt man den aktuellen Diskussionsstand um die Reform des §72 SHGB zugrunde, das Angebot geschaffen wurde. Die Einrichtung ist bekannt und wird akzeptiert. Der Zusatz ‚nach der neueren Diskussion um den §72 BSHG‘ ist insofern wichtig, als der frühere §72 BSHG nur auf Personen bezogen war, die ohne jede Unterkunft auf der Straße, in Obdachlosen- oder sonstigen Behelfsunterkünften oder in vergleichbaren Unterkünften leben, auf Landfahrer und Nichtsesshafte. Diese Merkmale sind an männlichen Formen der Wohnungslosigkeit orientiert und schließen wohnungslose Frauen aus. In die Anlauf- und Fachberatungsstelle kommen Frauen, die ‚Platte‘ machen, Frauen, die in den genannten Unterkünften untergebracht sind, aber auch verdeckt wohnungslose Frauen, die z.B. immer wieder den Aufenthalt auf der Straße durch einen Unterschlupf bei (wechselnden) Partnern vermeiden. Auch bezogen auf die Verankerung der Anlauf- und Fachbe-

ratungsstelle im Netz der Freiburger Wohnungslosenhilfe war die Arbeit der Beraterinnen außerordentlich erfolgreich.

Die Dokumentation der Beratungskontakte konnte die komplexen Problemlagen der Klientinnen abbilden und einen Einblick gewähren in ihre Entwicklung während des Kontaktes mit einer Beraterin der Anlauf- und Fachberatungsstelle. Unterschiedliche Muster wurden gefunden – einige Frauen kamen mit pragmatischen Wünschen, andere brauchten eine längere Zeitspanne, in der sie in dem offenen Bereich erst eine Vertrauensbeziehung herstellten, bevor sie Beratung nutzten. Ein drittes Muster zeigte eine intensive und lang anhaltende Begleitung, bei der immer neuer Handlungsbedarf auftauchte. Als vierte Gruppe von Verläufen galten die abgebrochenen Kontakte, bei denen Frauen trotz existierendem Hilfebedarf nicht wieder kamen. In einer Zusammenschau konnten die besonderen Belastungen, die mit Gewalterfahrungen, psychischen Erkrankungen und Substanzmissbrauch einher gehen, heraus gearbeitet werden (zur Gestaltung und zum Erfolg der Hilfebeziehungen s. Kap. 4.7).

In einem zweiten Erhebungsteil wurden vier Einzelinterviews durchgeführt, die zusammen mit dem Material aus den Stadtdiskussionen (s.u.) auf die Fragen hin ausgewertet wurden, wie das Unterstützungs- und Hilfesystem der Klientinnen außerhalb der Anlauf- und Fachberatungsstelle aussieht und aufgrund welcher Kriterien die Frauen Angebote als hilfreich – oder eben nicht hilfreich – einschätzen (Aussagebereich Hilfen aus subjektiver Sicht). Hier ergab sich ein Muster, bei dem auf der einen Seite die „*Freunde, Kumpel, Szene*“ etc. stehen, die mit einer spezifischen Hilfeethik assoziiert werden: mit voraussetzungsloser, unbedingter Hilfe unter Absehen von der Person und der Notlage, mit Hilfe jederzeit und mit nicht reziproker Hilfe, d.h. mit Hilfe, die nicht gleich eine Gegenleistung einfordert. Da eine Differenz zwischen diesem Hilfeanspruch und der real von Freunden geleisteten Hilfe besteht, haben wir die Aussagen interpretiert als die Verschiebung der Erwartung jener Hilfe, wie sie üblicherweise durch die eigene Familie oder in der Nachbarschaft geleistet wird, auf das verbleibende soziale Nahfeld, wenn Familie und Nachbarschaft ausfallen, das eben die Freunde sind. Gegenpol sind die Hilfen durch die Ämter. Obwohl die staatliche Unterstützung im Wesentlichen erst das Überleben ermöglicht, wird sie doch subjektiv nicht als hilfreich empfunden und es wurde immer wieder der Kontakt mit den Ämtern als aus subjektiver Perspektive erniedrigend und entwürdigend dargestellt. Im Kontakt mit den Ämtern scheinen Ohnmachts- und Degradierungserfahrungen aktualisiert zu werden; diese subjektive Erfahrung einer Re-Stigmatisierung verhindert, dass die Hilfen als hilfreich wahrgenommen werden. Die Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe rangieren zwischen diesen beiden Hilfesystemen, zwischen dem System der freundschaftlichen, personenbezogenen und persönlichen Hilfe und dem System der degradierenden, anonymen und staatlichen Hilfe. Sie können dem Bereich der Ämter zugerechnet werden oder sie können mit einer Verbindung zur freundschaftlichen Hilfe einen Brückenkopf zu den Ämtern und eine Vermittlung zwischen den Hilfe-Welten bieten. Aufgrund der Ergebnisse dieses Erhebungsteils wurde die Zielvorstellung formuliert: Die Arbeit der Fachberatungsstelle muss sich daran messen lassen, ob die Stelle als positiv besetzter Raum wahrgenommen wird und ob die Inanspruchnahme der Hilfe eine nutzbare und nützliche Option ist.

Im dritten Erhebungsteil (Projektteil Stadtdiskussionen) wurden mit einem eigenen Zugang, bei dem die methodischen Verfahren der Gruppendiskussion und des ‚Mental Map‘ kombiniert wurden, Raumwahrnehmung und Aneignungsstrategien von wohnungslosen Frauen erhoben. Mit acht jeweils bezogen auf bestimmte Merkmale homogenen Gruppen wohnungsloser Frauen wurden in einer Vorbesprechung ‚kognitive Karten‘ des Stadtraumes erarbeitet und diskutiert, anschließend wurden bei einer ‚Stadtbegehung‘ die Orte aufgesucht und direkt vor Ort kommentiert. In einer Nachbesprechung war die Entwicklung von Vorschlägen für Stadtplanung Thema. Beteiligt waren Gruppen wohnungsloser Frauen oder Frauen mit eigener Wohnung, die eine lange Vorgeschichte von Wohnungslosigkeit hatten (akut wohnungslose Frauen waren nur äußerst schwer für eine Teilnahme zu gewinnen), mit weiteren zusätzlichen Merkmalen wie Alternativorientierung, Substitution mit und ohne Beikonsum und Prostitutionserfahrungen, Mütter von Kleinkindern mit Vorerfahrungen von Substanzmissbrauch, junges Alter, starke gesundheitliche Beeinträchtigung und psychische Erkrankung. Als Vergleichsgruppe diente eine Stadtdiskussion mit sesshaften Bewohnerinnen einer stabilen Wagenburg, die sich selbst als ‚fest wohnend‘ betrachteten.

Der Kontakt wurde überwiegend über die Anlauf- und Fachberatungsstelle hergestellt, es waren allerdings nicht alle beteiligten Frauen Klientinnen der Stelle.

Ergebnis dieses Forschungsteils ist zum einen eine Darstellung der Muster, wie wohnungslose Frauen den städtischen Raum wahrnehmen, welche Zonen sie nach welchen Kriterien unterscheiden, welche Bedeutung Ortlosigkeit, Nischen, Schlupflöcher, Ruhepunkte haben, wie räumlicher und sozialer Ausschluss miteinander einher gehen, welche Taktiken die Frauen anwenden, wenn sie im städtischen Raum ‚Wohnen herstellen‘. Mit Rückgriff auf theoretische Konzepte der Stadtsoziologie lässt sich zeigen, wie der physische Raum mit dem sozialen Raum korrespondiert. In der gruppenspezifischen Auswertung ließ sich weitergehend zeigen, wie die besonderen kollektiven Lebensumstände spezifische Muster der Raumwahrnehmung und Taktiken hervorbringen. Auch hier lässt sich die Frage anschließen, wie und nach welchen Kriterien die Fachberatungsstelle – für welche Frauen - in diesen Raummustern positioniert ist und positioniert sein sollte, um ein hilfreiches Angebot zu sein.

Die drei qualitativen Erhebungsteile – die Dokumentation der Kontaktverläufe, die Analyse der subjektiven Wahrnehmung von Hilfesystemen und die Stadtdiskussionen, die einen Einblick in grundlegende Muster der Raumwahrnehmung und der Aneignungstaktiken geben – lassen sich aufeinander beziehen. Sie können sich gegenseitig kommentieren bei der Formulierung der Schlussfolgerungen, was wohnungslose Frauen brauchen.

Was bedeutet Wohnungslosigkeit?

Die Zusammenführung der Ergebnisse beschränkt sich auf Fragen von Wohnen und von angemessenen Hilfeangeboten. Die erste Frage lautet: Was bedeutet Wohnen für die wohnungslosen Frauen bzw. welchen Platz könnte eine ‚feste Wohnung‘ auf den kognitiven Karten einnehmen? Die zweite Frage bezieht sich auf die Hilfen: Was müsste die Anlauf- und Fachberatungsstelle bieten, damit sie in den Strukturbildern der kognitiven Raumkarten ein positiver Ort wird und damit das Nachfragen nach Unterstützung in

dem System der Taktiken, sich in der Stadt zu bewegen und sich Räume zu schaffen, eine nutzbare und nützliche Option werden kann?

Um in aller Kürze die Situation wohnungsloser Frauen zu verdeutlichen, sei zunächst als Kontrastierung auf die Raumwahrnehmung derjenigen Frauen (Gruppe 6) eingegangen, die, seit mehreren Jahre in einer geduldeten Wagenburg lebend, sich von wohnungslosen Frauen abgrenzen und sich als „fest wohnend“ bezeichnen. Sie sind sozial integriert, haben Arbeit und für ihre Verhältnisse genug Geld. Ihre kognitive Karte enthält eine Fülle von Orten, verzeichnet sind vor allem auch (namentlich) Läden, Dienstleistungsgeschäfte, Straßen werden aufgeführt, weil es dort bestimmte Läden gibt. In der Art, wie sie über den städtischen Raum sprechen, kehren die fest wohnenden Wagenburg-Frauen die Perspektive der selbstbewussten Konsumentin hervor, die ihren Alltag entsprechend ihrer politischen Überzeugungen und Bedürfnissen organisiert und die dabei unter Optionen wählen, bestimmte Orte meiden und lieber andere aufsuchen kann. Als Konsumentinnen von Raum steht ihnen der Raum zur Verfügung und sie sind aufgefordert, über die Auswahl aus dem Angebot mithilfe persönlicher Bewertungen und Distinktionsfähigkeiten ihren - in diesem Fall: ökologischen - Lebensstil zu gestalten.

Die Karten der wohnungslosen Frauen sind spärlicher, insbesondere verzeichnen sie nur selten Läden (höchstens billige Lebensmittelläden im Innenstadtbereich). Zwar bewerten auch wohnungslose Frauen Orte, aber sie tun dies im Zusammenhang mit Nutzungszwängen, nicht als Ausgangspunkt und Begründung für Nutzungswahlen. ‚Lebensqualität‘ ist nicht ihr Begriff. Auf den Karten wohnungsloser Frauen kommen dafür Orte der Vertreibung vor, umfunktionierte Orte, Nischen und Ränder, heimliche Orte; ein wichtiges Thema sind die unzugänglichen Orte und die verschlossenen Möglichkeiten. Auf einigen Karten erzeugen Vertreibung, Ausschluss und Nichtzugehörigkeit ein spezifisches Muster der ‚Ortlosigkeit‘. Negative Orte, die aber gleichwohl im Alltag immer wieder angelaufen werden müssen, sind auch die Ämter. Die ‚Angsträume‘ der fest wohnenden Wagenburg-Bewohnerinnen – sie haben Angst davor, im Dunkeln Orte wie den Stühlinger Kirchplatz zu queren, weil da „*Leute stehen, von denen ich nicht so recht weiß, wie sie drauf sind*“ - sind gerade die Aufenthaltsorte der anderen, der wohnungslosen Frauen.

Was bedeutet Wohnen?

Für die fest wohnenden Wagenburgfrauen besteht die Stadt aus einem Zentrum mit Verkehr, Lärm und Kommerz; die Wagenburg ist am Rand der Stadt als dezidierte Alternative dazu konzipiert. Auch wenn die kognitive Karte damit zwei Sektoren zeigt, die in Opposition zueinander stehen – den Sektor ‚Rand‘, in dem das Wohnen mit seinen Prinzipien des „*bewusst Einfachen*“ angesiedelt ist, und den Sektor ‚Stadt‘, der nach den gesellschaftlich dominierenden Prinzipien funktioniert -, so ist das Wohnen doch fester Bezugs- und Rückzugspunkt, von dem aus die Arbeit, die Stadt etc. aufgesucht und zu dem zurückgekehrt werden kann. Zudem sind sowohl die dörfliche Nachbarschaft, in die die Wagenburg integriert ist, als auch eine zur verlässlichen Nutzung bereit stehende Infrastruktur der Alternativ- und Ökologieszene ‚Korridore‘ zur Stadt, dem Sinnbild gesellschaftlicher Normalität.

Die wohnungslosen Frauen verfügen nicht über einen solchen Ort des Wohnens als Rückzugsort. In vier Konstellationen gibt es auch explizite Schwierigkeiten, einen solchen Rückzugsort ‚eigene Wohnung, in der ich die Tür hinter mir zumachen kann‘ auf der kognitiven Karte einzuzeichnen. In der ersten Konstellation zeigt die kognitive Karte (ebenfalls bei einer Frau, die lange in einer Wagenburg lebte) ein Zentrum und einen Rand, wobei die Orte am Rand diejenigen für „*Menschen außerhalb der Gesellschaft*“ sind. Diese ‚Menschen außerhalb‘ schließen sich zusammen und stellen immer wieder heimelige und familiäre Bezüge her, aber die Vertreibung holt sie ein. Es gibt keine ‚Korridore‘ zur Normalität, sondern einen strikten Gegensatz und sogar ein (wechselseitig) feindseliges Verhältnis zwischen Zentrum – gedacht als dominante Gesellschaft – und sozialem Rand. Die Menschen ‚am Rand‘ leben mit „*offenen Türen*“, das „*normale*“ Wohnen ist gleich bedeutet und mit Abgrenzung, Isolation, „*Tür zu machen*“ und Angst. Die Vorstellung eines Rückzugsortes ist eng mit einer kollektiven Identifikation, mit Utopien einer besseren Gesellschaft verbunden; sich auf „*normales Wohnen*“ einzulassen bedeutet ein Aufgeben der bisherigen Ideen, wie Wohnen in einem kollektiven Bezug herzustellen sei, und eine positive Besetzung des bisher abgelehnten „*Tür hinter sich zu Machens*“. Hier lässt sich ein Bezug herstellen zu den Erfahrungen in der Beratungspraxis der Fachberatungsstelle, die die Schwierigkeiten des ‚Übergangs‘ in Wohnen bei Klientinnen beschreibt. Die Übernahme des Wohnmusters ‚Tür hinter mir schließen‘ und die ‚Normalisierung‘ der Wohnverhältnisse wird unter Umständen als Unterwerfung unter die lange bekämpfte gesellschaftliche Normalität gedeutet und verlangt eine Ablösung von der früheren Bezugsgruppe, von den früheren kollektiven Phantasien und von den früher so wichtigen kollektiven Taktiken, mit denen in der Zeit der Wohnungslosigkeit Wohnen in den Nischen und am Rand der Gesellschaft – immer wieder vertrieben und immer wieder neu – hergestellt wurde. Eine Fortsetzung des Prinzipis der ‚offenen Türen‘ würde aber zu den in den Kontaktverläufen so häufig beobachteten Gefährdungen der festen Wohnung führen, wenn nämlich eine Kündigung droht, weil Freunde und Bekannte die Wohnung mitnutzen. Regulär zu wohnen würde in diesem Fall bedeuten, dass die kognitive Karte komplett neu organisiert werden müsste.

In zwei weiteren Konstellationen findet reguläres Wohnen keinen Platz auf der kognitiven Karte. Eine Konstellation wird durch eine psychotische Frau (Gruppe 4) repräsentiert. Für sie gibt es auf der kognitiven Karte kein Strukturierungsmerkmal von Drinnen und Draußen, keine festen Abgrenzungen zwischen privat und öffentlich. Die Wohnung bietet (zum Zeitpunkt der – in diesem Fall: – Einzeldiskussion) keinen Schutz, weil Männer sich einnisten, gegen ihren Willen einziehen und sie zu Dingen bringen, die sie nicht will. In puncto Schutz schneidet die Wohnung sogar schlechter ab als an manchen öffentlichen Orten, weil man aus der Wohnung nicht jederzeit herausgehen oder flüchten kann (nicht die Wände, sondern die Möglichkeit zur Flucht ist hier ein Schutzaspekt). Bestimmte Konfigurationen an öffentlichen Orten – bevorzugt Beobachterpositionen mit Blick nach draußen aus der Halböffentlichkeit von Cafés – bieten am ehesten Schutz. Die kognitive Karte ist nicht nach Prinzipien strukturiert, die üblicherweise zwischen ‚Wohnen‘ und ‚Umfeld‘ unterscheiden.

Die nächste Konstellation hat insofern eine Ähnlichkeit mit der vorherigen, als lebensgeschichtlich heraus gebildete Strategien einer Einzelgängerin eine Struktur der kogni-

tiven Karte erzeugt haben, bei der die Möglichkeit des festen Wohnens keinen Ort haben kann. Mit einer schweren Hauterkrankung belastet, ist die Sprecherin von Gruppe 8 tief überzeugt von ihrer Nichtzugehörigkeit zur Gesellschaft und von einer unüberbrückbaren Kluft zwischen ihr und anderen Menschen. Sie hält sich auch nicht für obdachlos wie andere – auch von Obdachlosen trennt sie viel -, sie wollte keine Wohnung. Sie wechselt die Orte, baut sich ein Netz an Gelegenheitsstrukturen auf und legt sich einen Wissensvorrat zu über geheime Orte und Menschen, bei denen sie mitwohnen oder Versorgung mitnutzen kann und die von ihr keine Verbindlichkeit verlangen. Sie wohnt mobil und kommt hier und dort unter. Diese Strategien führt sie selbst auf die Hauterkrankung zurück und die Interpretation kann in der Flüchtigkeit den Sinn einer Vermeidung ‚näherer‘ Kontakte ausmachen – im Zentrum der Schutzstrategie steht dann auch hier die Flüchtigkeit und die Nicht-Fassbarkeit. Festes Wohnen braucht aber eine Veränderung dieser Situation und der Strategien – und ein Umschreiben der kognitiven Karte. Die letzten beiden Beispiele tragen viel zum Verständnis der Schwierigkeiten bei, psychisch kranke Frauen oder Frauen mit besonderen lebensgeschichtlichen Erfahrungen, zu deren Bewältigung Strategien der Flüchtigkeit subjektiv am angemessensten schienen, in Wohnen zu bringen oder in Wohnen zu halten. Beispiele, wo diese Erklärungen greifen können, finden sich vor allen bei den Betreuungsverläufen derjenigen Frauen, bei denen der Kontakt abbrach. Die Diskrepanz zwischen den üblichen Vorstellungen eines ‚egozentrischen‘ (um die Person herum als Rückzugsraum organisierten) Wohnens, wie sie Professionelle im Bereich Sozialer Arbeit haben, und den auf Diffusion angelegten Strategien der beiden zuletzt beschriebenen Frauen, ist deshalb so schwer thematisierbar, weil die damit verbundenen Raumwahrnehmungen zu den nicht reflektierbaren Selbstverständlichkeiten des Alltagswissens gehören.

Die letzte Konstellation leitet über von der Raumwahrnehmung, bei der Wohnen nicht eine Leerstelle auf der kognitiven Karte bedeutet, sondern mit ihrer Struktur nicht verträglich ist, zu kognitiven Karten, auf denen eine feste Wohnung eingezeichnet werden könnte oder als Wunsch sogar schon eingezeichnet ist. Das Beispiel betrifft drogenabhängige wohnungslose Frauen. Die Sprecherinnen in Gruppe 1 rekonstruieren ihre Lebensphase auf der Straße mit Heroinabhängigkeit und Beschaffungsprostitution. In der Drogenabhängigkeit ist Wohnen zum einen nicht wichtig, die Versorgung und auch der Ruhebedarf ist dem Aufrechterhalten eines Kreislaufs von Drogenbeschaffung und Drogenkonsum untergeordnet. Planung und das Herstellen verlässlicher Lebensgrundlagen sind nicht möglich, die Risiken sind hoch und verlangen permanentes ‚Checken‘. Die Frage nach Ruhezeiten konnten die Sprecherinnen von Gruppe 1 zunächst gar nicht einordnen, denn ihre kognitive Karte zeigt das Bild permanenten Unterwegsseins. In dem Paradox, dass Drogen Kontrollverlust bedeuten, aber eine Kontrolle über die Lebensräume überlebensnotwendig ist, oder dass Drogenkonsum Heimlichkeit verlangt und wohnungslose Drogenabhängige auf die Öffentlichkeit angewiesen sind, ist die einzige Strategie, sich Ruhe zu verschaffen gleichzeitig die Strategie, die die Bewegung in Gang hält: Drogen zu nehmen. Drogen bieten den „*inneren Raum der Ruhe*“. „*Sich zumachen*“, wenn etwas unerträglich wird – das ist der relevante Rückzugsraum.

Auch hier lässt sich ein Bezug herstellen zu den Erfahrungen, wie sie in den Kontaktverläufen dokumentiert wurden. Eine manifeste Abhängigkeit von harten Drogen bedeutet ein Primat der Drogen im Alltag und das wiederum bedeutet ein permanentes

Unterwegssein zur Beschaffung der Drogen (das Muster setzt sich mit der persönlichen Abholpflicht bei der Methadonvergabe fort), auch wenn eine feste Wohnung bezogen werden konnte. In der Beratung schlägt sich dies nieder in der fortlaufenden Produktion von Krisen.

In anderen Karten ist der Ort für eine feste Wohnung von der Struktur her vorgesehen, aber er ist noch leer. Die Karten der Substituierten (Gruppe 2) zeigen dasselbe Bewegungsbild, das gerade als nicht kompatibel mit der Vorstellung festen Wohnens beschrieben wurde. Die Karte weist aber noch einen weiteren Bezugspunkt aus: Die Vorstellung von einem Ruhepunkt außerhalb der permanenten Bewegung, an dem die Sprecherinnen zur Ruhe kommen könnten und damit einen „Anhaltspunkt“ hätten, von dem aus sie den „ewigen Kreislauf“ außer Kraft setzen oder der Bewegung eine andere, produktive Richtung geben könnten. Die feste Wohnung ist nicht identisch mit einem solchen Punkt, weil dieser Punkt vor allem auch in Bezug auf das nachlassende Verlangen nach Drogen definiert werden muss, aber die Karte zeichnet einen solchen Ort, für den das feste Wohnen stehen kann, zumindest ein. Die jungen Mütter mit Erfahrungen der Substanzabhängigkeit, die sich inzwischen aus der Wohnungslosen- und Drogenszene gelöst haben (Gruppe 5), haben diesen Ort gefunden – im Zusammenhang mit der Schwangerschaft und der neuen Verantwortung für ein Kind. Sie distanzieren sich – selektiv – von der Vergangenheit und ihre Wohnbiografie mündet in festes Wohnen ein.

Die jungen Frauen lassen sich bezogen auf den Stellenwert des festen Wohnens nur schwer einordnen. Ihre kognitive Karte enthält vor allem Möglichkeitsräume – als junge Frauen soll ihnen die Welt offen stehen und das umfasst die Option der festen Wohnung ebenso wie andere Optionen auch. Gleichzeitig riskiert eine der beiden Sprecherinnen der Gruppe 7 die feste Wohnung auch wieder, weil Festlegungen nicht ihre Sache sind. Bei der anderen Sprecherin ist die Sehnsucht nach einer festen Wohnung dringlich, die kognitive Karte verzeichnet aber nur Unzugänglichkeiten und Unmöglichkeiten. Nicht lebensgeschichtliche Strategien, sondern fehlende Ressourcen an Geld und sozialer Unterstützung lassen eine eigene Wohnung unerreichbar werden.

Die Situationen der drei Gruppen 2, 5 und 7 zeigen Ansatzpunkte einer pragmatischen Vermittlung von wohnungslosen Frauen in Wohnen: Schließlich geht es um Barrieren, die prinzipiell überwunden werden können. Die Raumwahrnehmung hat eine Struktur und die Taktiken bieten Anschlussstellen, an denen der Wunsch nach Wohnen mit einer festen Wohnung ‚bedient‘ werden kann. Im Einzelfall sind – das zeigen die Kontaktverläufe – eine Vielzahl von Hürden zu überwinden, aber die Raumwahrnehmung muss nicht umstrukturiert werden, weil sie einen ‚Ort‘ für das ‚feste Wohnen‘ gelassen hat.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Bei bestimmten Konstellationen von Raumwahrnehmung und lebensgeschichtlich entwickelten Aneignungs- und Schutzstrategien muss bei einer Vermittlung in festes Wohnen die kognitive Karte neu formatiert und umstrukturiert werden – die Aufgabe der Beratungsstelle besteht vor allem darin, den Übergang und die damit verbundene Neuorientierung zu begleiten. Ist das, was mit festem Wohnen verbunden wird, komplett unverträglich mit den Strategien, Wohnen subjektiv herzustellen oder läuft festes Wohnen den strukturierenden Prinzipien der Raumwahrnehmung vollständig zuwider, wird es keine Vermittlung in festes Wohnen geben.

Bei anderen Konstellationen sind es andere Barrieren, die ein Wohnen bislang unmöglich gemacht haben. Die zentrale Aufgabe ist hier das Vermitteln in das Wohnen.

Zwei Aspekte müssen noch ergänzt werden. Zum einen diskutieren wir die Rolle, die einer Schwangerschaft bzw. der Mutterschaft zukommt. Frauen mit Kindern erwähnen andere Orte und haben andere Kriterien, wobei ein angemessenes und verlässliches Umfeld, in dem das Kind aufwachsen soll, eine wichtige Rolle spielt. Sie distanzieren sich von dem Leben auf der Straße mitsamt dem ‚Stress‘, den es mit sich bringt. Ein Kind ist etwas ‚Eigenes‘ und fordert Verantwortung; ein Kind zu haben, bietet den wohnungslosen Frauen einen biografischen Anschluss an gesellschaftliche Normalität. Damit ändert sich die Position im sozialen Raum und es werden neue kognitive Karten aufgebaut.

Der zweite Aspekt bezieht sich auf die geschlechtstypischen Versorgungskompetenzen. Obwohl ein Vergleich mit Männern nicht intendiert ist, ist doch nicht zu übersehen, dass alle Frauen über Versorgungskompetenzen verfügen. Themen wie Kleidung, Hygiene tauchen immer wieder auf. Das Thema ‚Wäsche waschen‘ nimmt einen breiten Raum in mehreren Gruppendiskussionen ein, nur die drogenabhängigen Frauen stellen Versorgungsfragen weit hinter die Drogenbeschaffung zurück. In Bezug auf die Wohnungen und Unterkünfte selbst legen mehrere Frauen entschieden Wert auf Sauberkeit und Hygiene.

Was bedeutet Unterstützung?

Die zweite Frage bezieht sich auf das Hilfesystem. Wie müssten Hilfesysteme beschaffen sein, damit sie einen positiven Ort auf der kognitiven Karte wohnungsloser Frauen markieren und damit sie in dem Ensemble der zur Verfügung stehenden Optionen eine nutzbare und nützliche Alternative darstellen? Prinzipiell ist die professionelle Hilfe subsidiär. Persönliche Hilfe und Hilfe von Freunden wird immer vorgezogen und ist auch immer notwendig, da Beratung nur bestimmte Funktionen der Vermittlung in professionelle Strukturen arrangieren, nicht aber persönliche Unterstützung vollständig ersetzen kann.

Auch hier gibt es unterschiedliche Strukturierungsprinzipien, die den kognitiven Karten zu Grunde liegen und unterschiedliche Taktiken, mit denen Wohnen hergestellt wird, die je eigene Anschlussstellen für die Einordnung der Anlauf- und Fachberatungsstelle in einem positiven Sektor der kognitiven Karte und für eine Einreihung der Taktik der Hilfesuche unter den positiven Optionen haben.

Die erste Konstellation betrifft alle die Karten, die polare Muster aufweisen, denen also letztlich eine Gegenüberstellung eines räumlichen Bereichs, der ‚Gesellschaft‘ repräsentiert, und eines Bereichs, der entweder dem Individuum oder dem Kollektiv der Gesellschaft Widerstand leistenden Gruppe zugeordnet ist, zu Grunde liegt. Dieses Muster ist auch in der Skizze zu finden, die in der Auswertung der Einzelinterviews erstellt wurde und die die subjektive Aufteilung der HilfELandschaft wiedergibt (s. Kap. 3), es wird von der Gruppe 3 repräsentiert und kommt als untergeordneter Aspekt bei fast allen anderen Gruppen vor. Dies ist insofern einsichtig, also sich darin die subjektive Wahrnehmung einer marginalisierten sozialen Position ausdrückt. Professionelle Angebote müssen, um positive Optionen zu bieten, eine Zwischenstellung einnehmen, – sofern

nötig - Ressourcen in beiden Bereichen fördern und als ein ‚Korridor‘ oder eine ‚Brücke‘ fungieren. Als professionelle Angebote können und sollten sie nicht zu dem Bereich der freundschaftlichen Hilfe gehören. Die Merkmale einer persönlichen, angstfreien und akzeptierenden Beziehung reichen aber aus, um nicht dem Sektor der Ämter zugeordnet zu werden. Bei der Evaluation wurden als die drei den Klientinnen der Fachberatungsstelle wichtigsten Angebote von etwa neun von zehn Frauen genannt: persönliche Beratung, andere Frauen treffen und Unterstützung bei Behördenangelegenheiten.

Für die Frauen, die kognitive Karten zeichneten, in denen der Gegensatz von Ruheorten und Unterwegssein strukturierendes Prinzip ist (v.a. die Gruppen 2, 5 und 1, Frauen mit Drogenerfahrung) und die als Taktik die Organisation von Ruhepunkten aufweisen, muss ein professionelles Angebot sozialer Hilfen vor allem Ruhe bieten. Der Ruhebedarf wird gegenüber dem Interventionsbedarf oft zu niedrig bewertet, weil die Effektivitätsorientierung professionellen sozialarbeiterischen Handelns vor allem auf Veränderungen und damit auf Veränderung induzierende Interventionen hin ausgerichtet ist. In der Tat gab es Bewertungsdiskrepanzen dahin gehend, dass die befragten Klientinnen dem offenen Anlaufbereich der Anlauf- und Fachberatungsstelle deutlich mehr Wert beimaßen als die Professionellen. In den Stadtdiskussionen kam deutlich der Wunsch nach einem Ort zum Ausdruck, an dem man *„einfach sein kann“*. Voraussetzung sozialarbeiterischer Interventionen ist ein gewisser Arbeitsablauf von gemeinsamer Problemfindung zwischen Klientin und Beraterin und darauf folgender Erstellung eines gemeinsamen Hilfeplanes etc. – Vorgehensweisen, die wichtig sind und ihre Berechtigung haben, die aber nicht mit dem kognitiven Strukturierungsaspekt ‚Ruhe‘ vereinbar sind, sondern eher eine neue Form der Bewegung implizieren. In der professionellen Methodik der Sozialarbeit wird dem Ruhebedürfnis wenig Rechnung getragen. Für Frauen mit einer Raumwahrnehmung, die Zonen der Ruhe positiv bewertet, sollte die Fachberatungsstelle solche – auch bewusst interventionsabstinenten – Ruhezone bieten. Die weitere Entwicklung der Person und der Hilfebeziehung kann sich unter Umständen, wie die Kontaktverläufe zeigen, gerade auf der Basis solcher Ruhezone positiv entwickeln: Einige Frauen brauchten die Option, sich den offenen Raum (Anlaufbereich) der Fachberatungsstelle aneignen zu können, ohne sich als Eintrittsvoraussetzung selbst als beratungsbedürftig definieren und präsentieren zu müssen, um eine tragfähige Hilfebeziehung einzugehen.

Das dritte System von Taktiken löst die kognitive Karte in Gelegenheitstrukturen auf, als Möglichkeitsraum für die jungen Frauen (Gruppe 7), als organisierter Wissensvorrat, der seinerseits als Basis für die organisierte Flüchtigkeit in der Inanspruchnahme von Versorgungsangeboten dient (Gruppe 8), oder schlicht und einfach als nutzbares Versorgungsangebot unter anderen (Gruppe 4). Konfrontiert mit diesen flüchtigen Strategien der Nutzung kann ein professionelles Angebot dann ein positiver Ort auf der kognitiven Karte sein, wenn es zum einen niederschwellig ist – also nicht eine Bindung und Festlegung als Eintrittsvoraussetzung verlangt – und wenn es zugleich verlässlich ist, also sich als eine offen stehende Option anbietet, die bei aller Flüchtigkeit ein positives Moment der Konstanz bietet.

Die drei – auf Anschlussstellen an unterschiedliche kognitive Karten anspielende Merkmale eines professionellen Angebotes sind damit: eine parteiliche und akzeptie-

rende Vermittlungsposition, ein Angebot einer Ruhezone und Verlässlichkeit als zur Verfügung stehende Option.

Die Bedeutung der Atmosphäre und die Kritik an den männerdominierten Notunterkünften³³

Auch hier ist – ohne dass ein Vergleich mit wohnungslosen Männern möglich ist – eine Anmerkung notwendig: Die Ergebnisse der Befragung der Klientinnen zur Zufriedenheit mit dem Beratungsangebot in der Anlauf- und Fachberatungsstelle stimmt mit dem überein, was die Frauen bei der Stadtdiskussion sagen: Sie registrieren sehr sensibel die „Atmosphäre“ oder „Ausstrahlung“ eines Ortes. Die „Atmosphäre in der Stelle“ und die „Kompetenz und Freundlichkeit der Mitarbeiterinnen“ waren die wichtigsten Nennungen bei der offenen Frage, wie Klientinnen das Angebot der Stelle bewerten. Auf eine andere, vertiefende Frage wurde die Gemütlichkeit, Geselligkeit, Offenheit und Ruhe genannt, aber auch die „schöne Ausstattung“. In den Einzelinterviews zu Unterstützungssystemen taucht die Atmosphäre negativ bei der Beschreibung der Ämter auf. In den Stadtdiskussionen werden die auch atmosphärisch gemeinten Kriterien „Ruhe“ versus „Stress“ (z.B. Streit) genannt.

In diesem Zusammenhang fällt die große Abneigung auf, die die an den Stadtdiskussionen beteiligten Frauen gegen die Angebote der Wohnungslosenhilfe hegen, die von wohnungslosen Männern dominiert werden (andere gemischte Tagestreffs schneiden durchaus gut ab). Der Alkoholkonsum der Männer und ihre Umgangsformen schrecken ab. Die Erzählungen sind voll mit Beispielen wie: *„Also ich wurde da halt gleich beim zweiten Mal von irgend so einem alten Opa dumm angelabert so oder in Hannover hat irgendeiner gesagt, setz dich auf meinen Schoß oder irgend so einen Scheiß, - gut, ich war jetzt schon hardcoremäßige Männer gewöhnt, - ich habe den einfach nur ausgelacht, ich habe mich gar nicht aufgeregt. Aber ich weiß, früher war ich richtig empfindlich, und da hätte mich so was richtig getroffen so. Da habe ich nur gedacht, ist der dumm oder - also ich meine, ich habe ihn nur verarscht so, und da habe ich eben gemeint, der hat wohl nicht lange genug seine Mutterbrust gekriegt oder irgendwie so was, weil er so gestört war“* (Sprecherin 8). Diese Unterkunftsmöglichkeit am Flugplatz schied daher für sie aus: *„Lieber alles andere.“*

Beide Sprecherinnen von Gruppe 7 sind sich einig in der negativen Bewertung der Notunterkunft Klarastr.100. Sie würden dort nicht übernachten, *„weil, alle sind dort besoffen, - manchmal habe ich halt nicht so Lust zu trinken, will einfach meine Ruhe - dann sind sie aggressiv, - ist ja natürlich, weil sie in einem Haufen sind und so. Und dann - da passiert halt - da beklauen sie dich gegenseitig, weil sie es eh nicht mehr blicken“, „du wirst blöd angemacht“* und es gibt *„so viele Abgesoffene, so Ältere“, die „lassen dich nicht in Ruhe als junge Frau.“*

³³ Die erwähnte Klarastraße 100 war bis 1998 Notübernachtungsstelle. Zehn Betten wurden in einem gesonderten Barackenteil für Frauen vorgehalten. Nach dem Abriss der ‚Klara 100‘ wurden Container am Flugplatz aufgestellt; hier sind fünf Schlafplätze für Frauen abgetrennt und über einen gesonderten Eingang erreichbar.

Auch in Gruppe 5 fallen harte Worte über die Obdachloseneinrichtungen, die assoziiert sind mit Klauen, Unverlässlichkeit der Lebensumstände, Streit und Lärm. Der Alkoholkonsum in der Obdachlosenszene wird als Ursache gesehen, selbst zu trinken. („... kannst nirgends alleine sein, hast nirgends deine Ruhe, (...) da hast du auch nur Besoffene um dich rum gehabt ..“ – „.. ja, ja, und irgendwann greifst du dann selbst zur Flasche .. weil du es gar nicht ertragen kannst, - du kannst es nicht ertragen, das ist ein Ding der Unmöglichkeit“). Die Sprecherinnen der Gruppe 2, obwohl beide sich mit den Außenseitern der Gesellschaft identifizieren, klagen über die Aggressivität und über den negativen Effekt, der insbesondere von den saufenden und aggressiven wohnungslose Leuten ausgeht. Auch hier erfährt die Notschlafstelle Kritik: „Da wollten sie mich da reinpacken – und wo ich gesagt hab, also nee, Leute, lieber unterm Baum draußen, als in solchen öffentlichen Einrichtungen, weil da knallst du einfach durch. Also wenn du psychisch noch einigermaßen dabei bist und sagst, ich möchte noch was vom Leben oder irgendwie nicht total dich selber aufgegeben hast, dann sind diese Einrichtungen wirklich fürchterlich, die geben dir den Rest.“ Die Sprecherinnen steigern ihre Kritik an der Notunterkunft – in die sie nie gegangen wären – mit Mythen von Mord und Totschlag, gipfeln in der Episode, dass ein Mann freiwillig die Polizei rief und bat, sie möge ihn mitnehmen, damit er seine Ruhe habe: „Stell dir mal vor, freiwillig zu den Bullen gehen, nur weil es in der so genannten Notschlafstelle nicht auszuhalten ist.“ Einer der Sprecherinnen reicht es, die Container am Flugplatz von außen gesehen zu haben und sie verwendet Bezeichnung wie „scheiße“ und „krass“.

Weitere Kritikpunkte an der Notunterkunft am Flugplatz sind die Unterbringung weit draußen – die als Ausdruck dafür genommen wird, dass Obdachlose in der Stadt nicht erwünscht sind (Gruppe 2) und die Einschränkung von Besuchsmöglichkeiten und die Regel, die Unterkunft morgens zu verlassen (“Rausschmiss”; Gruppe 1).

Die Notschlafstellen der (früheren) Klarastrasse und der (heutigen) Container am Flugplatz sind dezidiert bei keiner der Frauen, die sich an den Stadtdiskussionen beteiligt haben, positive Orte. Sie werden auf den kognitiven Karten dem negativen Bereich der ausschließenden sozialen Kontrolle oder den negativen Entgegensetzungen zu den Ruhebereichen zugeordnet.

Das Geschlechterverhältnis als Rahmenbedingung

Nutzen die Frauen in ihren Strategien das Geschlechterverhältnis? Welche Rolle spielt das Thema ‚Geschlecht‘ bei den Taktiken und Strategien? Die Sprecherin 8 hat Strategien der Flüchtigkeit entwickelt, bei denen sie offenbar auch in einer Disco Männer kennen lernt und sich über diese Bekanntschaften Gelegenheiten zum Übernachten auftut. Männer sind auf diese Weise „ihre besten Freunde“; gleichzeitig geht sie keine Bindungen ein. Eine der Sprecherinnen der Gruppe 1 erfährt Schutz durch ihren Partner.

Doch überwiegend erscheinen Männer als Risiko. Gerade junge Frauen werden „angemacht“, („oh je, und so ein hübsches Mädle und was weiß ich nicht alles“), zum Übernachten einladen („dann haben sie dich irgendwie ins Zimmer reingekriegt, also in denen ihre Wohnung“), wenn sie erfahren haben, dass die junge Sprecherin aus Gruppe 7 auf der Straße lebt. „Und, und wenn sie dich dann benutzt haben, dann haben sie dich

auch so, wie sie dich benutzt haben, haben sie dich auch wieder weggeschmissen, weißte, bist dann grad wieder auf der Straße dann gelandet.“ – „Ja, es gibt halt immer Männer, die denken, ha, wenn ne Frau obdachlos ist, - komm', der bieten wir ein Zimmer an und dafür muss sie dann mit mir ins Bett gehen.“ – „Es gibt mit Sicherheit auch genug Frauen, die das machen.“ – „Ja, zu meiner Zeit war ich auch zweimal so naiv, aber ein drittes Mal war das dann nicht mehr der Fall. Da wusste ich gleich, was Sache ist.“

Die Sprecherinnen der Gruppe 5 bestätigen das: Beim Übernachten auf der Parkbank versuchten Männer sie zu „begrapschen“, und auch die Zuhälter sehen „junges Mädels, auf Straße, 17 Jahre als, da sind sie schon ganz gierig drauf“.

Bei Sprecherin 4, einer psychotischen Frau, ist das Problem noch einmal größer: Sie kann ihre Wohnung nicht schützen; wiederholt taucht das Motiv auf, dass Männer sich bei ihr einschleichen und sie überrumpeln wollen. Es ist naheliegend, dass die für sie fehlende Abschließbarkeit der Wohnung aus Sicht der Sprecherin von Männern als Aufforderung missverstanden wird und dass sich die Sprecherin tatsächlich in die Gefahr von Gewalterfahrungen begibt.

Die Strategien, über eine Zugehörigkeit zu einem Mann an Räumen teilzuhaben und Schutz zu erfahren, wird nur wenig genutzt. Die Frauen möchten das Thema ‚Frauen – Männer‘ auch gar nicht so sehr gern ansprechen; in der Tat zeigen sich auch in den kognitiven Karten nur in dem Punkt frauenspezifische Orte, wo es darum geht, dass Männer im Freien pinkeln können, während Frauen auf eine öffentliche Toilette angewiesen sind. Die Karten sind nicht von einer Einteilung in Frauenräume/-sektoren und Männerorte/-sektoren bestimmt – die Annahme einer solchen Segregation liegt Konzepten der feministischen Raumplanung zu Grunde und trifft eher auf die Aufteilung der Welt bei fest wohnenden Ehefrauen und Ehemännern zu -, sondern sie reflektieren die marginalisierte Stellung gegenüber der Gesellschaft, die alltagsprägende Kraft der Drogenbeschaffung oder die flottierenden Strategien, Schutz herzustellen in Gebieten, in denen die Grenzen zwischen Räumen, den Innenraum eingeschlossen, diffundieren. Die meisten Orte bilden kollektive Erfahrungen von Ausschluss ab, der Männer wie Frauen gleichermaßen betrifft. Und, wie eine Sprecherin der Gruppe 3 bemerkt: Gerade die Ausgeschlossenen der Gesellschaft sind aufeinander angewiesen und sollten sich nicht auseinander dividieren lassen.

Und doch sind die Strategien in das Geschlechterverhältnis eingebunden. Männer sind einerseits als feste und verlässliche Größen in die eigenen Aneignungs- und Schutzstrategien nur schlecht einzubinden und in bestimmten Situationen geht es eher darum, sich vor ihnen zu schützen und von ihnen abzugrenzen. Andererseits sind sie – d.h. speziell wohnungslose Männer – aber Weggefährten und Bezugsgruppe, mit denen wohnungslose Frauen mehr gemeinsam haben als mit fest wohnenden Geschlechtsgenossinnen. Diese Erfahrungen sind im Rahmen des Geschlechterverhältnisses von den Frauen zu interpretieren. Eine Inszenierung einer vulnerablen Weiblichkeit macht wenig Sinn, die Inszenierung einer sich von Männern abgrenzenden geschlechterautonomen Weiblichkeit genauso wenig. Gerade die Strategie, das Geschlechterthema aufzulösen, indem betont wird, dass „jeder für sich“ kämpfe, „Jeder (i.e. Mann oder Frau) macht seine

eigenen Erfahrungen und jeder tut's nützen auf ne gewisse Art“ bedeutet nicht, dass Geschlecht als Kategorie keine Relevanz besitzt, sondern zeigt, dass die wohnungslosen Frauen auf eine eigene Weise die Dimensionen Schutz und Risiko austarieren müssen.

Auch hier lässt sich der Bezug zu den Erfahrungen in der Arbeit mit wohnungslosen Frauen in der Fachberatungsstelle herstellen: Einerseits bietet die Stelle einen Ruhepunkt, einen Rückzugspunkt und einen klar gegenüber den von älteren, alkoholkonsumierenden, „fertigen“ Männern dominierten Treffpunkten bevorzugten Aufenthaltsort. Es wird von den Klientinnen wertgeschätzt und für wichtig gehalten, ausschließlich unter Frauen zu sein und von einer Frau beraten zu werden. Ebenso wichtig ist aber, dass die Anlauf- und Fachberatungsstelle die Klientinnen nicht auf eine Opposition gegen Männer verpflichtet.

Das Konzept der Anlauf- und Fachberatungsstelle ist so angelegt, dass dieses Angebot ein positiver Ort auf der kognitiven Karte der wohnungslosen Frauen werden kann (bzw. bereits geworden ist). Die Suche nach Unterstützung, die Nutzung des Ortes kann eine positive und hilfreiche Option sein und das Spektrum der zur Verfügung stehenden Taktiken um eine entscheidende Variante erweitern.

Dennoch ist es wichtig, die Sichtweise der Zielgruppe, der wohnungslosen Frauen, noch besser zu verstehen. Nach wie vor sehen Kommunalpolitiker diese Frauen nicht, weil sie weder in den Notschlafstellen, noch bei der Wohnungssicherung auftauchen. Nach wie vor können manche nicht verstehen, warum die männerdominierten Angebote von Frauen abgelehnt werden und wie sich ein auf die Bedürfnisse der Frauen zugeschnittenes Angebot von diesen Angeboten unterscheiden müsste.

Gerade weil die Raumwahrnehmung und die Aneignungs- und Schutzstrategien ein so selbstverständlicher Teil des Alltagswissens sind, entzieht sich die Handlungsgrundlage bei der professionellen Vermittlung in Wohnen oder bei der Begleitung des Übergangs und des Haltens von Wohnen der Reflektion. Nicht alle Frauen teilen die Vorstellung von Wohnen, die die Gesellschaft mit dem Gedanken der sozialen Re-Integration verbindet. Ihre Vorstellung von Wohnen, ihre Strategien, in dem miteinander verbundenen sozialen und physischen Raum Wohnen herzustellen, haben ihre eigene Logik und Sinnhaftigkeit.

Wir hoffen, dass wir mit diesem Forschungsprojekt Verständnis und Neugier auf das Verstehen der Situation wohnungsloser Frauen geweckt haben und dass sich dies in einer Verbesserung ihrer Lage auswirken wird.



Literaturverzeichnis

- BAG Wohnungslosenhilfe (1997): BAG Informationen: Weibliche Wohnungslosigkeit. Bielefeld: BAG Wohnungslosenhilfe
- Becker, R. (1997): Frauenforschung in der Raumplanung. Versuch einer Standortbestimmung. In: Bauhardt, Ch., Becker, R. (Hrsg.): Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung. Pfaffenweiler: Centaurus, 11-32
- Biel, M. (1996): Obdachlos in Glanz und Glamour. Die Schattenfrauen von Kalifornien. In: Blum, E. (Hrsg.): Wem gehört die Stadt? Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen. Basel: Lenos-Verlag, 115-123
- Blinkert, B. (2000): Die un/geordnete Stadt. In: Zeitung zum Sonntag, Nr. 24, 11.Juni 2000, 25
- Blum, E. (Hrsg.) (1996): Wem gehört die Stadt? Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen. Basel: Lenos-Verlag
- Blum, E. (1996): Wem gehört die Stadt? – Stadt und Städtebau im Umbruch. In: Blum, E. (Hrsg.): Wem gehört die Stadt? Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen. Basel: Lenos-Verlag, 18-50
- Bohnsack, R. (1993): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen: Leske + Budrich, 2. Aufl.
- Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 25-34
- Bremer, H., Romaus, R. (1990): Alleinstehende wohnungslose Frauen in München. Umfang - Strukturen - Probleme - Konsequenzen. München
- de Certeau, M. (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve-Verlag
- Douglas, M. (1981): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Dangschat, J. (1994): Segregation. In: Dangschat, J., Blasius, J. (Hrsg.): Lebensstil in den Städten. Opladen: Leske + Budrich, 426-445
- Dangschat, J. (1996): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung? Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und Lebensstilen. In: Schwenk, O.G. (Hrsg.): Lebensstil zwischen Kulturwissenschaft und Sozialstrukturanalyse. Opladen: Leske + Budrich, 83-119
- Davis, M. (1999): Ecology of Fear. New York: Vintage Books
- Davis, M. (1994): City of Quarz. Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles. Berlin, Göttingen: Schwarze Risse/Rote Straße
- Dear, M. J. (1995): Urbanität in der Postmoderne. In: Sträter, F. (Hrsg.): Los Angeles – Berlin. Stadt der Zukunft - Zukunft der Stadt. Stuttgart: context, 18-30
- Downs, R. M., Stea, D. (1982): Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen. New York: Harper & Row

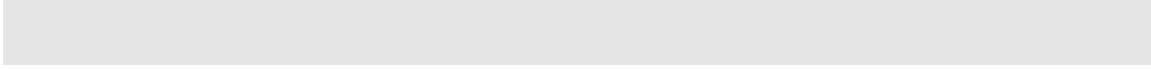
- Enders-Drägässer, U., Sellach, B., Feig, A., Jung, M.-L., Roscher, S. (1999): Frauen ohne Wohnung. Handbuch für die ambulante Wohnungslosenhilfe für Frauen. Stuttgart: Kohlhammer. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 186
- Fischer, G., Riedesser, P. (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München, Basel: Ernst Reinhard Verlag
- Foucault, M. (1991): Andere Räume. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 65-72
- Frank, S. (1997): StadtLandschaften und GeschlechterGeographien. Aspekte einer geschlechterbezogenen Stadt- und Raumforschung. In: Kreisky, E., Sauer, B. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation. Sonderheft der Politischen Vierteljahresschrift. Opladen: Leske + Buderich, 334-355
- Friedrich, M. (1999): Die räumliche Dimension städtischer Armut. In: Dangschat, J. (Hrsg.): Modernisierte Stadt – gespaltene Gesellschaft: Ursachen von Armut und sozialer Ausgrenzung. Opladen: Leske + Buderich, 263-287
- Friedrichs, Jürgen (1983): Stadtanalyse: soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft. Opladen: Westdt. Verlag. 3. Aufl.
- Geiger, M., Steinert, E. (1991): Alleinstehende Frauen ohne Wohnung. Soziale Hintergründe, Lebensmilieus, Bewältigungsstrategien, Hilfeangebote. Stuttgart u.a.: Kohlhammer, Schriftenreihe des Bundesministers für Frauen und Jugend, Band 5
- Giddens, A. (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 2. überarbeitete Aufl.
- Greifenhagen, A., Fichter, M. (1995): Psychische Erkrankungen bei alleinstehenden wohnungslosen Frauen. Eine epidemiologische Untersuchung in München. In: Bock, T. et al. (Hrsg.): Abschied von Babylon. Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie. Bonn: Psychiatrieverlag, 130-136
- Greifenhagen, A., Fichter, M. (1997): Mental illness in homeless women: An epidemiological study in Munich, Germany. In: Europ. Arch. of Psychiatry and Clinical Neurosciences, 247 Jg., 162-172
- Greverus, I.-M. (1997): Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell. In: Steiner, D. (Hrsg.): Mensch und Lebensraum. Fragen zu Identität und Wissen. Opladen: Leske + Buderich, 121-146
- Hägele, A. (1994): Kein Raum, kein Schutz, kein Recht. Die Bedeutung sexueller Gewalt für wohnungslose Frauen. Diplomarbeit Ev. Fachhochschule Freiburg
- Häußler, M.; Stöbel, U.; v. Troschke, J.; Walterspiel, G.; Wetterer, A. (1988): Konzepte und Erkenntnisinteresse der wissenschaftlichen Begleitung von Modelleinrichtungen. In: Dietzel, G.T.W., v. Troschke, J. (Hrsg.): Begleitforschung bei staatlich geförderten Modellprojekten – strukturelle und methodische Probleme. Stuttgart u.a.: Kohlhammer. Schriftenreihe des BMJFFG, Bd. 216
- Helfferrich, C. (1994): Die Austreibung des ‚Patriarchats unter der Haut‘. Feministische Körperkonzepte und Aneignungsstrategien. In: Brückner, M., Meyer, B. (Hrsg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume. Freiburg: Kore, 118-148
- Helfferrich, C., Hendel-Kramer, A., Tov, E., v. Troschke, J. (1997): Anlaufstelle für vergewaltigte Frauen. Stuttgart u.a.: Kohlhammer. Schriftreihe des Bundesministeriums für Frauen und Jugend. Bd. 146

- Helfferrich, C. (1998): Weibliche Körperkonzepte. Nebenergebnisse einer Studie zu Sexualität und Kontrazeption. In Schmidt, G., Straß, B.: Sexualität und Spätmoderne. Über kulturellen Wandel der Sexualität. Stuttgart: Ferdinand-Enke-Verlag, 71-85
- Hengartner, T. (1999): Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin, Hamburg: Dietrich Reimer Verlag
- Herman, J.L. (1993): Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. München: Kindler Verlag
- Herrle, J. (1998): Soziale Unterstützungsnetzwerke im psychotherapeutischen Kontext. In: Röhrle, B., Sommer, G., Nestmann, F. (Hrsg.): Netzwerkinterventionen. Tübingen: dgvt, 51-76
- Hess, H. (1978): Das Karriere-Modell und die Karriere von Modellen. In: Hess, H., Störzer, H. U., Streng, F. (Hrsg.): Sexualität und soziale Kontrolle. Beiträge zur Sexualkriminalologie. Heidelberg: Kriminalistik Verlag, 1-30
- Hesse-Lorenz, H., Moog, R. (1996): Wohnungslosigkeit bei Frauen ist unsichtbar. In: Institut für kommunale Psychiatrie (Hrsg.): Auf die Straße entlassen. Obdachlos und psychisch krank. Bonn: Psychiatrie-Verlag, 117-132
- Heuser, K. (1996): Obdachlos und psychisch krank- Probleme innerhalb von Verwaltung und Recht. In: Institut für kommunale Psychiatrie (Hrsg.): Auf die Straße entlassen. Obdachlos und psychisch krank. Bonn: Psychiatrie-Verlag, 95-106
- Holland-Cunz, B. (1993): Öffentlichkeit und Privatheit – Gegenthesen zu einer klassischen Polarität. In: Frei-Räume, Sonderheft 1992/93, 36-53
- Holtmannspötter, H. (1996): Von ‚Obdachlosen‘, ‚Wohnungslosen‘ und ‚Nichtsesshaften‘. In: Institut für kommunale Psychiatrie (Hrsg.): Auf die Straße entlassen. Obdachlos und psychisch krank. Bonn: Psychiatrie-Verlag, 17-29
- Hoppe, B. (1998): Lebensweltliche Pflege. Unterstützung der Häuslichkeit als professionelle Aufgabe? Grenzen und Grenzverletzungen. In: Schmidt, R., Thiele, A. (Hrsg.): Konturen der neuen Pflegelandschaft. Positionen, Widersprüche, Konsequenzen. Regensburg: Transfer Verlag, 55-66
- Jansen, B., Klie, T. (1999): Häuslichkeit. In: Jansen, B., Radebold, H., Schmitz-Scherzer, R. (Hrsg.): Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis. Weinheim, Basel: Beltz, Beltz-Handbuch, 521-539
- Jodolet, D. (1991): Soziale Repräsentation psychischer Krankheit in einem ländlichen Milieu in Frankreich. Entstehung, Struktur und Funktionen. In: Flick, U.: Alltagswissen über Gesundheit und Krankheit. Subjektive Theorien und soziale Repräsentationen. Heidelberg: Asanger, 269-293
- Knopp, L. (1995): Sexuality and urban space. A framework for analysis. In: Bell, D., Valentine, G. (Hrsg.): Mapping desire. Geographies of sexualities. London, New York: Routledge, 149-161
- Kretschmann, U. (1993): Das Vergewaltigungstrauma. Krisenintervention und Therapie mit vergewaltigten Frauen. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Kromrey, H. (1998): Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung. Opladen: Leske + Budrich. 8. Auflage

- Kunstmann, W. (2000): Psychische Erkrankungen wohnungsloser Männer und Frauen - eine kritische Analyse aktueller Forschungen. In: Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V. (Hrsg.): *Leben auf der Straße. Zur gesundheitlichen und sozialen Lage von Frauen und Männern, Mädchen und Jungen, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist.* Hannover: LV für Gesundheit, 7-16
- Läpple, D. (1991): Essay über den Raum. In: Häußermann, H., Ipsen, D., Krämer-Badoni, T., Rodenstein, M., Siebel, W. (Hrsg.): *Stadt und Raum. Soziologische Analysen.* Pfaffenweiler: Centaurus, 157-208
- List, E. (1993): Gebaute Welt – Raum, Körper und Lebenswelt in ihrem politischem Zusammenhang. In: *Frei-Räume, Sonderheft 1992/93*, 54-70
- Neusser, S. (2000): Verstetigung der sozialen Randlage wohnungsloser Frauen. In: Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V. (Hrsg.): *Leben auf der Straße. Zur gesundheitlichen und sozialen Lage von Frauen und Männern, Mädchen und Jungen, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist.* Hannover: LV für Gesundheit, 49-56
- Nießen, M. (1977): Gruppendiskussion: Interpretative Methodologie - Methodenbe-gründung - Anwendung. München: Fink
- Nissen, U. (1997): Kindheit, Geschlecht und Raum. Sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumeignung. Weinheim, München: JuventaVerlag
- Noller, P., Ronneberger, K. (1995/96): Metropolis. Weltstädtische Eliten und ihre Furcht vor Submilieus - das Beispiel Frankfurt (Teil 1), in: *Blätter des IZ3W*, Dez.95/Jan96/no.210, 35-38
- Noller, P., Ronneberger, K. (1996): Metropolis. Weltstädtische Eliten: Coca-Cola oder 'Flaschenworscht'? (Teil 2), in: *Blätter des IZ3W*, Feb.96/no.211, 41-43
- Passaro, J. (1996): *The unequal homeless. Men on the streets, women in their place.* New York, London
- Ploch, B. (1994): Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie. In: Greverus, I.-M., Moser, J., Ploch, B., Röhmhild, R., Schilling, H., Schult, M. (Hrsg.): *Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.* Frankfurt a.M.: Notizen, Bd.46
- Prigge, W. (1996): *Urbanität und Intellektualität im 20. Jahrhundert.* Wien 1900, Frankfurt 1930, Paris 1960. Frankfurt a.M., New York: Campus-Verlag
- Riege, M. (1993): *Alleinstehende wohnungslose Frauen - Rahmenbedingungen und Praxis einer Fachberatungsstelle.* Aachen
- Röhrig, A. (1996a): „Da habe ich dann eine Zeitlang bei meiner Freundin gewohnt, und dann ging das alles aber nicht mehr ...” - Wohnungslosigkeit in Berlin. In: Böckmann-Schewe, L., Röhrig, A., Schings, Ch. (Hrsg.): *Armut und Frauen in Berlin. Dokumentation der Tagung vom 2.5.1996.* Berlin-Branadenburg: Institut für Sozialforschung und sozialwissenschaftliche Praxis
- Röhrig, A. (1996b): Kein Ort, nirgendwo. Wohnungslosigkeit von Frauen in Berlin. In: *wohnungslos* 3, 88-91
- Rodenstein, M. (1993): Feministische Stadt- und Regionalforschung. Zum Stand der Diskussion städtischer Lebensverhältnisse. In: *Frei-Räume, Sonderheft 1992/93*, 20-35

- Röhrle, B. (1994): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Weinheim: PVU
- Rosenke, W. (1995): Wohnungslose Frauen. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 2, 63-68
- Rosenke, W. (1996): Weibliche Wohnungsnot: Ausmaß - Ursachen - Hilfeangebote. In: wohnungslos 3, 77-83
- Ruddick, S.M. (1996): Young and homeless in Hollywood. Mapping social identities. New York, London: Routledge
- Scheller, A. (1995): Frau Macht Raum. Geschlechtsspezifische Regionalisierungen der Alltagswelt als Ausdruck von Machtstrukturen. Zürich: Anthropogeographie Vol.16
- Schön, E. (1999): „...da nehm‘ ich meine Rollschuh‘ und fahr‘ hin...“ – Mädchen als Expertinnen ihrer sozialräumlichen Lebenswelt. Bielefeld: Kleine Verlag
- Soja, E. W. (1996): Thirdspace. Journeys to Los Angeles and other real-and-imagined places. Oxford: Blackwell Publishers
- Soja, E. W. (1991): Geschichte, Geographie, Modernität. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 65-72
- Soja, E. W. (1989): Postmodern geographies. London: Verso
- Sorkin, M. (1992): See you in Disney Land. In: Sorkin, M. (Hrsg.): Variations on a theme park. New York: Hill and Wang, 205-232
- Stoffels, H., Kruse, G. (1996): Der psychiatrische Hausbesuch. Hilfe oder Überfall? Bonn: Psychiatrie-Verlag
- Tzschaschel, S. (1986): Geographische Forschung auf Individualebene. Darstellung und Kritik der Mikrogeographie. Kallmünz, Regensburg: Lassleben
- Weerenbeck, J. (1989): Straßenpunkts. Eine neue Problemgruppe der „Nichtsesshaftenhilfe“. Herausgegeben von der Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung e.V. an der Evang. Fachhochschule Freiburg
- Weichhart, P. (1990): Raumbezogene Identität. Stuttgart: Steiner, erdkundliches Wissen Heft 102
- Wessel, T. (1996): Die Wohnungsnot von Frauen in der psychiatrischen Versorgung. In: Gefährdetenhilfe 3, 81-83
- Welz, G. (1991): Streetlife. Alltag in einem New Yorker Slum, Frankfurt a.M.: Institut für Kulturanthropologie und europäische Ethnologie. Dissertation
- Wilson, E. (1993): Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen. Basel: Birkhäuser
- Wolch, J. (1989): The power of geography. How territory shapes social life. Boston: Unwin Hyman
- Wolch, J., Dear, M. (1991): Wie das Territorium gesellschaftliche Zusammenhänge strukturiert. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume; Frankfurt a.M.: Campus-Verlag, 233-248

270 Was brauchen wohnungslose Frauen?



Anhang zum Abschlussbericht

A. Mitglieder des Arbeitskreises ‚FrauenLeben - FrauenWohnen‘

B. Dokumentationsinstrumente

Kontaktdokumentation

Telefondokumentation - Klientinnen

Telefondokumentation - Institutionen

Kontaktverlaufsdokumentation

C. Fragebogen

Leitfaden für die qualitativen Einzelinterviews

Mitarbeiterinnenbefragung

Kooperationsbefragung

Klientinnenbefragung

D. Sozialdaten der Teilnehmerinnen der Einzelinterviews

E. Materialien zu den Stadtdiskussionen

Informationsschreiben für interessierte Frauen

Übersicht über die Gruppen der Stadtdiskussion

Glossar der genannten Orte

Beispiele subjektiver Stadtkarten